

Dieter Hildebrandt

Ausgebucht

Mit dem Bühnenbild im Koffer

s&c by unknown

Dieter Hildebrandt war in den vergangenen Jahren ein eifriger Vorleser seiner Texte. Bei Lesereisen lernte er seine Heimat Deutschland so richtig kennen, und er war fasziniert von den fulminanten Angeboten der Hotellerie, dem begeisternden Service der Bahn AG wie der Lufthansa, von kulinarischen Angeboten in allen deutschen Gauen; und wenn er im Hotelzimmer mal das Fernsehen anschaltete, verging ihm auch da der Appetit. Seine Erlebnisse auf diesen Fahrten hat er aufgeschrieben, und seine Schilderungen hat er gespickt mit satirischen Aperçus und politischen Betrachtungen über den Tag hinaus. Sie zeigen den großen Kabarettisten erneut als geistreichen, kritischen und witzigen Erzähler.

ISBN: 3-89667-267-3

Verlag: Karl Blessing Verlag

Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2004

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa, München-Zürich unter Verwendung eines Fotos von Rudolf Klaffenböck, Passau

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

»Es gab«, so der Autor, »ein Leben vor dem Fernsehen, es gibt eins nach ihm. Das nach ihm ist freier und fröhlicher, denn es ist nicht ›formatiert‹. Vor der feindlichen Übernahme des menschlichen Tagesablaufs durch das Fernsehen haben wir das Wort Format mehr von der Qualität bestimmt verstanden.«

Nach dem Ausscheiden aus dem Fernsehgeschäft braucht Dieter Hildebrandt sich nur noch um sein eigenes Format zu kümmern, das Format als Buchautor, was er auf seinen Lesungen in den vorangegangenen Jahren mit großem Erfolg getan hat. Aufgetreten ist er in großen Hallen, edlen Theatern und in schmucklosen Sälen, ohne Bühnenbild, ohne Kostüm und ohne Rhythmusgruppe, nur er und sein Buch, aber er wusste, dass auch im freudlosesten Saal ein Publikum von Format saß.

»Jedes Publikum ist anders. In jeder deutschen Landschaft gibt es andere Voraussetzungen für das Lachen. Einige Vorurteile bestätigen sich alljährlich. Mein bevorzugtes Fortbewegungsmittel ist die Bahn. Sie ist furchtbar. Selbst nachdem Biolek und Witzigmann die PR für die Esskultur in den Speisewagen übernommen haben.« Hildebrandt hat viele Strapazen auf sich genommen, seine Auftrittsorte rechtzeitig zu erreichen. Ist er mit dem Auto unterwegs, dräut ein Stau, wählt er die Bahn, ist die Ankunft wo auch immer ein Glücksfall. Und dass Fliegen schöner sei, ist eine glatte Lüge. Und doch ist er mit seiner Ich-AG zufrieden. Schließlich ist er überall ausgebucht.

Autor



Dieter Hildebrandt, geboren 1927 in Bunzlau, Niederschlesien. Mit Sammy Drechsel Gründer der »Münchner Lach- und Schießgesellschaft«, deren Ensemble er bis 1972 angehörte. Von 1973 bis 1979 NOTIZEN AUS DER PROVINZ (ZDF), von 1980 bis 2003 SCHEIBENWISCHER (SFB). Auftritte in Filmen und TV-Serien. Zahlreiche Auszeichnungen, darunter Grimme-Preis in Gold. Viele erfolgreiche Bücher, darunter als Letztes VATER UNSER – GLEICH NACH DER WERBUNG. Hildebrandt lebt mit seiner zweiten Frau, der Kabarettistin Renate Küster, in München.

Inhalt

MÜNCHEN, HAUPTBAHNHOF, 9.43 UHR.....	6
ERFURT, LESEBÜHNE, 20.40 UHR.....	11
LEIPZIG, HOTELZIMMER, 8.00 UHR	13
BERLIN, INNENMINISTERIUM, DÄMMERUNG.....	19
BERLIN – LEIPZIG – MÜNCHEN	27
KOHLRAUSCH.....	37
HARTZREISE.....	43
FUTSCHIWEG	48
AUF DER A99 – A9, RICHTUNG DEGGENDORF	54
BAYERISCHER WALD – REGEN – BIERKELLER	58
MEUSEL SENDET SIGNALE.....	67
WER LIEST SCHON KRITIKEN?	69
MÜNCHEN, HAUPTBAHNHOF, 10.15 UHR.....	74
ZWISCHENSTATION IN HOIDLBÖRG	83
KÖLN, HAUPTBAHNHOF	89
JETZT NICHT – VIELLEICHT SPÄTER	100
MÜNCHEN, HAUPTBAHNHOF, 10.23 UHR.....	103
WER ODER WAS IST MEUSEL?.....	106
DORTMUND UMSTEIGEN	110
VORSICHT KLASSIK!.....	115
»WAS EIN HUND WILL – DAS WEISS KEIN SCHWEIN«.....	127
MESSAGE	133
BOSBACH FASST SICH AN DEN KOPF.....	139
STRASSE ZAHLEN	145
WAS RECHT IST, MUSS RECHT BLEIBEN	151

AUSGEBUCHT	156
RÜSSELSHEIM, DREISTERNEHOTEL, 21.00 UHR...	162
GIPFELÄNGSTE.....	163
SCHWÄBISCH GMÜND – AALEN – DISCHINGEN..	165
DISCHINGEN	171
NACH HAUSE. »AUF DEM SCHNELLSTEN WEGE«	173
INTERMEZZO	176
LH MUC – HAM	180
QUO VADIS KULTURRADIO	185
MÜNCHEN – MAINZ, ABFAHRT 9.46 UHR.....	188
MAINZ – LERCHENBERG.....	193
MEIN KLEINER BRUDER	196
ABRA MAKABRA	200
ALTENBURG – BISCHOFSWERDA – HOYERSWERDA – EISENHÜTTENSTADT.....	205
HOYERSWERDA	209
EISENHÜTTENSTADT – SCHWEDT	211
BERLIN, HOTEL AM LOS-ANGELES-PLATZ	216
BODENWERDER	224
KLEINKUNST IM GROSSZELT	227
NACHTZUGIMPRESSIONEN	230
FÜNFUNDACHTZIGSTE HEIMKEHR	233
DIE VERMUMMUNG DER VERDUMMUNG.....	239
MÜNCHEN – FULDA – WEIMAR.....	247
TÜREN SCHLIESSEN	256
ENDSTATION, ABFAHRT WEIMAR, 9.20 UHR	267
LAST BUT NOT LEAST	273

MÜNCHEN, HAUPTBAHNHOF, 9.43 UHR

Zehn Minuten zu früh. Das liegt an meiner Frau Renate. Sie wird Stunden vor der Abreise schon unruhig. Wenn wir gemeinsam reisen, kommt regelmäßig eine gereizte Stimmung auf. Nicht deswegen, weil ich irgend etwas Unpassendes sage, nein, meine Ruhe macht sie wütend.

Heute reise ich allein. Sie schaut auf die Uhr.

»Du musst los.«

»Ich brauche nur fünf Minuten.«

Es entsteht eine Pause, und ich weiß sofort, dass ich für diesen Morgen ihre Toleranz verbraucht habe. Auf solche und ähnliche Weise entsteht selten ein übertriebener Abschiedsschmerz.

Sie sagt nichts mehr.

Und weil mich irgendwas reitet, sage ich: »Ich habe bei Robert Neumann gerade einen schönen jüdischen Witz gelesen.«

»Ich trau mich nicht nach Hause«, sagt der eine.

»Warum nicht?«, fragt der andere.

»Wegen meiner Frau«, sagt der eine.

»Was macht sie denn?«, fragt wieder der andere.

»Noja, sie redt und redt und redt.«

»Was redt sie denn?«

»Das sagt sie nicht.«

Die S-Bahn habe ich natürlich verpasst, habe ein Taxi genommen. Der Fahrer war ein etwas älterer Herr, der sehr gemächlich fuhr. Ich kaufte mal ein Auto, das als sensationelle Neuerung eine Wegfahrsperrre eingebaut hatte. Sie funktionierte so gut, dass ich, wenn ich am nächsten Morgen wegfahren wollte, am Abend vorher starten musste.

Dieser Taxifahrer war die personifizierte Wegfahrsperrre. Zunächst einmal starrte er mich an. Das dauerte und dauerte, und ich drängte: »Bitte fahren Sie los, ich verpasse den Zug.«

Er ließ sich in keiner Weise beirren, hob langsam den Zeigefinger und sagte triumphierend: »Eahna kenn i.«

»Das mag sein, aber bitte fahren Sie jetzt«, flehte ich ihn förmlich an.

»Momeent«, sagte er dann, »können S' mir a Autogramm geben?«

Aber er ließ sich überreden und bewegte sein Auto sehr langsam vorwärts.

Es war nicht mehr zu schaffen. Als ich am Bahnhof sehr hastig ausstieg, rief er mir noch nach: »Sie san der Hildenbrand, gell?«

In diesem Jahr bin ich unter vielen verschiedenen Namen aufgetreten: Hillenbrand, Hillebrand, doch das schönste Missverständnis geschah auf der Insel Rügen. Im dortigen Kulturheft erschien ich mit dem Namen Dieter Hildegard.

Auf Bahnsteig 14 stand der ICE nach Hamburg. Fünf Minuten später fuhr er los. Ich hatte es geschafft. Um ein Haar aber nicht! Renate würde vor Schadenfreude glühen, wenn sie es wüsste. Sofort taucht die Frage auf: »Warum hat der Zug schon Verspätung, bevor er überhaupt losgefahren ist?«

Das ist zutiefst undankbar, ich weiß, denn diese Verspätung hat mir wahrscheinlich die Vorstellung am Abend in Erfurt gerettet. In Fulda umsteigen. Dafür sind noch sechs Minuten Zeit, um den anderen Bahnsteig zu erreichen. Es wird knapp, aber noch ist es möglich.

Nach fünf Minuten halten wir in München-Pasing. Nach zehn Minuten stehen wir immer noch da. 25 Minuten später meldet sich der Zugsprecher mit der Mitteilung, dass sich die Weiterfahrt noch ein wenig verzögern könnte. Wir hatten also nach einer Fahrt über fünf Kilometer, von München nach

München-Pasing, 40 Minuten Verspätung. Später wurden wir dann umgeleitet über vorher noch nie gesehene Nebenstrecken, die eingleisig waren. Viele kleine beschauliche Dörfer waren zu sehen, unbeschränkte Bahnübergänge mit winkenden Bahnvorstehern, aber keinen Zuständigen, der uns informiert hätte, wie es denn nun weitergeht. Später meldete sich der Sprecher mit der Mitteilung, dass wegen eines Stellwerkschadens in Lochham ... das interessierte keinen Menschen mehr, die Anschlusszüge waren weg.

Um mich zu beruhigen blätterte ich in der Bahnillustrierten *Mobil* und war fasziniert von dem prächtigen Titelbild, aus dem heraus zwei strahlende Meisterköche versprachen, sich um die gefürchtete Esskultur in den Speisewagen der Bahn zu kümmern.

Man vermutet, dass sich das Niveau um mindestens 20 Prozent erhöhen wird. Das heißtt, von den verkohlten sechs Nürnberger Rostbratwürsten wird man zwei halbwegs genießen können.

Über die Bordspreechanlage meldet sich ein sehr schlechter Sprecher. Er brüllt in das Mikrophon, verschluckt die Silben und hat einen erheblichen Sprachfehler. Vermitteln möchte er folgenden Text:

»Meine Damen und Herren, in wenigen Minuten erreichen wir Würzburg. Sie haben Anschluss an den Regionalexpress nach Nürnberg um 11.15, Gleis sieben, und den Regionalexpress nach Fulda um 11.46, Gleis vier.«

Zu verstehen ist ungefähr: »amenärrn eigenuttenneichen urrzurch schuss güonalexess ... berch eissiebn günaleszessssulda zwrvirz heisshier.«

Wo steht der Zug nach Fulda also? Verwirrung. Alle Züge fahren von anderen Bahnsteigen, weil alle ICEs, die aus dem Süden kommen, über eine Stunde Verspätung haben. »Die Regionalzüge konnten leider nicht warten.« Auf Deutschlands Bahnhöfen herrscht Ratlosigkeit. Der Sprecher klärt uns auf

warum. Wegen eines Stellwerkschadens in Lochham.

An diesem Abend komme ich zehn Minuten vor dem Beginn der Vorstellung in Erfurt an. Natürlich benutze ich die Gelegenheit, Herrn Mehdorn zu beschimpfen, den Herrn mit den neuen genialen Tarifen. Wir sollen dann mit seinen Zügen fahren, wenn *er* will. Und wenn man sich ganz früh entscheidet, bekommt man die Fahrkarte billiger. Wenn jemand einen Notanruf bekommt:

»Komme sofort, Oma ist krank!!«, muss er für seinen spontanen Reiseentschluss büßen. Ich möchte mich bei der Beurteilung dieser Tarifgestaltung der hässlichen Formulierung, dass diese Leute nicht ganz dicht sein können, nicht bedienen, neige aber dazu, dieser Art von Managern ein paar undichte Stellen zuzutrauen.

Die großen Chefs, wie Herr Blähdorn auch, wälzen die Verantwortung für derartige Streiche in der Regel mit einer kurzen, lässigen Bemerkung auf die Untergebenen ab. Die haben inzwischen versucht, diese Blamage zu verniedlichen, sind mit Bergungsarbeiten beschäftigt, aber im Prinzip bleibt alles so: Es wird dazu geraten, Reisen auf lange Sicht hin zu planen. Wenn ich heute meine Fahrkarte für den 1. Oktober 2007 abholen würde, zahlte mir die Bahn noch was zu. Wer da nun behauptet, er verstände überhaupt nur noch Bahnhof, kann auch nicht so sicher sein, ob er unter Bahnhof das Gleiche versteht wie die Behörden.

Da muss einmal ein Missverständnis aufgekommen sein und zwar zwischen dem Bundesfinanzministerium und dem Bayerischen Finanzministerium. Vielleicht hat der BUFIMI geäußert, dass er da nur Bahnhof verstehen könne, worauf der BAYFIMI sofort eine Begriffsanalyse in Arbeit gab, die dann eine eigens dafür zusammengestellte Begriffssfindungskommission, die sofort eine Beratungsgesellschaft kontaktierte, ausgeführt hat. Nach einer eingehenden etymologischen Überarbeitung erhielt der BUFIMI

vom BAYFIMI folgende Analyse:

An das Bayerische Staatsministerium der Finanzen 34 – S – 3206 – 2 / 290 – 51126

»Die Frage, was man unter Bahnhof zu verstehen habe, beschäftigt die Bevölkerung weit über das steuerliche Bewertungsproblem hinaus. Es wäre daher empfehlenswert, bei der Definition des Begriffs eine Stellungnahme der Gesellschaft für deutsche Sprache einzuholen.

Nach bayerischem Verständnis gehört zum Kern des Bahnhofs begriffs jedenfalls eine Schienenanbindung.

Traditionell ist auch ein regelmäßiges Anfahren durch schienengebundene Fahrzeuge kennzeichnend. Wobei diese Fahrzeuge mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf der dem Bahnhofsbereich zuzuordnenden Schienenstrecke einen Halt von mindestens *der* Dauer einlegen, die es den Zielort erreichen den bzw. den Abgangsort verlassenden Personen und Gütern ermöglicht, *aus* dem bzw. *in* das Schienenfahrzeug zu wechseln.

Es würde die Arbeit erleichtern, wenn diese Anforderungen in dem verwendeten Bahnhofs begriff wiedergefunden werden könnten.«

Es muss also, *bevor* diese helfende Definition gefunden worden ist, schwer gewesen sein für die Lokführer, den Bahnhof überhaupt zu finden.

Noch eine Überlegung liegt nahe, dass nämlich dieser Text eine im Hause des Bayerischen Finanzministeriums hergestellte Satire war. Meine Zuversicht reicht nicht so weit, diese Version zu glauben. Träfe sie allerdings zu, zöge ich den Hut vor so viel Talent.

ERFURT, LESEBÜHNE, 20.40 UHR

Ich befinde mich auf einer wunderschönen Bühne, die direkt neben der Thüringischen Staatskanzlei liegt. Als ich mit einem Taxi vorbeifuhr, fragte ich den Fahrer: »War das jetzt das Theater?«

»Nee, das heißtt, schon, aber das falsche. Das war die Regierungskanzlei.«

Der Ministerpräsident Thüringens, Bernhard Vogel, war kurz zuvor aus seinem Amt geschieden. Leute, die mit Theater, Oper, Malerei und Ähnlichem zu tun haben, weinen ihm nur wenige Tränen nach. Mit seinem gütigen Rat verschwand das Erfurter Schauspiel. Aus Einsparungsgründen, natürlich. Mit dem gesparten Geld wurde eine nagelneue Oper gebaut.

Es ist sicherlich nicht vernünftig, das eine gegen das andere auszuspielen und sofort den Verdacht zu hegen, hier wolle man ein Zeichen dafür setzen, dass die niedere Kunst des Sprechens der höheren der Gesangskunst weichen muss, weil sie auch höhere Einnahmen verspricht und große Stars in die Stadt lockt, aber fragen muss man mal, ob das im ganzen Lande richtungweisend werden soll. Das Erfurter Sprechtheater hatte einen glänzenden Ruf, war meistens ausverkauft, und der Spielplan war auf der Höhe der Zeit. Kann es sein, dass da Menschen, die Entscheidungen treffen, einfach keine Ahnung haben? Von Bernhard Vogel wusste man, dass er das Schicksal von mindestens fünf Sprechtheatern, wie es hieß, »zu seiner Chefsache« gemacht hatte.

Diese Häuser sind heute entweder zu oder zusammengeworfen. Das heißtt, diese Bühnen stehen heute geschlossen hinter ihm. Womöglich hatte der Taxifahrer Recht, als er meinte, die Thüringische Staatskanzlei hätte sich das Theater ganz allein vorbehalten.

Und von ganz hinten schleicht sich eine alte Vermutung wieder an, dass nämlich das Theater als politische Institution in der DDR eine andere Rolle eingenommen hat, dass durch diese einschüchternden Einsparungsmaßnahmen den Sprechbühnen klar gemacht werden soll, dass ihre Zeit vorbei ist. Es ist eine hinterlistige Art von feindlicher Übernahme in einer Zeit, die immer deutlicher entpolitisert wird.

»Die Kunst ist das Gewissen der Menschheit«, sagt Hebbel.
»Ja«, sagt Egon Friedell, »aber das böse.«

Und was ist Kultur? Das, was so wahnsinnig teuer ist in Zeiten der unverkäuflichen 4-Liter-Autos. Aber auch in solchen Zeiten kommt wieder Hoffnung auf. Wenn zum Beispiel eine große Autofirma in sommerlicher Nachtwärme ein Open-Air-Konzert mit Opernarien vor der Feldherrnhalle in München veranstaltet und Münchens Megamodegiggerl Mooshammer mit seinem Miniwauwau Daisy an der Puderbacke das Kultfeld betritt und begeisterten Applaus des Publikums erhält, glaube ich wieder an Deutschland, an die Kunst, an die Kultur, an Hebbel, an Stoiber und seine Frau Karin, die sich bei Wohltätigkeitskonzerten für hungernde Kinder im Opernhaus mitverbeugt, während die begeisterte Society mit Leberknödln und Nierensteinen wirft und hysterische, schlappgelebte und altgetrunkene Oldiestars selbst den furchtbarsten Bariton hochschreien. Das ist die Kultur, die sich auch selbst bezahlt. Es ist nur noch eine Frage von Jahren, bis *wir* das genauso auch in Erfurt, Halle, Merseburg oder am Kyffhäuser haben.

Das waren die einleitenden Sätze an diesem Abend, der besonders anschließend noch sehr schön wurde. Erfurt ist eine lebendige Stadt geworden, eine lustige und studentenreiche, eine Stadt, die im Sommer zulässt, dass die Gastwirte die Stühle und Tische auf die Straße stellen. Wo Maler und Keramiker wohnen und wohnen bleiben. Wenn Politiker die Stadt in Ruhe lassen, hat sie Zukunft.

LEIPZIG, HOTELZIMMER, 8.00 UHR

Ich werde geweckt. Pünktlich. Es klappt. Meistens klappt in diesen etwas besseren Hotels fast alles.

Es ist ein Viersternehotel. Wo das Haus sich die zwei zu vielen Sterne hergeholt hat, weiß man nicht. Das Zimmer hat nicht einmal einen. Die Inneneinrichtung besteht aus Möbeln, die man in ungeliebten Zweitwohnungen in Urlaubsländern abstellt. Dort, wo man im Winter Hochwasser zu erwarten hat. Ein Bett, ein Schrank, zwei schief hängende Bilder, Drucke, die einen erschossenen Förster oder einen ruhenden Schäfer oder so etwas Ähnliches zeigen, ein kleiner Schreibtisch, an dem man nicht sitzen, und ein kleines Badezimmer, in dem man kaum baden kann.

Beim Einchecken stehen zwei junge Damen an der Rezeption, die gelernt haben, Freundlichkeit zu vermitteln. Sie knipsen das Gesicht an wie eine Notbeleuchtung und fragen: »Was kann ich für Sie tun?« Wenn man »Nichts« sagt, knipsen sie die Lampe wieder aus. Es ist schnell zu erkennen, dass man ihnen schnurzegal ist. Wenn man Pech hat, läutet in die Kampfhandlungen während des Eintragens in das Anmeldeformular das Telefon. Dann telefoniert die Dame in aller Breite und mit sichtlicher Genugtuung, dass man warten muss, und wenn man großes Pech hat, telefonieren beide. Ein junger Mann kommt hinzu, den das alles gar nichts angeht und der offenbar ganz andere Aufgaben hat. Dann strömen viele Menschen in die Hotelhalle, ein Club, der Bridge spielt oder Bowling oder ein Theaterabonnement in der Stadt hat, und man steht blitzschnell inmitten von Koffern, Kisten, Taschen und umrauscht von einem unglaublichen Lärm. Sehr oft finden sich Japaner ein, die sich in jeder Lebenslage wie wild gegenseitig fotografieren, und man fühlt sich aus dem Bild geschubst, hat

aber den Zimmerschlüssel noch nicht, und das Gepäck ist nicht in Sicherheit, hoffen kann man nur, dass es nicht auf einem der vielen Zimmer dieser Gesellschaft abgeladen wird. Es dauert Tage, bis solche Irrtümer aufgeklärt sind.

Wenn man am nächsten Tag Zeit hat, trifft man sie bis zu viermal am Tag wieder, die Reisegesellschaft. Beispielsweise am Völkerschlachtdenkmal, bei dem ich beim ersten Anblick froh war, dass ich es nicht jährlich einmal besuchen muss. Meine Vorbehalte gegen Denkmäler sind nicht kleiner geworden. Man glaubt nicht, dass der Vorgang, also die Schlacht, wirklich dort stattgefunden hat, man glaubt nicht, dass die Menschen beim Anblick dieser großmannssüchtigen Anlage an die Leichenberge, die dieses Stück Erde nach der Schlacht bedeckt haben, denken, und man glaubt nicht, wie hässlich so ein Denkmal sein kann.

Aber gleichzeitig fällt einem ein, dass es an Zeiten erinnert, in denen Kriege *erklärt* wurden, Menschen in Uniformen auf die Schlachtfelder marschierten, um sich erschießen zu lassen oder auch nicht, und die namentlich für etwas oder wen oder was *gefallen* waren. Das Sterben für das Vaterland hatte eine Ordnung. Und es war ein Krieg zwischen Soldaten. Er hatte einen Schauplatz. Einen Kriegsschauplatz.

Interessierte Bürger standen auf angrenzenden Hügeln, waren dort mit ihren Kutschen hingefahren und verfolgten das Kriegsgeschehen, wie es hin- und herwogte, und zählten die Verluste der aufmarschierten Regimenter. Heute macht man das bei Verkehrsunfällen oder Fußballspielen. Man nannte diese Bürger, die das Geld für Pferd und Kutsche aufbringen konnten und sich die dafür verwendete Zeit leisteten, Schlachtenbummler. Wenn man privilegiert war, konnte man auch direkt neben dem Feldherrn stehen, der als solcher natürlich auf seinem Feldherrnhügel stand. Auf dem Hügel des Napoleon soll während der Völkerschlacht die Zahl der Schlachtenbummler spärlich gewesen sein. Sehr viele feine

Herrschaften hat man auf dem Blücherbergerl sehen können.
Sagt man.

Schon 100 Jahre später hat man begonnen, mit Granaten Städte zu beschießen, in denen Zivilisten wohnten. Es war für damalige Zeiten eine ungeheuerliche Brutalität! Wenn man sich an die Eröffnung des Zweiten Weltkriegs erinnert, der nicht 1939 mit dem Überfall auf Polen beginnt, sondern mit der totalen Zerbombung der spanischen Stadt Guernica im Baskenland im Jahre 1937, kann man behaupten, dass damit der »totale Krieg« begonnen hat. Hitler hatte dem Faschisten Franco Beistand gegen die Republikaner versprochen. Die »Legion Condor« flog ohne Vorwarnung, ohne deutsche Kriegserklärung an die spanische Republik, also mitten im Frieden nach Spanien und tötete nahezu die gesamte Bevölkerung Guernicas. Von 18000 Einwohnern haben 3400 überlebt.

Nimmt man den Brockhaus aus dem Jahre 1956, so wird man nur lesen können, dass Guernica 3400 Einwohner hat und im Bürgerkrieg 1937 zerstört worden sei. Von wem? Kein Wort.

Die Legion Condor hat dem Feldherrn Hitler, der im Krieg übrigens nie auf einem Hügel stand, sondern im Gegenteil sich in Bunkern unter der Erde verkroch, die Gewissheit verschafft, dass die brutale Vernichtung der Zivilbevölkerung eine ungeheuere demoralisierende Wirkung hat. Jahre später erlitt das die Bevölkerung von Coventry, und kurze Zeit darauf erlitten auch wir es, und die Reihenfolge sollten wir nicht durcheinander bringen. Und auch nicht glauben, dass Dresden das Finale in diesem Horrorkrieg gewesen ist. Das absolute Finale hat in Vietnam stattgefunden. Hiroshima und Nagasaki waren Höhepunkte auf dem Wege zum Zivilistenmord.

Inzwischen wimmelt es von Höhepunkten. Es gibt wohl nichts Niederträgteres, als unbeteiligte Menschen in Zügen, Bahnhöfen, Kaufhäusern oder Restaurants mit Hilfe eines umgeschnallten Sprengkörpers in die Luft zu jagen. Was sagen unsere Götter denn dazu? Welcher Hirnschaden wird hier mit

Gläubigkeit verwechselt? Wer verantwortet in Spanien die Idee, drei voll besetzte Eisenbahnzüge in die Luft zu jagen, voll mit Menschen, die zur Arbeit wollten, mit Kindern? Idealismus? Patriotismus? Fanatismus? Nichts davon. Es ist Mordlust. Was haben wir nur für Götter, die das zulassen? Jagen wir sie zum Teufel!

Umso verächtlicher erscheint mir der Versuch, die wachsende Angst der Menschen zu benutzen, um alte politische Ziele durchzusetzen. Bis vor kurzem musste die Angst vor der organisierten Kriminalität dafür herhalten, den Menschen die Unverletzlichkeit der Wohnung auszureden, der Polizei das Überwachen der eigenen Person zu erlauben, sich vertrauensvoll in die Hand des Staates zu begeben, um immer sicher zu sein, dass man sein Hab und Gut und Haus und Hof und Geld und Leben behält. Eine Ministerin der FDP, Frau Leutheusser-Schnarrenberger, ist aus Protest gegen eine gesetzliche Lockerung des Persönlichkeitsschutzes, also des Schutzes vor der Polizei, zurückgetreten. Ganz abgesehen davon, dass das eine nur noch selten anzutreffende noble demokratische Haltung verrät, ist doch damit vielen gutgläubigen Menschen ein Licht darüber aufgegangen, auf welchen Trittbrettern Law-and-Order-Liner mitfahren möchten.

Vor dem 11.9.2001 hat man sich in New York erzählt, dass der forsche Bürgermeister der Stadt, Giuliani, die Polizeikräfte so verstärkt und angeschärft hätte, dass sich die Meinung der Bürger ins Gegenteil verkehren musste. »Früher«, sagten sie, »haben wir Angst vor den Kriminellen gehabt, jetzt haben wir Angst vor der Polizei.« Ich muss zugeben, dass sich in meiner Haltung diesem Problem gegenüber etwas geändert hat.

Ich musste mich von den meisten Innenministern dieser Republik darüber belehren lassen, dass das Vertrauen in meine Sicherheit auf Straßen und Plätzen und auch in meinem Haus einfach töricht sei.

Ich folge nun dem, was ein Normalbürger zu diesem Thema zu

sagen hat: »Wer nichts tut, braucht nichts zu tun, damit ihm nichts getan wird.«

»Ich reiche dem die Hand, der mich vor bösen Händen schützt.«

»Lieber bin ich ein offenes Buch für die Polizei als ein geschlossener Sargdeckel für meine Lieben.«

Ich tue alles, um die Seiten meines Lebensbuches aufzublättern. Und es ist ein ständiges Geben und Nehmen und sich Öffnen.

Ich öffne dem Staat mein Herz, er öffnet mir dafür meine Briefe. Ich weiß, dass ich nur ein Staubkorn auf der Windschutzscheibe meines Staates bin. Erlöse mich von dem Übel des Individualismus. Ich habe mir schon eine Visitenkarte drucken lassen. Die hat inzwischen Din-A4-Format. Denn ich bin nicht nur eine kleine Nummer im Verzeichnis meines Innenministers. Ich bin eine Vielzahl von kleinen Nummern.

Telefon: 552837-1212

Fax: 20185949038

Dax: 22/000456455

Max: II/23

DB/Pr.B. 88756 5724 0056 127172

DB/Ö.B. 66 300 222

Bahncard 221003 211 n4 A7

Pen H.PPP.43879

Merc.C. ÜBL 855

Lu.Ha 1717 7986 1123 90

verdi Pr.79791265

BRK 31122008

DKV 0600/3947/10030

Alli. Teka + Voka 110/z 55/aa

Ich neige *zu* Ansichten.

Ich bin nicht abgeneigt.

Als Flüchtling vertrieben, als Vertriebener geflüchtet.

In bin meistens ziemlich so, dass man mit mir zufrieden ist.

Ich bin jederzeit bereit, meinem Nachbarn eine Wahrheit anzuhängen. Man kann mit mir machen, was ich will.

Ich bin Wachs in meinen Händen.

Man muss mich so nehmen, wie ich bin. Niemand kann aus seiner Haut. Ich schon.

Und ich bin der Meinung, dass es ein Ende haben muss.

Ich habe, weiß Gott!, Humor, aber ...

Die größte Angst habe ich immer vor denen, von denen man weiß, dass sie zuständig sind.

Als mir ein Fernsehintendant erklärte, wie er ist, der Humor, war ich erleichtert. Dr. Stolte gehört zu den deutschen Humorlotzen.

Ich habe eine Familie, weiß, wo im Dorf die Kirche ist, lasse sie dort und werfe niemals den ersten Stein, sondern immer erst, wenn schon ein anderer geworfen hat. Ich erkenne alles über mir an und weiß:

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, aber alles Scheiße, was so riecht.

Und weil ich allemal ein armer Sünder bin, sage ich zu meinem Staat: So nimm denn meine Hände und loch mich ein, wenn es dem Staate dient.

BERLIN, INNENMINISTERIUM, DÄMMERUNG

Die Namensliste der Innenminister, an die ich mich erinnern kann, ist lang. Höcherl, Schröder, Genscher, Zimmermann, Kanther fallen mir ein. Besonders unvergesslich Hermann Höcherl, der vor dem Parlament versprach, dass die *Spiegel-Affäre* aufgeklärt werden würde, und zwar durch einen hohen Beamten aus Spanien, der vor dem Parlament eine Aussage machen würde, die alle Aussagen des verdächtigten Franz Josef Strauß bestätigen sollten.

»Er ist«, so Höcherl, »bereits abgereist und wird in Kürze hier aussagen.« Er ist seit diesem Tage der am längsten vermisste europäische Beamte. Seit 42 Jahren verschollen. Es war der Augenblick, in dem ich mir Gedanken machte, wie ein Innenminister beschaffen sein muss, um so eine dreiste und bewusste Lüge in den Raum stellen zu können.

Nach Wahlen treten die Damen und Herren zusammen, die das neue Kabinett bilden werden, und man weiß noch nicht genau, auf welchem Stuhl der eine oder der andere sitzen wird. Sehr oft habe ich den Eindruck, dass jene, deren Gesichter mir Rätsel vermitteln oder Sorge bereiten, dann die Innenminister werden. Eine innere Kraft befähigt sie, den unangenehmsten Job innerhalb eines Kabinetts auszuüben. Der Innenminister ist, um es in der Sprache des Fußballs auszudrücken, innerhalb einer Regierungsmannschaft der Ausputzer oder Staubsauger. Um Gefahren abzuwenden muss er zu Fouls greifen, grätschen, beißen und, wenn es Not tut, richtig brutal werden. Foltern darf er nicht, sonst fliegt er aus der EU.

Wenige sind bereit, dieses Amt zu übernehmen. Einige aber sind dafür wie geschaffen. Man kann sogar vermuten, dass sie geborene Innenminister sind. Regierungschefs, die so einen in

der Mannschaft haben, schätzen sich glücklich. Natürlich lösen sie im Volk nichts aus, was mit Liebe oder Sympathie zu tun haben könnte. Das ist begreiflich, denn Innenminister haben nun mal mit der inneren Sicherheit, also mit der Polizei und allem, was damit zusammenhängt, zu tun. Polizeikräfte bestätigen durch ihr Handeln gewiss nicht immer, dass es sich um »Kräfte« handelt. Dass Bürger kopfschüttelnd zur Kenntnis nehmen, wie aus Unordnung und Verwirrung durch das Eingreifen von Polizisten das totale Chaos entsteht, dass Unschuldige verprügelt, eingesperrt und durch bewusste Falschaussagen von »Ordnungskräften« über Jahre hinweg ins Unrecht gesetzt werden, daran hat man sich fast schon gewöhnt.

Ein wenig lachen kann man erst wieder, wenn der Innenminister, bevor er weiß, was geschehen ist, flugs an den Tatort eilt, seine Polizei lobt und sich vor sie stellt. Es ist interessant, die Entwicklung eines Politikers zu verfolgen, der in jüngeren Jahren auf der anderen Seite stand, also auf der Seite derer, die misstrauisch Innenminister beobachtet haben, mit dem Vorsatz, objektiv zu sein. Je mehr er in die Rolle des obersten Sicherheitsbeamten hineinwächst, umso schmäler und kühler werden seine Augen, nehmen leicht amüsiert den Gegner wahr und warnen ihn gleichzeitig:

»Was immer du sagst, ich weiß, dass du lügst.«

Er spielt sich. Er hört sich zu. Und er spricht so gewaltsam tief, als ob ihm ein Regisseur zugeraunt hätte: »Humphrey. Sei Humphrey.« Und doch wäre es zu einfach, denen zu folgen, denen »sofort die Galle in die Feder fließt«, die einem Manne keine Chance geben, nur weil er Polizeiminister ist.

Nie war die Beschreibung eines Innenministers objektiver und präziser als diese: »Geborener Verräter, armseliger Intrigant, glatte Reptiliennatur, gewerbsmäßiger Überläufer, niedrige Polizeiseele, erbärmlicher Immoralist.« Aber mit einer »bewundernswert beharrlichen Charakterlosigkeit«. »Ein Mann, der innerhalb einer Weltwende alle Parteien überdauert ...«

»Charge des gerissenen Polizeiministers ...«

Und genauso glänzend und ähnlich grausam genau jene Beschreibung: »Einer der außerordentlichsten und zugleich der am falschesten beurteilten Männer seiner Zeit, wurde erst in den Krisen zu dem, was er nachher war. Er erhob sich unter dieser Regierung zu jener Höhe, von der aus tiefe Männer die Zukunft zu erkennen wissen, indem sie die Vergangenheit richtig beurteilen; dann gab er mit einem Mal, wie manche mittelmäßige Schauspieler, durch eine plötzliche Erleuchtung aufgeklärt, ausgezeichnete Darsteller werden, während des Staatsstreichs Beweise seiner Geschicklichkeit.

Dieser Mann mit dem blassen Gesicht, welcher alle Geheimnisse der Partei kannte, der er anfangs angehörte und ebenso die anderen, zu denen er schließlich überging, dieser Mann hatte die Menschen, die Dinge und die Praktiken des politischen Schauplatzes langsam und schweigend studiert. Weder seine neuen noch seine ehemaligen Kollegen ahnten in diesem Augenblick den Umfang seines Genies, das im Wesentlichen ein Regierungsgenie war: treffend in allen seinen Prophezeiungen und von unglaublichem Scharfblick.«

Und abschließend wieder der Autor der ersten Beschreibung: »Er lässt sich nicht gerne ins Gesicht und in die Karten sehen. Fast immer steckt er innerhalb der Ereignisse, innerhalb der Parteien hinter der anonymen Hülle seines Amtes so unsichtbar tätig verborgen wie das Uhrwerk in der Uhr, und nur ganz selten gelingt es im Tumult der Geschehnisse, an den schärfsten Kurven seiner Bahn, sein wegflüchtendes Profil zu erhaschen. Aber je verwegener in seinen Verwandlungen, um so interessanter trat mir der Charakter oder vielmehr Nichtcharakter dieses vollkommenen Machiavellisten der Neuzeit entgegen.«

Es wäre ein Wunder, wenn wir einen derart grandiosen und heroischen Schurken, der sich in solch genialer Weise für unsere Sicherheit quer über die Schienen vor den Zug der Zeit wirft, in

unserer Regierung aufweisen könnten. Können wir auch nicht. Die Beschreibungen stammen von Stefan Zweig und Honoré de Balzac. Und sie beschreiben den französischen Innenminister.

Joseph Fouché
1759-1820

Dass die Innenminister, über die wir verfügen konnten, und jene, die wir oder die uns haben in diesen unseren Tagen, einen Teil zumindest dieser monströsen Charakterlosigkeit und einschüchternden Intelligenz besitzen, möchte ich nicht bestreiten. Nur sind ihre Möglichkeiten eingeschränkt, weil krisenfeste Demokratien Regierte und Regierende langsam einschläfern.

Friedrich Zimmermann schwor noch mit dreistem Frohsinn einen Meineid, wofür ihn Fouché einen Kopf kürzer gemacht hätte. Ob Genscher zur damaligen Zeit seinen Job überlebt hätte, ist schwer zu sagen. Höcherl wäre nicht alt geworden. Fouché überlebte ein Kloster, verriet Ludwig XVI., brachte Robespierre aufs Schafott, Napoleon in die Verbannung und setzte Ludwig XVIII. wieder auf den Thron.

Dass Otto Schily manches davon auch zuwege gebracht haben könnte, ist nicht von der Hand zu weisen. Still und heimlich, fouchéähnlich hat er den Staat auf die Lauer gelegt. Es genügt nicht, hat er seinen Spitzenspitzeln eingebläut, dass wir über diesen Staat wachen, wir müssen mehr tun: ihn *überwachen*. Dafür müssen wir den Bürger mobil machen, was aber wiederum bedeutet, dass der Bürger, der eigentlich den Staat überwachen soll, selbst überwacht wird. Das kostet keine große Überredungskraft, denn der deutsche Bürger ist allzeit bereit mitzuhelpen. Auskunft zu geben, seinen Nachbarn zu unterstützen, indem man dem Staat seine Unbescholtenseit mitteilt. Im Falle einer Bescholtenseit hilft man dem Nachbarn

auch, wenn man ihm den Entschluss, seine Schuld zu bekennen, erleichtert.

Schily hat in seiner Schublade bereits eine vorzügliche Idee, wie man dieses Problem spielerisch löst. Die freischwebenden Privatfernsehsender beweisen täglich, wie man die ekelhaftesten Instinkte des Bürgers in Form einer Spielshow wecken kann. Das Interesse an einer funktionierenden Hausgemeinschaft wird riesengroß werden, wenn das Denunzieren zu einer Sportart erklärt wird. Nachdem das Anbringen von Wanzen sich als Flop erwiesen hat, weil es zu teuer, zu mühsam und zu unergiebig ist, weil die Leute über 24 Stunden hin in ihren Räumen nur unerträglichen Seim absabbern und nicht einmal die Ahnung einer Straftat übrig bleibt, sind die Ü-Wagen, die Überwachungswagen, wieder in die Garagen gefahren, und Schily hat eine neue, viel bessere Idee entwickelt. Wir wissen aus Erfahrung, dass in den totalitären Zeiten, die dieses Land durchlebt hat, die sicherste Methode, einen Feind zu fangen und dann zu eliminieren, immer die war, das Volksmitglied zur konstruktiven Wachsamkeit aufzufordern, oder, anders ausgedrückt, zur steuerbegünstigten Petze. Die großen Wohngemeinschaften treten in einen Petzwettbewerb gegeneinander an, nachdem sie in Vor-Ausscheidungen ihre Hausmeister ermittelt haben. Hausmeister waren schon zu Fouchés Zeiten die Garanten für ein ausrechenbares und einsetzbares Volk.

Deutschland Deutschland über alles, über alles wacht der Spitzel.

Welche Lust, von den Möglichkeiten Gebrauch zu machen, die es inzwischen gibt. Das Berühren jeglicher Gegenstände in Ihrer Wohnung meldet Ihre Fingerabdrücke ans Bundeskriminalamt. Das System wurde in Hotels bereits ausprobiert. Als ich im Frankfurter Hilton meine Minibarrechnung bezahlen wollte, war ich überrascht, was ich alles getrunken hatte. Aber ich wusste, ich hatte an diesem Tage nichts aus der Minibar genommen.

Wohl aber hatte ich nach einem Saft gesucht und dabei mehrere Flaschen berührt. Dieses wurde automatisch an die Rezeption gemeldet und landete auf meiner Rechnung.

Dass man ständig in irgendeiner Kamera zu sehen ist, auch auf der Straße, besonders in Überwachungsbüros von Kaufhäusern, und dann die Gegenstände, die man prüfend anfasst, den Standort melden, ist kein Geheimnis mehr. In Schwimmbädern wird man auch unter Wasser observiert und in Toiletten ... ob man schon so weit ist, weiß ich noch nicht. Aber es ist sicher in Arbeit.

Achten Sie beim Schuhkauf darauf, dass in die Schuhsohlen nichts Verdächtiges eingebaut wurde, denn man weiß bereits, dass Unterwäsche biogenetische Daten senden, die auch jederzeit mit der Krankenversicherung abgestimmt werden können. Es können dadurch 4500 Vertrauensärzte eingespart werden! Bereits vor Beginn eines eventuellen Examens werden Ihre Haare den Examinatoren das Ausmaß Ihres Unwissens mitgeteilt haben. Fragen Sie nicht nur Ihren Drogisten, sondern auch Ihren Friseur.

Ich bekam von meinem Hausarzt ein Spezial-Shampoo verordnet. Auf dem Beipackzettel las ich:

»Bei Aufnahme von Selsun® durch verletzte Hautpartien kann es zu folgenden Vergiftungsscheinungen kommen:

Zittern am ganzen Körper

Schwitzen

metallischer Geschmack

Schwäche

Benommenheit

Bauchschmerzen

Erbrechen

Nebenwirkungen:

Fettige Haare durch Stimulation der Talgdrüsensekretion

Diffuser vorübergehender Haarausfall

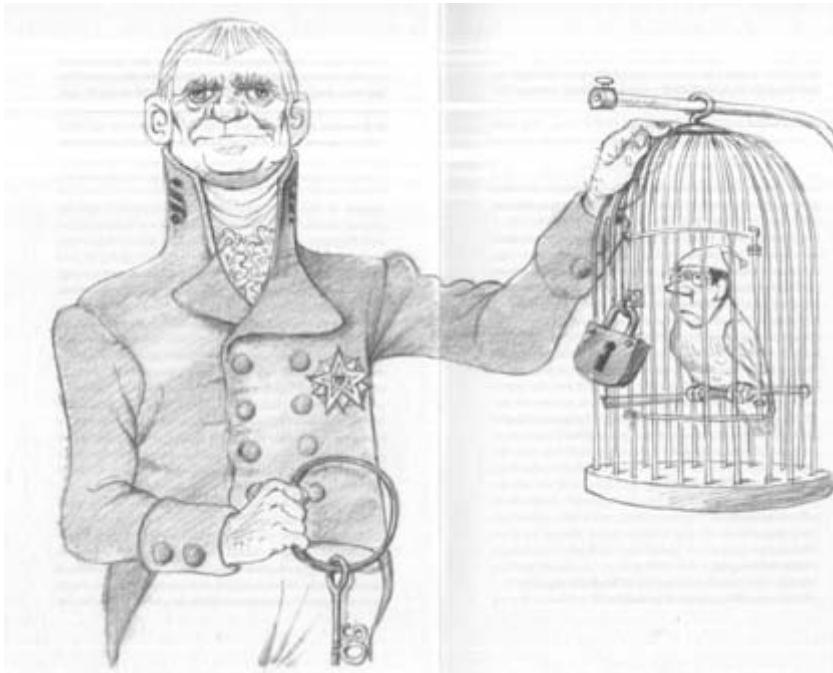
Unangenehmer Geruch nach Anwendung.«

Fragen Sie auch Ihre Frau.

Manchmal überfällt einen der Verdacht, dass alle diese Sicherheitsapparate einschläfernd wirken. Man weiß, es wird alles für mich getan, jeder Schritt von mir wird notiert, der Staat streicht mir zärtlich über die Stirn, wenn mir die Augen zufallen wollen, und in dem festen Vertrauen darauf, dass er mich liebt, schlafe ich ungemeuchelt und wohlbehalten ein.

Dankbar wache ich morgens auf, steige in mein Auto, in dem das violette Licht aufleuchtet, das mir bedeutet: Wo immer dein Reifen hinrollt, mit welcher Geschwindigkeit, mit welcher Fahrkunst du die Kreuzungen überquerst, was du während des Fahrens sagst, worüber du schimpfst, wird in der Megagigaquasselzentrale geschluckt, gespeichert und all deinen anderen Daten hinzugefügt, so dass du nie, wenn du einen Unfall verursacht haben solltest, gesucht werden musst. In 20 Sekunden steht der Polizei-Üwabe, der Überwachungsbeauftragte, neben dir, muss keine Bremsspuren mehr messen oder sonst irgendeinen nebенächlichen Quark mit dir besprechen, er weiß. Er weiß alles. Eine Fahrerflucht ist völlig ausgeschlossen. Es sei denn, aus den Monologen am Steuer geht hervor, dass der Fahrer böse Beschimpfungen über Verkehrsteilnehmer ausstößt, also dass der Fahrer flucht. Mühelos wird der Verkehrsüberwachungsdienst die Auskunft geben können, dass der verdächtigte Kraftfahrer am Dienstag, den 11.1., zwischen Niederhörnstein und Bimsberg zwischen Kilometer 331 und 401 die vorgeschriebene Geschwindigkeit von 100 Kilometer um zwölf überschritten hat. Mir scheint, dass der Bürger nicht besser fahren kann als mit diesen Schutzmaßnahmen. Es ist so, als ob der Staat hier die Funktion des Schutzengeis in vorbildlicher Weise erfüllt. Und wenn Sie

Zweifel haben sollten, fragen Sie den Drogisten, den Innenminister, den Polizeipräsidenten, den Beipackzettel, die Allianzversicherung und, wenn es nicht anders geht, den lieben Gott.



Und fragen Sie Ihren Hund beziehungsweise Ihren Tierarzt, ob und in welcher Weise die Steuermanke des Hundes alles, was Sie sagen, weitermeldet. Und ob das in Wiesbaden und Berlin gehört werden kann. Sehr wahrscheinlich ist dann auch, dass Ihr Hund fremde Befehle entgegennimmt. Das wird mit meinem Führhund problematisch. Er ist auf ganz eigene Weise erzogen und reagiert atypisch.

Früher war das so: Ich habe ihn immer rausgesetzt, wenn er auf den Teppich gemacht hat. Jetzt macht er auf den Teppich, wenn er rauswill.

BERLIN – LEIPZIG – MÜNCHEN

Der Wagenstandsanzeiger hat mich in die falsche Richtung geschickt. Wagen 38 ist nicht vorne, sondern in der Mitte. Mit Koffer und Umhängetasche durch die Mittelgänge durch sieben Waggon hindurchzukommen, ist mehr als mühsam. Die Leute haben ihr Gepäck neben ihre Sitze gestellt und machen keine Anstalten, mich durchzulassen.

Nach einer halben Stunde habe ich meinen Platz erreicht. Schräg gegenüber mustert mich ein Mann mit einem bemerkenswerten Kopf. Seine Nase sticht aus seinem Gesicht. Man kann so etwas einen Zinken nennen. Ich erinnere mich, dass mein kleiner Bruder einmal die Nase unseres Vaters gezeichnet und dann darunter geschrieben hat: »Rucksack.« Seine großen Ohren erinnerten mich an meinen ersten Lehrer in der Martin-Opitz-Schule. Wir Kinder nannten sie »Horcher«. Kleine dunkelbraune Augen, schwere Tränensäcke. Den Rest seiner Haare hat er irgendwie um die blanke Mitte drapiert.

An wen erinnert er mich noch? Merkwürdig. An mehrere Männer.

In dem Moment steht er auf, geht an mir vorbei, versucht möglichst unauffällig zu erforschen, ob ich der bin, für den er mich hält. Seine Jacke hat er über seinen Platz gehängt. Er scheint in seinen Seitentaschen viele Dinge mitzuschleppen.

Ein älteres Ehepaar sucht die reservierten Plätze. Er möchte seine Jacke aufhängen. Sie nimmt ihm ungeduldig die Jacke aus der Hand.

Sie: Lass ma, erst die Mäntel!

Er: Sach ich doch.

Sie: Nich meinen Hut unter deine Jacke!

Er: Seh ich doch.

Sie: Mach doch ma ruhich!

Er: Mach ich doch gar nich.

Sie: Der Zuch wackelt fürchterlich!

Er: Bin ich nich.

Er hat sich in die *Bildzeitung* vertieft. Sie faltet die Hände und beschaut die Landschaft. Sie hat jetzt eine lange Weile vor sich, in der sie vor sich schauen kann, in sich hinein und zurück und nach vorn, und strahlt Zufriedenheit aus.

»Ach ja«, seufzt sie.

Er ist sofort beunruhigt und fragt zurück: »Was ist?«

»Nix«, sagt sie, und: »Ich hab mal grade gesagt, ach ja.«

»Warum?«

»Wieso warum?«

»Weiß ich nich, *du* hast gefragt warum..«

»Ach ja?« Plötzlich greift sie in die große Tasche und fragt zärtlich: »Willst du mit Wurst oder mit Käse?«

Der Schaffner, oder vielleicht heißt er auch Zugbegleiter, möchte meine Fahrkarte sehen und meine Bahncard. Der Mann mit den Horchern und dem Zinken kommt wieder herein, grüßt den Schaffner mit einem kollegialen Nicken, der nickt zurück, der Zinken setzt sich. Jetzt weiß ich, an wen er mich erinnert. An gleich zwei Männer. Der eine war Kellner in einem Riesencafé in Wien und machte den Eindruck, dass er dort eine lebenslange Strafe verbüßt. Er wird sicherlich einmal beim Kassieren gestorben sein. Er war ein wundervoller Kellner. Der andere war ein luchsäugiger Abteilungsleiter in einer Bank, bei der ich einmal als Student gejobbt hatte. Ein Herumschleicher und aufsaugender Neuigkeitenschwamm. Ein gefürchteter Aufpasser und Weitermelder.

Der Zinken stellt die Horcher auf. Sein Outfit ist merkwürdig. Seine Schuhe hatten offenbar schon viele Kilometer hinter sich. Slipper zwischen dunkelbraun und grünschwarz. Früher mal

maisgelb. Schlipps passt nicht zum Hemd, Hemd nicht zum Sakko, und die Socken passen zu gar nichts. Und jetzt steht er auf und kommt geradewegs auf mich zu. Es ist zu spät, seinem Blick auszuweichen.

Vorsichtig fragt er: »Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, sind Sie's oder sind Sie's nicht.«

»Und was haben Sie sich geantwortet?«

Er schaut betreten. Er fühlt sich veralbert. Ich entschuldige mich, stelle mich vor, und er grinst. Noch steht er vor mir, und ich hoffe, ihn loszuwerden.

Bahnfahren heißt für mich lesen, lernen und schreiben. Und immer schauen. Im Augenblick fahren wir durch Probstzella. Dort ging bis 1990 mitten durch den Ort die Grenze zwischen BRD und DDR. Um den Ort Probstzella ranken sich Legenden, zum Beispiel diese, dass auf der DDR-Seite ein Wurststand gewesen wäre, an dem man die beste Bockwurst Europas essen konnte. Ich glaube, ich muss nun meinen Gast auffordern, sich zu setzen. Er setzt sich. Es wird sich ein Gespräch ergeben. Die Sache mit der Bockwurst kennt er nicht. Ich weiß also, dass er aus dem Osten ist, denn nur Wessis schmeckten die Qualität einer guten Bockwurst. Die Ossis hatten eine vorzügliche Wurstkultur, wussten die aber nicht zu schätzen. Sie schauten nur resigniert unseren Autos nach.

Ein oberbayerischer BMW-Fahrer wird in seinem Leben nicht begreifen, was einem Menschen aus Sömmerda/Thüringen das Ergattern eines Ersatzteils für seinen Trabbi bedeutet hat. Er weiß nicht einmal, wo Sömmerda liegt, und er wird auch nicht wissen, dass sich in Sömmerda die Geschicke des Deutschen Reiches entschieden haben. Hier in Sömmerda an der Unstrut hat der geniale Erfinder des Zündnadelgewehrs gelebt und gearbeitet und jenes Gewehr entwickelt, das nicht mehr von vorn gestopft und geladen werden musste, sondern von hinten und dadurch mehr als doppelt so schnell abgeschossen werden

konnte. Im Krieg 1870 wurde dieses Gewehr mit katastrophalen Folgen für die französische Armee in der preußischen Armee verwendet, hat Preußen zum großen Sieg und damit Bismarck zur Krönung seines Vereinigungsgedankens verholfen, damit zur Reichsgründung 1871 geführt, was wiederum den Deutschen zu einem übermäßigen Selbstbewusstsein verholfen hat, das sich zu einem übermäßig dummen Größenwahn entwickelte, was folgerichtig zu einem wiederum sehr großen Kriege führte, der dann dank der kaiserlichen Intelligenz, die sich überflüssigerweise noch mit einer österreichischen Arroganz und Ignoranz verbündete, die alle anderen Völker mit einem mächtigen Gegenbündnis beantworteten, unter Einsatz des gesamten Volkes mit Pauken, Trompeten, abben Armen, Beinen, durchschossenen Bäuchen und Köpfen verloren wurde. Was wiederum dazu führte, dass es einen Hitler, der leider keinen abben Kopf hatte, ermunterte, das Ganze noch einmal mit der doppelten Dummheit und der tausendfachen Brutalität zu versuchen. Und das Ganze begann in Sömmerda an der Unstrut.

Und ist vielleicht auch gar nicht richtig wahr. Im Brockhaus wird es ganz anders hingestellt, und Sömmerda kommt da gar nicht vor. Aber, wie schon erwähnt, die Legion Condor auch nicht. Also? Ich neige dazu, den Menschen in Sömmerda zu glauben, die mir das erzählt haben. So wie mir die Menschen in Suhl, dort war die Waffenzentrale der DDR-Volksarmee, erzählt haben, dass vor kurzem ein gewisser Kalaschnikow, der dort früher große Ehren erfahren hatte, völlig unerkannt durch die Straßen gelaufen sei.

So schnell verblasst der Ruhm der eigentlichen Kriegssieger. Gewinner kann man bei Kalaschnikow nicht sagen. Wenn er inzwischen gestorben sein sollte, so wird er, gemessen an denen, die mit seinem Schnellschießprügel zu Ruhm und Macht gekommen sind, arm gestorben sein. Einstein hat mit seinem Genie auf dieser Erde nicht ein Hunderttausendstel von dem

bewirkt, was Kalaschnikow angerichtet hat. Einstein kennt man doch, Kalaschnikow geht unerkannt durch Suhl. Und wer kennt Suhl?

Und Probstzella kennt bald auch niemand mehr. Und bald wird auch niemand mehr wissen, wie eine Bockwurst schmecken kann.

Wo waren wir stehen geblieben?

Zwischen Lichtenfels und Bamberg. Der Pressesprecher des Lokführers meldet relativ unbeeindruckt, dass der Zug auf absehbare Zeit nicht weiterfahren wird. Man schaut hinaus. Keine Fluchtwege. Rechts Acker, links Wiese. Ein Mann versucht einem mittelgroßen Hund »Sitz« beizubringen. Der Hund weiß sichtlich nicht warum. Er schaut sein Herrchen zweifelnd an, wie ein zu schulender Sozialdemokrat in Spockhoevel, und legt sich erst mal hin. Mal sehn, was der Alte von mir will.

Mir gegenüber sitzt der Mann mit der Nase und den Ohren. Er spürt die Gelegenheit. Ich spiele schlafend. Und langsam bekomme ich ein schlechtes Gewissen. Wir stehen. Die Lok will nicht, die Landschaft lockt nicht. Mir gegenüber sitzt einer, der unbedingt mit mir reden will. Ich setze die Brille auf und schaue direkt in zwei neugierige Augen, und strahlend sagt er: »Ich habe Sie sofort erkannt.«

Und ich, leicht ungeduldig: »Ich Sie nicht.«

Das war falsch, denn es ermuntert ihn, sich nun ausführlich vorzustellen: »Meusel. Max Meusel. Eine Lerge wie Sie. Aus Breslau.«

»Nein, keine Lerge.«

»Nicht?« Enttäuschung breitet sich auf seinem Gesicht aus. Und dann diese dem Schlesier eigene Unart, seinem eigenen Wissen zu trauen und dem des anderen nicht. Und er versucht mir zu erklären, woher ich komme.

»Sie sind eine Lerge, also sind Sie aus Breslau.«

»Ich bin aus Bunzlau.«

»Nein.«

»Doch.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

»Tippl.«

»Was?«

»Sie sind also keine Lerge, sondern ein Tippl.«

Er hat Recht, ich bin aus dem Städtchen Bunzlau, und dort wurde und wird noch Tongeschirr hergestellt. Auch Tassen. Und Tassen sind in Schlesien Tippl.

Ich nicke. Das Problem scheint mir gelöst. Aber er schüttelt den Kopf: »Das wüsste ich, wenn Sie ein Tippl wären.« Der Zug fährt wieder. Das Gespräch geht mir langsam auf die Nerven. Er scheint sich auch auf seinem Platz mir gegenüber einzurichten. Kurz entschlossen, das Gespräch zu beenden, nicke ich ihm noch einmal zu und verkrieche mich hinter meiner Zeitung. Da tut dieser Mensch etwas, was mich rasend macht. Er zieht die Zeitung herunter und will das Gespräch fortsetzen. Wütend fahre ich ihn an:

»Machen Sie das nicht, ich hab das nicht so gern.«

Das beeindruckt ihn nicht. Er spricht, als ob ich nichts gesagt hätte, einfach weiter. Zutraulich und gut gelaunt.

»Dass die Chinesen kein R sprechen können, wissen Sie?«

»Mein Gott, wer weiß das denn *nicht!*«

»Die Chinesen. Sie sprechen das R wie ein L aus, und wissen Sie warum?«

»Warum?«

»Weil sie glauben, dass das L ein R ist.«

Ich ziehe die Zeitung wieder vor das Gesicht und knurre:

»Aha.«

Und jetzt schaut er um die Zeitung herum, um mir die eigentliche Pointe zu versetzen, die er offensichtlich vorbereitet hat: »Wissen Sie, dass die Breslauer kein R sprechen können?«

Dieses um die Zeitung Herumschauen erhöht meine Wut.

Seine kolbenartige Rucksacknase bohrt sich in mein Feuilleton, und er bettelt förmlich um meine aufbauende Frage, damit er seine Riesenpointe loswerden kann.

Um sie ihm zu verderben, sage ich: »Weil alle Breslauer von mongolischen Chinesen abstammen, die 1241 ...«

Er ist nicht beleidigt, er strahlt mich an, legt mir vertraulich seine Hand auf meinen Arm und beteuert: »Nein, nein, das soll kein Witz sein. Es ist wirklich so. Der Breslauer kann kein R. Sagen Sie mir einen breslauischen Satz ohne R.«

Ich gebe es auf und schüttle den Kopf.

Und er trompetet: »Die Totte is fettig!«

Und weil ich nicht belustigt reagiere, erklärt er mir noch: »Die Torre ist ferrtig.«

Er lacht heftig.

Ich überlege, ob ich meinen reservierten Platz verlassen soll. Es scheint mir riskant, denn der Zug ist gut besetzt. Ich entschließe mich, ihn zu überreden, von mir abzulassen. Sein Lachen ist merkwürdig. Es klingt wie ein in den Hals zurückgestopftes Husten:

»Mch mch mch«. Man hört es im Theater und im Konzertsaal, und zwar immer dann, wenn ganz wichtige Pausen gehalten werden, die die Spannung erhöhen sollen. Da ist es dann, dieses:

»Mch-Mch-Mch«.

Sehr reserviert beginne ich: »Herr, äh ...«

»Meusel. Max Meusel«, kräht er, sofort meine durch Zorn eingeschränkte Konzentration ausnutzend und seinen Kopf wie

ein Hund, der seinem Herrchen mitteilen möchte, dass er ihn versteht, schräg haltend, so dass man fast ein bisschen lachen muss, und ich spüre, dass er zusehends Oberwasser bekommt, und er wartet höflich, was ich ihm sagen werde.

»Herr Meusel, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Ihren Platz da drüber wieder ... bitte seien Sie mir nicht böse, aber ...«

Blitzartig erhebt er sich mit einem Ausdruck von Schuldbeusstsein im Gesicht, legt mir die Hand auf die Schulter.

»Entschulldigen Sie ich wollte Sie nicht stören das tut mir Leid ich bin untröstlich mein Gott wann trifft man sich schon mal ich lasse Sie natürlich sofort in Ruhe man hat sie ja so selten diese Ruhe und ich denke mir dass Sie so manches Mal Menschen abwehren müssen die lästig sind und Sie brauchen Ruhe da möchte ich Sie in keiner Weise ich bin nicht der Mensch der und da kann ich Ihnen versichern das mach ich nicht dass ich mich da aufdränge kann ich Sie mal was fragen Sie müssen mir keine Antwort geben aber das hat mich immer interessiert wie lernen Sie das auswendig und wann fällt Ihnen das ein man versteht's ja manchmal gar nicht und da denke ich mir oft wie soll man das verstehen aber ich möchte Sie nicht länger stören.«

Damit setzt er sich und sieht mich fragend an. Die Geschwindigkeit, mit der er diesen Redeschwall absonderte, war beachtlich. Unerhört war dabei, dass er mit seinem Zeigefinger unentwegt auf mich einstach und vor meiner Nase herumfuchtelte, und außerdem war er ein »Nestler«. Er gehört zu den Menschen, die, während sie auf einen einreden, an den Knöpfen der Jacke nesteln und daran herumdrehen, also sich sehr nahe an einen herandrängen, sodass man in die Defensive gerät.

Renate hat Michel Friedman in den ersten Jahren seiner Bildschirmkarriere aufmerksam verfolgt und über das

Geheimnis seines Erfolges nachgedacht. Er gehört zu den »Anfassern«, zu denen, die bewusst die Distanz zwischen Fragendem und Befragten verkürzen, das aber nicht in menschliche Nähe verwandeln, sondern, im Gegenteil, zu einem Instrument der Einschüchterung machen. Und, sagt Renate, ob er das bewusst oder unbewusst tut, er zerstört damit die Aura seines Gastes und degradiert ihn zum Angeklagten.

Meusel hat mir fast meinen obersten Jackenkopf abgedreht und mich dabei sprachlos geredet. Es fällt mir nichts mehr ein. Er nutzt die Pause, um mir mehr Wissenswertes mitzuteilen:

»Der Großvater einer früheren Freundin von mir war in Bunzlau stationiert. Bei den 51ern. Infanterieregiment. Aber ich halte Sie sicher auf, Sie wollen lesen. Lesen Sie eigentlich viel Zeitungen?«

Sagen Sie mir, wenn ich Sie störe. Sie sind ein Optimist, wenn Sie immer noch Zeitungen lesen. Ich lese keine mehr ...«

Und jetzt hat er meinen Jackenkopf abgenestelt.

»Grad noch bin ich guter Laune, grad noch denke ich positiv, da fällt mein Blick auf eine Schlagzeile, und schon bin ich melancholisch, mutlos, appetitlos, lustlos. Wissen Sie, was ich da mache? Da baue ich mich selbst wieder auf. Ich durchschreite meine eigene Talsohle. Sie merken, ich habe früher viel Zeitung gelesen, ich weiß, wo ein Wille ist, da ist er nicht lange, also mache ich mich schnell auf den Weg, weil es umgekehrt ist: Wo ein Weg ist, da ist meistens auch irgendein Wille, der sich auf den Weg gemacht hat. Zu meinem Willen führt kein Weg. Ich will gar nichts. Selbst wenn ich was wollte, wüsste ich, es geht schief. Murphy: Wenn etwas schief gehen kann, dann wird es auch schief gehen. Durch den schiefen Turm von Pisa bewiesen. Dass Türme schief in der Gegend herumstehen, kann passieren. Dass Türme grade sind, beweist andererseits, dass es mit dem Schiefgehen auch schief gehen kann, wodurch Murphy wiederum bestätigt ist. Also keine Sorgen, wenn etwas gut geht

in diesem Lande, es geht vorüber.«

Sagt es, steht auf, klopft mir auf die Schulter, nimmt auf der anderen Seite des Waggons seine abgeschabte Reisetasche und geht wie Egmont nach seinem letzten Monolog ab durch die Mitte.

Auf dem Bahnsteig in München sehe ich ihn auf der gegenüberliegenden Seite in einen ICE einsteigen, der kurz danach abfährt. Auf der Anzeigetafel lese ich, dass der Zug dorthin fährt, wo wir gerade hergekommen sind.

Ich bin erleichtert. Für einen kurzen Augenblick hatte ich die Vorstellung, dass ich nach Hause komme und Meusel sitzt bereits an meinem Tisch.

KOHLRAUSCH

Mein Nachhausekommen ist nicht sonderlich bewegend. Schon deswegen, weil mein Wegfahren kaum mehr auffällt. Aber die zwei Hunde freuen sich immer noch. Sie springen hoch, jaulen ein bisschen, wedeln heftig mit den Schwänzen. Es wärmt mein Herz.

Als ich Renate einmal mit unterdrücktem Tadel zu erkennen gab, dass die Wiedersehensfreude unserer Hunde mit größerem Einsatz dargestellt wird, hat sie nur kurz genickt. Zehn Tage später geschah es wieder einmal, dass ich nach Hause kam, und Renate sprang mich an, wedelte mit irgendwas und jaulte hundsjämmerlich, wobei sie um mich herumhüpfte. Die Hunde haben sich hingesetzt wie zwei Osterhasen und waren sichtlich befremdet. Seitdem lasse ich erst die Hunde an mich ran.

Man muss erzogen werden, wenn man so einer ist wie ich. Schade, dass mir nicht eingefallen ist, was Wolfgang Neuss einmal über sich gesagt hat: »Ich bin der, vor dem meine Eltern mich immer gewarnt haben.«

Er hat viel gesagt, was mir nicht eingefallen ist. Bei der zunehmenden Geschwindigkeit, mit der wir vergessen, hat mich die Angst förmlich befallen, dass wir den Neuss vergessen. Gestern habe ich einen nur ein paar Jahre jüngeren Journalisten an Neuss erinnert. Er meinte, sein Humor wäre »strange« gewesen. Immerhin, er kannte ihn. »Strange« hätte Neuss missfallen. Missfallen würde ihm auch, wie locker Kabarettisten heute mit ihren Gegnern schmusen. Das konnte man ihm wahrlich nicht nachsagen.



AMTSEID À LA KOHL: „ICH SCHWORE, DASS
ICH MEINE KRAFT MEINEM POLITISCHEN
WOHLE WIDMEN, MEINEN NUTZEN MEHREN,
SCHADEN VON MIR ABWENDEN...“



„... DAS GRUNDGESETZ MISSACHTEN UND
GEGEN JEDERMANN SELBSTGERECHTIG-
KEIT ÜBEN WERDE, SO WAHR MIR
*) HELFE!

*) unbekannte(r) Spender

Ich erinnere mich mit großer Freude an einen Abend, an dem er auf eine höchst unanständige Weise nach seinem Auftritt in eine Würdigung auf der Bühne, von höchsten Parteivertretern »geraten« ist und sich nicht gegen einen herbeigeklatschten Kommentar wehren konnte. Widerwillig trat er ans Mikrophon, schwieg eine Weile hinein und sagte dann knapp und schneidend: »Ick grüße meine Mutter in Wilmersdorf.« Drehte sich um und verschwand. Und zwar gründlich.

Es wird Zeit, dass man sich seine Texte aus dem Berliner »Domizil« noch einmal vorspielt, um zu begreifen, dass seine Vorstellung von Wiedervereinigung heute noch auf eine Verwirklichung wartet. Er ging von einer gegenseitigen Fairness aus, hoffte auf Respekt, sah allerdings voraus, dass es zu einer feindlichen Übernahme kommen könnte. Die Grenzen sind geöffnet worden. Heute sind sie sogar weggeräumt. Auch die Minen und Selbstschussanlagen sind verschwunden. Verschwunden waren auch über Nacht Freude und Überraschung und die Zuversicht, dass beide Teile dieses Landes Ignoranz und Intoleranz überwinden, dass man Menschen, die vor dieser Wiedervereinigung nur eine Ahnung hatten, dass wir geteilt waren, darüber informiert, dass wir »fünf neue Länder« haben und *ein* Land sind.

Zu diesem Zeitpunkt waren die ganz Schlauen, die »Investoren«, die Goldgräber, Käufer, Räuber, die ganz, ganz edlen Helfer schon längst unterwegs. Ehe sich der vom Sozialismus geschwächte neue Ostteilhaber ein bisschen ausruhen konnte, hatte ihm der Onkel aus Düsseldorf, der ihn all die Jahre schon mit seinen Südfrüchten genervt hatte, das Grundstück, auf dem er zur Miete wohnte, unter dem Hintern weggekauft und gründete dann in Sachsen eine Niederlassung. Solange die Treuhand treu gezahlt hat. Dann hat er erst Bedenken angemeldet, dann Konkurs, und dann hat er die Sachen gepackt, die ihm nicht gehörten und ist wieder verschwunden.

In Katastrophenzeiten wird man fürs Plündern erschossen. Und das Wort Niederlassung wird man auch neu definieren müssen: Wenn sich ein ganz schweres, breites Gesäß niederlässt, aus dem heraus aber Koseworte kommen, wird man langsam misstrauisch und fragt nach dem Kopf. Und es ist Zeit, darüber zu reden, wo sich der zu diesem Zeitpunkt befand. Er hatte ihn woanders. In Europa. Er wollte es persönlich werden. Man sollte Helmut Kohl denken, wenn man Europa sagte. Er möchte heute noch angebetet werden für das, was er alles versaut hat. Was für eine Tragik, dass wir zu einem so glücklichen Zeitpunkt unserer Geschichte einen Mann an der Spitze hatten, dem die Tragweite und die Folgen seiner persönlichen Eitelkeit bis heute noch nicht bewusst geworden sind.

Fast alles, was er in die Hand genommen hat, ist unter seinen Händen zerbrochen. Es waren seine Ideen, die zu der verheerenden Entscheidung führten, die Wiedervereinigung mit der linken Hand zu bezahlen, denn es musste ja fix gehen. Er wollte schnell weiter, der Onkel mit der Strickjacke, die sein wahres Gemüt darstellte, der Mann mit der schnellen Karriere aus der Schatulle des reichen Leo, der ihm schon in den beginnenden 70er Jahren seine volle Solidarität bar in die Hand drückte. Der Onkel mit der pfälzischen Gemütlichkeit, der so kalte Augen haben kann, dass man Sekt in ihnen kühlen könnte, der alle kritischen Geister, die ihm die angeborene und herrische Grobheit hätten mildern können, aus dem Wege räumte. Es war die Notwehr der bedrohten Macht gegen die Intelligenz, die er verachtet, die Journalisten, Philosophen, Psychologen, Schriftsteller, Schauspieler, aufmüpfige Pastoren oder Sozialdemokraten. Respekt hat er nur vor erfolgreichen Fußballspielern und Wählern, die ihn ankreuzen.

Was in der Welt hat ihn zu dem gemacht, den er uns jetzt vorspielt? Was in der Kasse war, als er antrat, hat er verspielt. Die großen Konzerne, die erleichtert waren, als er Helmut

Schmidt ablöste, der stets ein scharfes Auge auf sie hatte, hat er nicht daran gehindert, Arbeitsplätze zu verringern, um Umsätze zu vermehren. Mit Kohl begann die Unerbittlichkeit, mit der man die alten Menschen im Lande auf ihre Hilflosigkeit zurückgeworfen hat, mit ihm die Unbedenklichkeit, mit der die Gewerkschaften in eine nahezu ohnmächtige Position gezwungen wurden. Er hat den Kapitalismus geschaffen, vor dem Walter Ulbricht seine Bürger immer gewarnt hatte.

Und er stand gerade unter dem Baum, als die Früchte der sowjetischen Katastrophenpolitik abfielen. Und er zog seine Strickjacke aus, sammelte die Früchte hinein und fuhr zu Gorbi, wo zwei Gescheiterte dann den Triumph feierten, das Abendland gerettet zu haben. Wer zum Teufel hat einem Großteil dieses Volkes schon wieder Ohren, Augen, Mund und Nase verklebt, dass sie an der Heldenverehrung diesem Mann gegenüber, der von der Gnade seiner Frühgeburt benebelt war, nicht Anstoß nehmen?

Er kann noch so viele Bücher schreiben, in denen er sich an sich selbst erinnert, er muss immer fürchten, dass wir, die wir zu seiner Zeit gelebt haben, uns auch an ihn erinnern.

HARTZREISE

Warum heißt Hartz IV Hartz IV?

Weil *ein* Hartz allein nicht so viel Unheil anrichten kann wie vier.

Und dazu haben ihn Sozialdemokraten ermuntert. Oder besser gesagt: getrieben.

Was heißt Hartz IV nun wirklich? Genaues wusste man nicht, weil immer angenommen wurde, dass es auch eins, zwei oder drei geben wird und dieses Römisch-vier das Endergebnis einer gründlichen Überarbeitung sein könnte, die dann eine verschämte Form eines vorsichtigen Reförmchens sein wird.

Als sich der Vollzugstag näherte, wurde immer klarer, dass Hartz IV ein unverschämter Angriff auf die Intimsphäre des kleinen Mannes ist. Staatlicher Hausfriedensbruch bei Arbeitslosen. Lauschangriff und staatliche Willkür.

Wer in Zukunft staatliche Hilfe beansprucht, wird einen sechzehnseitigen Fragebogen auszufüllen haben, in dem er sein Innerstes nach außen kehren muss. Selbst angenommen, er versteht die verschwurbelten, verkobelten und vermurksten Texte dieser amtsliterarischen Zumutung, muss er sie auch noch ernst nehmen und darf nichts für sich behalten.

Es ist der schamloseste Einbruch in die Intimsphäre des Bürgers seit Bestehen dieser Republik. So unverhohlen hat noch niemand auf dem Rücken der Arbeitslosen herumregiert. So tief hat noch keiner in die Taschen des nackten Mannes gefasst, und so armselig hat noch keine Presse darauf reagiert; so schulmeisterlich gegenüber den Protesten, so von oben herab gegenüber den Einwänden und so feige gegenüber den Vorteilsnehmern unter den Anteilseignern. Zusammen mit dem immer wieder abgestrittenen großen Lauschangriff ist das der

große Eingriff in die Privatsphäre der Familie. Und die treuherzige Begründung?

Tja, wer vom Staat Geld haben will, muss eben beweisen, dass er selber keins hat. Schuld an der Lage, in der sich der Sozialstaat befindet, ist jener Teil der Bevölkerung, der sozialen Missbrauch betreibt. Von diesem Teil ausgehend, müssen wir auf den Rest der anderen schließen.

Mit Hartz IV sind vier Millionen Menschen in diesem Lande unter Generalverdacht. Vorverknackt. Auf Bewährung. Tägliche Meldepflicht. Was er hat, muss er verkaufen, wenn er was hat, was er nicht haben darf, wenn er was haben will. Den Schmuck seiner Frau, ein Theaterabonnement, Omas Silber. Und wenn er eine Fremdsprache spricht, wird ihm die als geistiges Guthaben von der Sozialhilfe abgezogen. Um das alles in den Griff zu bekommen, werden 80000 Schnüffologen neu eingestellt, die als Staatsvermögensschutzpolizisten die verbotenen Nebeneinnahmen kontrollieren. Der Wohnungsinhaber hat dem Schnüffelinspektor einen Wohnungsschlüssel auszuhändigen, so dass der Beamte zu jeder Stunde Tag und Nacht hineinkann.

Das heißt: Seit dem Eintreten des Ernstfalles von Hartz IV werden vier Millionen Menschen in diesem Lande wie Vorbestrafte behandelt. Seit der Agenda-Messias Schröder, der es nun endlich geschafft hat, den Kniefall von Willy Brandt zu wiederholen, nur an einer völlig anderen Stelle, weiß, dass der Himmel ihm die Aufgabe zuerkannt hat, die deutsche Wirtschaft vor dem Zugriff der kleinen Leute zu retten. Seitdem er den Bossen die Flossen gereicht hat, kommt ihm geschichtliche Bedeutung zu, wird man ihn als jenen nennen, der es erreicht hat, dass Deutschland den Anschluss an die Weltspitze gehalten hat. Die Weltspitze im Sozialabbau.

Seitdem ist klar, dass es auf die Forderung: »Der Deutsche muss wieder mehr arbeiten!« und auf die Rückfrage: »Gern, aber wo? Und was?« nur die Antwort gibt: »Alles! Alles, was zumutbar ist.«

So sagt auch der Arbeitsmarktexperte Achim Rothe von der Industrie- und Handelskammer:

»Alles ist zumutbar.«

»Alles, was nicht dem Gesetz oder dem sittlichen Anstand widerspricht.«

Daraufhin hat die Berliner Straßenreinigung sofort gesagt, man müsse über die Diffamierung des Straßenkehrens durch die Zumutbarkeits-Diskussionen in Berlin nachdenken.

Die Sprecherin der BSR, Sabine Thümmler, hat Experten für saubere Straßen aufgeboten, die alle Straßenkehrer in Berlin aufklären sollen über die Diffamierung des Straßenkehrens, die Herabwürdigung des Kehrerberufs. Vom Lehrer zum Kehrer. Was ist dabei?

In Zukunft werden sich Tausende von Berliner Akademikern um einen freien Besen reißen, denn sonst kommt der staatliche Vermögenscontroller mit der Hausfriedensbruchlizenz und prüft die Taschen der Familienangehörigen auf Kleingeld.

Er kann ihnen befehlen, die Hosen herunterzulassen, um prüfen zu können, ob sie nicht etwa zu teure Unterwäsche anhaben, er kontrolliert den Cholesterinspiegel, ob sie nicht zu fett essen, verhängt Stromsperren bei zu hohem Stromverbrauch, durch überflüssiges Lesen verursacht, oder wenn sie, die Controller, schlechte Laune haben, kommt mal für ein paar Tage kein Tropfen Wasser aus dem Hahn.

Das ist die Rache der Mächtigen für den Ärger, den sie früher mit den Arbeitnehmern hatten, als es noch die Vollbeschäftigung gab.

Also ran an die Besen, ihr faulen Säcke! Nach kurzer Zeit werden die Straßen in Berlin so sauber sein wie die Marmorgänge im Bundeskanzleramt. Die Feger werden gar nichts mehr finden zum Wegfegen und müssen sich was hinlegen. Akademiker als Stadtpfleger? Zumutbar. Die Schüler werden jubeln.

Da fällt mir eine Szene aus einem Programm der Berliner »Stachelschweine« ein: Der akademische Straßenkehrer (Achim Strietzel) zum Fachmann der Berliner Straßenreinigung (Wolfgang Grüner): »Eine von mir gefegte Straßenseite ist wie eine Prosaseite von Cocteau.«

Darauf der Fachmann: »Mussn scheenet Schwein sein, der Cocteau.«

Und das Neueste ist auch vom Feinsten: In Zukunft wird nach Leistung bezahlt.

Das lässt auf ausgleichende Gerechtigkeit hoffen ... wenn man sich die Leistung der Manager anschaut.

Was natürlich nicht übertrieben werden darf. Wenn man zum Beispiel behaupten würde, die Erfolge und das Jahresgehalt des Daimler-Bosses Schrempp ständen in einem normalen Verhältnis zueinander, wäre man total im Unrecht. Würde man die publizierten sechs Millionen Jahresgehalt in ein Verhältnis zu den 250 Millionen Euro setzen wollen – die er in den Sand gesetzt hat –, überhaupt muss man nach der Bilanz der letzten zehn Jahre, in denen immer wieder deutlich wurde, dass die deutsche Wirtschaft den Hintern nicht hoch kriegen kann, weil der Profit durch die teuren Arbeitnehmer im Arsch ist, was ihn so schwer macht, dass man ihn nicht hoch kriegt, muss man einfach sagen, dass unsere Jung- und Altmanager durch das permanente erfolgreiche Indensandsetzen von Milliarden eines wenigstens erreicht haben: dass der Sand knapp geworden ist, in den man was setzen kann. Und das sind die Leute, die unverschämterweise jetzt den Arbeitnehmern drohen, man werde, wenn sie nicht billiger arbeiten, in Polen produzieren. Denn da funktioniert die Wirtschaft problemloser. Besser.

Polen war ja schon seit den Zeiten Bismarcks die große Sehnsucht der deutschen Spitzenindustriellen.

Immer haben sie von der polnischen Wirtschaft geschwärmt. Heute erfüllt sich der Traum: Deutscher Manager mit

amerikanischem Jahresgehalt in polnischer Wirtschaft. Leistung muss sich wieder lohnen. Vor allem leicht lohnen. Der deutsche Arbeitnehmer weiß, was man von ihm erwartet. Er soll nicht für den Lebensunterhalt arbeiten.

Sondern für die Hälfte.

Alles ist zumutbar. Alles, was nicht dem Gesetz oder dem sittlichen Anstand widerspricht.

Managersätze sind also nicht mehr zumutbar.

Ich muss einen Satz über Manager wiederholen, den ich einmal, aber damals zu früh, gesagt habe.

Bei dem Wort Manager hatte ich immer gedacht, es handle sich bei diesen Übermenschen um Produkte der Welt-Elite-Schulen, die wie der Geist eines edlen Weines in kostbaren Flaschen aufgezogen werden.

Langsam habe ich den Verdacht, dass sie gar nicht der Geist bei der Sache sind, sondern die Flaschen.

Aber gehen Sie zu so einem mal in seine Villa und wollen seine Steuerunterlagen prüfen.

Da beißt Sie der Butler!

FUTSCHIWEG

Renate hat es ins Haus gebracht und nie fällt mir der Name ein. Zu ihrem Ärger nenne ich es Futschiweg. Gemeint ist natürlich dieses so überraschend erfolgreiche Feng Shui. Nicht nur Renate, auch viele unserer Freunde, Kollegen, ja eine Menge sonst vernünftiger Menschen haben diese Theorie der äußereren und inneren Entrümpelung als passend und ganz notwendig für ihr Leben entdeckt. Man erkennt sie daran, dass sie, wenn sie eingeladen sind, die Wohnung der Gastgeber mit diesem blitzschnellen Futschiweg-Blick betrachten. Was muss hier weg? In Gedanken werfen sie bereits eine Tonne voller Krempel in den Container. Auf dem Fußboden liegt ein Teppich zu viel herum. Die Konsole ist scheußlich, dieser Riesenspiegel, muss er wirklich sein? Und da! Ein-zwei-drei-vier Paar Schuhe! Latschen, Gummistiefel, Vasen, Väschen, Andenken, Bilder im Wohnzimmer und Vorhänge hat man doch gar nicht mehr.

Vier Lampen würde ich sofort und genauso den verwurmtten Sekretär da drüben, man hört es bis hierher ticken ... Gottchen, diese Bücherwand. Wer hat denn heute noch Otto Julius Bierbaum im Regal! Kuck mal kuck mal kuck mal ... Schallplatten! Feng-Shui-Menschen, die mit diesem »Space Clearing«-Blick in die Wohnung hereinkommen, sind für ein Gespräch im Verlauf der nächsten Stunden nicht geeignet, weil sie in Gedanken den »Energieverlust« messen, der durch Verkremplung eines ungeclearten Spaces zwangsläufig für die Bewohner und die Gäste entsteht.

Natürlich messe ich dieser Theorie eine gewisse Richtigkeit zu. Aber keine Wichtigkeit. Der Fengshuismus verbreitet sich indes mit großer Schnelligkeit, denn er lehrt ja, dass man mit dem überflüssigen Kram auch innere Ängste, Zweifel, dass man sogar Eigenschaften, überflüssige Obsessionen und damit

seelische Behelligungen loswird. Man kann sich verändern, verbessern, erleichtern, erhellen. Vorurteile, Misstrauen, Minderwertigkeitsgefühle und dadurch Unvermittelbarkeitsprobleme in Partnerschaftskrisen mit den überflüssigen Tüten, Tassen, Tischdecken, Taschenbüchern, Urlaubsbildern, überhaupt sämtliche lästigen Erinnerungen kann man einfach zusammen wegschmeißen.

Man muss nur wach sein, konsequent sein, hart sein. Jeder Zentimeter Lebensraum ist bedroht – in jedem Tümpel dümpelt Gerümpel. Unter dem Sofa bei Hempel türmt sich der Krempel!

Wer sind eigentlich diese Hempels? Wieso spricht man so schlecht über sie? Haben sie dieses Buch nicht gelesen? *Feng Shui gegen das Gerümpel des Alltags* von Karen Kingston. Ein Welterfolg. Vorher hatte sie das Werk geschrieben: *Heilige Orte erschaffen mit Feng Shui*.

Das soll durch Reinigung geschehen. Raum einstimmen. Absicht nach allen Seiten hin ausstrahlen. Sie, die Verfasserin, meint, dass der Raum wissen muss, was Sie wollen. Dann Raum abschreiten. Rund herum. Kerzen anzünden, besser noch Räucherstäbchen und dann Weihwasser spritzen. Danach soll ich, ich zitiere wörtlich, »dem Schutzgeist des Hauses und den Geistern der Erde, der Luft, des Feuers und des Wassers Gebete und Blumen darreichen«. Dann soll ich, sagt die Priesterin des Krempelismus, in alle vier Ecken des Raumes gehen und die statische Energie zerklatschen.

Stehst alles da drin.

Anschließend Hände waschen. Warum, sagt sie nicht. Wahrscheinlich, weil die statische Energie in den Ecken schmutzig ist, wenn sie so lange rumgestanden hat.

Und dann möchte sie etwas ganz Erstaunliches: »REINIGEN SIE DEN RAUM MIT GLOCKEN!«

Und da zögere ich jetzt, weil nicht angegeben ist, mit welcher Art von Glocken. Kirchenglocken? Wie kriege ich die in mein

Zimmer? Sollen es evangelische sein oder katholische? Dass der Raum bis zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht ganz rein ist, hätte ich nicht gedacht. Erst habe ich geräuchert, dann mit Weihwasser gespritzt, den Schutzgeist angebetet, die Ecken verklatscht, die Hände gewaschen, wieso müssen dann noch Glocken säubern? Doch, *das* vielleicht, denn man sagt ja »glockenrein«.

Dann allerdings stutze ich noch einmal und zwar bei der vorletzten Empfehlung: »Errichten Sie Ihre Schilder. (Visualisieren Sie Lichtschilder vor allen Wänden.)« Das jetzt auch noch! Dieser Raum muss ja ungeheuer dreckig sein. Die letzte Aufforderung kann ich mühelos verstehen, ich kann ihr sogar nachkommen:

»Erfüllen Sie den Raum mit guten Wünschen, Licht und Liebe.«

Und das alles ist noch immer ein gewaltiges Buchereignis in der ganzen Welt. Karen Kingston: *Heilige Orte erschaffen mit Feng Shui*.

Renates Anleitung zum Space-Clearing ist aber das zuvor erwähnte *Feng Shui gegen das Gerümpel des Alltags*. Originaltitel:

»Clear Your Clutter.« Bei Renate handelt es sich nicht um die Errichtung von heiligen Stätten, sondern um Notwehr gegen die Verclutterung unseres Hauses.

Beide sind wir Wegwerfverweigerer. Es ist also Notwehr. Renate stand eines Tages nahezu weinend im Keller. Bis zu den Knien steckte sie in alten Koffern, Taschen, Handtaschen, Weihnachtskugeln, leeren Weinkartons, Farbeimern, Handwerkskisten, Kisten voller Kirms, Kisten voller Kräms, eingerollte Bilder, Bällen, Bocciakugeln, Autonummernschildern, Langlaufskiern, Kurzlaufskiern, Schlittschuhen, Skistiefeln, Tennisschlägern, Tenniskoffern, Wasserkanistern, Rucksäcken, Bergen von unverlangt

eingeschickten Manuskripten, Kassetten, Blumentöpfen, Säcken voller Blumenerde, Vogelfutter, Hundefutter, Leinen, Seilen, Stricken, Nägeln, Hämtern, Schraubenziehern, Nachttischchen aus den 50ern, Lämpchen aus den 60ern und Hunderte von Bildbänden über Hunderte von Städten, Städtchen, Orten und Örtchen, wiederum Tausende von Chroniken, von unzähligen Heimatforschern akribisch erarbeitet, Chroniken von Hunderten von Orten, in denen ich in meinem langen Arbeitsleben aufgetreten bin, Bücher, die ich aus Höflichkeit und Dankbarkeit nicht wegwerfe.

Zum Beispiel bekam ich anlässlich eines Auftritts in einem hessischen Städtchen von einem freundlichen Herrn, der sich als der Vertreter des Sponsors dieser Veranstaltung vorstellte – dabei handelte es sich um die Städtische Sparkasse –, vor versammeltem Publikum ein sehr großes und sehr rechteckiges Werk als Geschenk in die Hand gedrückt. Es handelte sich um die 150-jährige Geschichte der Sparkasse des Ortes. Ich bedankte mich und sagte, das hätte mich immer schon sehr interessiert. Zu unserer Verwunderung lachte da das Publikum.

In meinem Keller stapeln sich die Chroniken von Niederhetzbach, Oberneufnach, Kilw, Klingendorf, von mindestens 13 verschiedenen Neustadts, vom Harz, Schwarzwald, Weser-Emsland-Eifel-Westerwald-Teutoburgerwald, von Städten am Niederrhein, Mittelrhein, in Niederbayern, Oberpfalz, Rheinpfalz über den Rheinwein, den Mosel, den Rheingau. Der originellste Preis, der mir je verliehen worden ist: der Gutedelpreis von Müllheim. Der Preis – 265 Flaschen Gutedelwein – beinhaltet eine Bedingung: dort aufzutreten. Renate konnte gar nicht anders, als Feng Shui als die letzte Rettung vor der Verrümpelung des Hauses jubelnd zu begrüßen.

Was mich betrifft, so bin ich, nachdem ich mich in die Futschiweglektüre weiter hineingearbeitet hatte, skeptisch. Auf Seite 96 schreibt die wackere Krempelphilosophin, die, um es

noch einmal deutlich zu sagen, ihre Bücher in alle Welt verkauft:

»Bücher – Ein sehr häufiges Problem ist das Festhalten an Büchern, besonders für Leute mit einem neugierigen Geist.«

Hoppla, denke ich mir, ich habe doch vor einiger Zeit meinen Kindern erklärt, man dürfe Bücher, an denen einem etwas liege, nicht verleihen, denn sie würden nie zurückgegeben werden. Nach Kingston (Karen) hätte ich sie animieren sollen, das Verschwinden durch Verleihen zu verstärken. Und noch etwas irritiert mich. Wieso sind es gerade Leute mit einem »neugierigen Geist«, die an Büchern festhalten? Die wollen doch gerade immer wieder *neue* Bücher. Aber, sagt sie, die K., diese alten Bücher sind für sie wie treue Gefährten, sind immer da, wenn man sie braucht ... lese ich und bin verwirrt, denn genau das hat man mir immer als eine meiner Gutartigkeiten angeschrieben. Und dann haut sie aber zu, die Kingston. Dann erklärt sie uns das alles: Wer sich an alte Bücher klammert, hat keinen Raum mehr für neue Ideen und Denkweisen. Wenn zu viele davon zu Hause rumstehen, dann mufft es im Bücherregal, und der Festhalter ist ähnlich muffig.

Wenn sie, schreibt sie, zu einem an sich gebildeten Menschen kommt, der eine Partnerin sucht, entdeckt sie in der »Bildungsecke« ein großes Bücherregal. Und warum? Weil dieser Mensch, schreibt sie, nichts von Feng Shui weiß. Dummerweise liegt dann so ein Stapel auch noch am Bett, und was ist dann? Dann, lässt sie durchblicken, »entsteht kein Raum für neue Interessen und Beziehungen«. Was wollte sie mir sagen? Ich vermute, die alte Weisheit der Vulgärmachos: »Wer im Bett gut liest, vögelte schlecht.« Letzter Rat: »Lernen Sie, Ihre Bücher loszulassen, wenn es an der Zeit ist.«

Habe ich gemacht. Ich habe dieses Meisterwerk der schleichenenden Verblödung blitzartig weggeworfen. Auf diese Weise habe ich natürlich ein Problem mit Renate, die meinen Spott gegenüber dieser Gerümpeltherapie vermutlich nicht

goutiert, weil sie täglich hart gegen die Eigenheim-Vermüllung kämpft, ohne eine Hilfe von mir zu bekommen. Hat sie ein paar Bücher in meiner Abwesenheit aussortiert, und ich entdecke es, ordne ich sie wieder ein. Welchen Autor möchte ich schon missen?

Natürlich hat Thomas Mann viel zu viel geschrieben. Natürlich ist Robert Musil eine Zumutung, sicherlich schlägt man Proust nicht täglich auf, aber welchen Kafka soll ich denn wem schenken? Der ist doch beleidigt, weil er sofort glaubt, ich nähme an, er hätte ihn nicht.

Als ich heute vorübergehend nach Hause zurückgekehrt bin, war Renate nur kurz zu sehen, dann verschwand sie im Keller. Ich hörte Geräusche, spürte am Luftzug, dass sie die hintere Kellertür zum Hintergarten geöffnet hatte, und wusste damit genau, was sie machte: Futschiweg. Während ich oben meinen Koffer öffnete, um die Gastspielbeute – als da waren sechs Stadtchroniken, eine Zweiliterflasche ostwestfälischen Korns, ein Marzipan-Eulenspiegel, ein Minipuppentheater, eine Feuerwehrmütze, ein Glaszylinder mit grünen und roten Spaghetti – einzuräumen, räumte sie unten aus. Wir sind ein Umschlagplatz.

In den Abendstunden, als ich unten gerade meine schmutzige Wäsche in der Waschmaschine unterbrachte, hörte ich die Hausglocke läuten und kurze Zeit später einen Schrei von Renate.

Der Gutedelpreis war angekommen.

265 Flaschen Wein.

AUF DER A99 – A9, RICHTUNG DEGGENDORF

Mein Auto gehört nicht zu den schnellsten, aber manchmal überhole ich. Oder zumindest möchte ich es. Auf der rechten Bahn ginge es. Da fährt keiner. Auf der linken fahren wir alle im Augenblick einem undefinierbaren PKW hinterher, der alle noch langsameren Autos langsam überholt. Wenn er wieder einen geschnappt hat, sieht er ganz weit vorne einen LKW, den er auch noch »schnappen« möchte. Weil das Rechtsüberholen streng bestraft wird, lassen wir anderen es.

Der kleine, tapfere, rote Zwischenklassewagen zieht bereits eine zwei Kilometer lange Schlange hinter sich her, was den Fahrer oder die Fahrerin nicht beunruhigt. Jetzt! ... müsste es gehen. Nein. Ganz weit vorn ist ein Wohnwagen zu erkennen. Wo einer ist, sind mehrere. Richtig, es sind 9. Neun! Der kleine rote Ziklawa (Zwischenklassewagen) mit seiner inzwischen Vier-Kilometer-Schlange bleibt in der POLE-Position, schluckt noch sieben Lastzüge aus Tschechien und ... und ... und ... blinkt rechts! Fährt aber wieder nach links, zurück auf die Überholspur, weil eine Bundeswehrkolonne in die Autobahn einfährt. Später fahren wir alle an dem kleinen, tapferen, roten Ziklawa vorbei, an dessen Steuer ein sehr junger bürstenhaariger Mann sitzt, der Angst vor seinem Auto hat.

Deutschlands Fahrschullehrer müssen eine Krise haben. Sie sagen ihren Schülern nicht mehr alles, was sie wissen. Oder sie wissen nicht mehr, was sie ihnen sagen müssen. Vielleicht fahren sie selber so? Schlägt PISA schon überall zu?

Warum holen Autofahrer aus, wenn sie abbiegen wollen? Weil sie nicht informiert worden sind darüber, dass die Vorderräder lenkbar sind. Sie fahren linksrum, wenn sie das Steuerrad drehen. Wenn man aber erst nach rechts lenkt, damit das Auto

nach links fährt, gerät man auf die Fahrbahn, die verabredungsgemäß jene benutzen dürfen, die *nicht* links abbiegen möchten. Kleine Ursache – große Unfälle. Die Unfallstatistik kann den Grad der geistigen Verwirrung von Unfallverursachern gar nicht erfassen. Liest man aber in den polizeilichen Aufzeichnungen die Aussagen der Beteiligten, dann steigt langsam der Verdacht auf, dass das Phänomen »Kraftfahrzeug« gar nicht in das Bewusstsein der Fahrer gedrungen ist.

Das Auto als Mittelding zwischen Beförderungsmittel und Persönlichkeitsprothese.

Die Fernsehwerbung machte dieses Menschenbeschädigungs-mittel zum Potenzmultiplikator. Diese betörenden Frauen, die Augen machen können, in denen im grünen Hintergrund ein Schiff fährt, und an dem Mann vorbeiblicken und den neuen S777-TI-Sp-6Liter meinen, den sie ins Bett haben wollen. Das macht die Kinder der Zukunft. Und diese Zukunft hat jetzt schon einen Stau.

Je größer und wirksamer die Fehlinformation, dass ein schnelleres Auto automatisch auch die erotische Sprengkraft verdreifacht, umso schneller vergrößert sich die Zahl der Autos. Diese Entwicklung zu beherrschen und zu lenken, haben Politiker längst aufgegeben. Es ist noch nicht ausgerechnet worden, wie viele Kilometer Straße für ein neugeborenes Auto von der Geburtenzentrale garantiert werden müssten. Mit welchem Hohn aber Menschen behandelt werden, die vorrechnen können, wie Deutschland aussähe, wenn der Straßenbau auf gleicher Höhe wäre mit der Herstellung von Kraftwagen, beweist, in welchem Stadium der Verblödung wir uns befinden. Man kann fast voraussagen, wann es soweit sein wird, dass wir alle Autos dort stehen lassen müssen, wo wir gerade im Stau stehen, und man wird warten, bis sie verrotten und zu Staub werden. Millionen von Arbeitsplätzen sind dann verloren. Aber die Betroffenen könnten in den immobilen

Limousinen ihre Wohnung nehmen.

Mit Fahrrädern wird man sich gegenseitig besuchen, möglicherweise auch mit Pferden. Ganz neue Adressenangaben wird man benötigen. Zum Beispiel: M – 1134 – E 37 Ausf. Großenketten zwischen ARAL 12 und IKEA 213. Notruf GKN 1345. AUDI-METAL-LIC. Dazu die Handynummer. Pferde und Roller werden an näher bezeichneten Kreuzungen ausgeliehen. Ernährungsstützpunkte und Wasserstellen sind verfügbar. Aus den Benzinzapfhähnen sprudelt Cola. Die Tankstellen werden unter Naturschutz gestellt und vermehrt auch als Kulturcenter verwendet. Die Luft verbessert sich von Tag zu Tag. Endemol beginnt eine TV-Serie »Deutschland sucht die Super-Tanke«. Millionen von Autokarosserien spiegeln sich im Glanz der Sonne. Nach Eiszeit-Steinzeit-Bronzezeit – befinden wir uns in der Blechzeit.



Der Nahe Osten und Russland und Venezuela und andere bleiben auf ihrem Öl sitzen. Die USA haben ihren letzten Soldaten nach Hause geholt. Auf Milliarden von verrosteten

Autodächern nistet sich der Frieden ein. Der Mensch ist sesshaft geworden. Ganz nebenbei konnte man erfahren, dass die »Entfernungspauschale« jetzt endgültig gestrichen worden ist. Und endgültig ist auch die Feststellung: Der Mensch ist der Kollateralschaden der Schöpfung.

BAYERISCHER WALD – REGEN – BIERKELLER

Laienspielbühnen in Bayern liebe ich. Es ist mein Ernst. Ich kann lachen über diese Naturtalente, diese spielfreudigen Frauen und Männer, die Stücke spielen, die ihnen auf ihren Leib und in ihr Leben geschrieben worden sind. Große Schauspieler sind aus diesen Gruppen gekommen. Schöne Theaterabende habe ich in Erinnerung. Entsetzliche auch. Grobes Bauerntheater, in denen aus Bauern Deppen werden, aus Bräuchen Denunziationen, aus Marotten Klamotten und aus Laienkunst dilettantischer Unrat.

Es gibt Spielstätten, die nach dieser Art von Veranstaltung förmlich riechen. Geblümelte Tapeten, getümelte Verse an den Wänden, das »Boarische« dick auf die Brezn gestrichen, die Speisekarte »gschert« verwitzelt, und die Lederhosn droht aus allen Ecken. Hier darf die falsche Blasmusik in die Ohren donnern und die Gürtellinie unter die Wadistrümpfe sinken. Das soll alles so sein und bleiben. Das gehört dahin. Nur ich, als ich an diesen meinen Spiel- und Leseort des Abends geführt werde, habe das Gefühl, dass ich nicht dorthin gehöre. Zumindest nicht mein Text.

Es hat immer Momente auf meinen Gastspielreisen gegeben, in denen ich mit dem Gedanken spielte, den Ort des Geschehens ohne Kommentar sofort zu verlassen. So packt mich auch hier der Zorn, und ich sage, was ich von dieser falschen Verabredung halte. Der Satz, an den Veranstalter gerichtet: »Ich muss in dieser Kulturlandschaft nicht an jedem stinkigen Bierausschank auftreten!«, trifft die Besitzerin des Lokals. Es war nicht meine Absicht, sie zu beleidigen. Und weil sie unfreundlich reagiert, erhöht das meinen Ärger. »Ich muss überhaupt nicht im Bayerischen Wald auftreten. Hier sagen sich nicht einmal Fuchs und Has Gute Nacht, wenn der Has nicht in der CSU ist!«

So falsch ist das gar nicht. Ich befinde mich jetzt in einer der schönsten Kleinstädte Bayerns, in Regen am Regen, der bei Regensburg in die Donau mündet. Nicht weit von hier, oben in den Bergen, liegt versteckt ein Dorf. Ein Dorf mit genau 100 Einwohnern, die seit 55 Jahren den Ehrgeiz hatten, *einmal* nach der Wahl des bayerischen Landtags, bei einer Wahlbeteiligung von 100 Prozent, das sind immer so um 70 Wahlberechtigte herum, ein hundertprozentiges CSU-Ergebnis an die Münchner Parteizentrale melden zu können.

Der Teufel wollte es, dass es nie gelang. Bei *jeder* Wahl fehlte eine Stimme. Und der Teufel war immer ein früherer Arbeiter bei dem Reichsbahnausbesserungswerk Weiden, der in besagtem Dorf das Krattleranwesen seines verstorbenen Vaters geerbt hatte. Dieser unselige, gottlose und eigensinnige Mensch wählte als Einziger immer wieder die SPD. Unzählige Male hatte der Pfarrer des Ortes versucht, ihn umzustimmen. Vergeblich. Dennoch erschien dieser Teufel jeden Sonntag zur Frühmesse. Und immer, wenn Hochwürden zornig die Gemeinde vor den Gefahren der Auswüchse einer Demokratie und des Missbrauchs und der gottlosen Nutzung der Freiheit warnte, drehte sich die gesamte Gemeinde nach ihm um, an den diese Predigt adressiert war. Er aber saß ruhig, unverschämt und unbeeindruckt in der letzten Bank. Um das Maß voll zu machen, ging er mit den anderen Gläubigen nach vorne und erbat die Absolution. Es kam schon vor, dass Hochwürden ihm dann die Oblate wie eine vergiftete Lanze in den Schlund stieß. Es half nichts.

Als der Papst Altötting besuchte, fuhr dieser Teufel hin. Kurze Zeit später waren Wahlen.

Eine Stimme SPD!

Nach dem vierten oder fünften Misserfolg haben sich ein paar Bauernsöhne zusammengeschlossen, die ein wenig zur Sache gingen, zwar noch nicht die Prügelstrafe anwendeten, aber doch mit Einschüchterungsmaßnahmen begannen. Eines Morgens

kam der SPD-Krattler nicht mehr aus dem Haus. Ein riesengroßer, dampfender, stinkender Haufen Mist lag vor der Haustür.

Mit Ferngläsern beobachtete man die Reaktion des SPD-Wählers. Erst einmal geschah nichts, doch innerhalb von zwei Wochen war der Mist auf die Gemüsebeete, den Kartoffelacker und über die Wiese verbreitet. Das Anwesen blühte auf.

Man hat dann zum Äußersten gegriffen und einen Exorzisten aufgefordert, das Dorf zu besuchen. Erwin Huber, Minister der bayerischen Staatsregierung, Edmund Stoibers Allzweckwaffe, landete mit einem Hubschrauber auf dem Kirchenvorplatz. Er klopfte furchtlos an die rote Hütte. Neben ihm zwei eifrige Trachtenträger, die Gastgeschenke schleppten. Es wurde ihnen aufgetan.

Was Allzweckwaffe Huber für Mittel eingesetzt hat, um den Abtrünnigen umzustimmen, ist nie bekannt geworden. Tatsache ist, dass nach zwei Stunden Hubers Leibwächter, die vor der Hütte warten mussten, ihn in fröhlicher Stimmung wieder in Empfang genommen haben. Auf dem Wege zum Hubschrauber, hieß es, habe man Huber stützen müssen.

Zwei Monate später waren Wahlen.

Eine Stimme SPD!

Vier Jahre später hielt das Auto eines Arztes aus Zwiesel vor der roten Hütte. Vor dem Zentrum des Widerstandes. Als er es wieder verließ, sah er fast die gesamte Bevölkerung des Dorfes neugierig herumstehen. Als wenn es eine Rohrpost mit Lichtgeschwindigkeit im Dorf gegeben hätte, hatte sich die Vermutung herumgesprochen, dass es dem Teufel da drin sehr ans Leben gehen könnte. Als der Doktor aus Zwiesel den Tod bekannt gab, bekreuzigten sich die frommen Leute, murmelten ein Gebet und begannen die Vorbereitungen für ein Freudenfest.

Drei Tage später wurde der Krattler zu Grabe getragen. Man hatte es geschafft. Nun sehnte man die Wahlen herbei. Als das

Wahlergebnis bekannt wurde, schaute man sich fassungslos an.

Eine Stimme SPD!

Beharrlichkeit prägt das Verhalten des bayerischen Menschen. Nur in einem Land, das von so berechenbaren, zuverlässigen Charakteren bewohnt ist, kann einigermaßen überschaubare Politik für die Zukunft gemacht werden. Hier muss man nicht mit einer neuen Generation rechnen, hier ist es immer die alte, die jünger ist. Einem Nachwuchspolitiker in Bayern muss man nicht erklären, *wo* es langgeht, das weiß er, man muss ihm nur mitteilen, *wie lang* es noch geht.

Auf dass was reinkommt.

So lange, bis was rauskommt.

Und wer immer in anderen Gauen Deutschlands darüber den Kopf schütteln mag, schüttelt ihn an der Sache vorbei. Der bayerische Wähler wählt nicht den Politiker, der vollmundig verspricht, anständig zu sein und sich an die Gesetze zu halten. So einer macht ihn misstrauisch, und er langweilt ihn auch. Morale Appelle bringen ihn zum Lachen. Ein Mensch, der seine Steuern pünktlich und in voller Höhe zahlt, ist für ihn nahezu gemeinschaftsgefährdend, und er warnt davor, dass das einreißen könnte.

Rassismus ist für ihn eine Selbstverständlichkeit und Eigennutz, sofern er deutlich zum Ausdruck gebracht wird, eine Sache der Ehrlichkeit.

Dass ein Meineid mit Zuchthaus bestraft wird, unterstützt er selbstverständlich, aber dass er geleistet wird, hält er für eine »normative Kraft des Faktischen«. Und für Mut. Einer muss es halt tun.

Was den Glauben betrifft, so zieht er oft eine Art pragmatische Frömmigkeit vor, die ihm erlaubt, unter ihrem Schutz auch schmutzige Dinge zu erledigen. Das heißt, die von ihm gewählten Politiker sollen nicht reine Seelen sein, die in der Philosophie herumstochern, sondern Hofhunde, die Hühnerdiebe

verscheuchen. Sie sollen genauso sein, wie er, der Wähler, auch ist. Er wählt einen gerissenen Anwalt, der sein Kerbholz zum Staffelstab in den Himmel redet.

All das zu sagen, in dieser Bierwirtschaft im zauberhaften Regen, wo, was ich nicht vermutet hatte, ein aufmerksames Publikum sitzt, vermeide ich dann doch, schon deswegen, weil zum Improvisieren gute Laune gehört, die mir am Anfang fehlte. Ich schaue mir die Gesichter der Zuschauer an und begreife, dass sie den Grund meiner Laune gar nicht kennen können.

Eigentlich sind sie an gar nichts schuld. Vor allem daran nicht, dass sie gekommen sind. Aber sie haben keine Stimmung. Sie schauen abwartend herauf. Ich bin nicht gut. Nicht gut genug für diesen ungeeigneten Raum. Ich muss kämpfen. Ich will sie haben, und ich muss einen anderen Ton finden. Einen direkten. Und ich muss das Tempo beschleunigen. Gleichzeitig aber präziser werden. Das heißt, langsamer sprechen, aber schneller schauen, den Körper einsetzen und die Pausen spannender machen. Ich muss dringender werden, klarmachen, dass ich etwas von ihnen will, dass ich mir nichts gefallen lasse, dass das Eintrittsgeld, das die da unten mir mitgebracht haben, mir völlig egal ist.

Unser Verhältnis wird besser. Es wird fast normal. Nach zwei Stunden mit drei Zugaben ist es geglückt. Dem Veranstalter ist gar nichts aufgefallen. Veranstalter kennen nur selten das Programm. Sie rechnen ab, oder besprechen in der Bar Veranstaltungen von Kollegen. Irgendwann einmal haben sie es gesehen, und sie nehmen an, dass so ein Abend immer gleich abläuft. Manchmal habe ich auch das Gefühl, dass sie das gar nicht mögen, was ich im Verlaufe eines Abends verbreite. Auch heute blinzelt mir nur der Techniker zu, der den Ton geregelt hat. Er hat gespürt, dass der Abend ein wenig gefährdet war.

Im Hotel ... Bett, Stuhl, Tisch, Kruzifix, hässliche Tapete und ein TV-Gerät mit den Ausmaßen einer etwas vergrößerten Briefmarke ... hätte ich an diesem Abend gern eine ganze

Flasche Whisky getrunken und anschließend durch das geschlossene Fenster mitten in die friedhofsruhige Fußgängerzone geschleudert.

Und dann geschieht, dass die Nachrichtensprecherin in sachlichem Ton mitteilt, Matthias Beltz wäre gestorben. Es ist ein Schock. Dann kommt der Schmerz. Dann die Wut. Später die Tränen.

Es gab nichts, was diesen Tod ankündigte. Ein Satz, in einem Frankfurter Fahrstuhl so dahin gesagt, dass nichts ihm ferner liegt als ein nahes Ende, dann ein herzlicher Abschied. Mit der Gewissheit, dass man sich zwei Wochen später wieder sehen wird bei einer gemeinsamen Sendung in Berlin. Zum Schluss noch ein paar unbedenkliche Kalauer, wie Beltz sie mitten hinein in seine Meinung über das Wirken von Kierkegaard streuen konnte, unnachahmlich unangestrengte gezielte Versprecher ... statt Erzbischof Erdbeerschorsch zu sagen, gleich darauf mit ein paar Sätzen klarstellend, auf welcher Seite er sich befindet. Mir wird noch einmal bewusst, in welch hohem Maß Beltz unbestechlich war und wie er völlig glaubwürdig ohne Affektion vorführte, was intellektuelle Redlichkeit bedeutet. Er ist einfach gestorben. Er ist aus unserer Mitte herausgefallen. Ein schlechter Abend für das deutsche Kabarett.

Der nächste Tag versucht mich zu trösten. Die Sonne beleuchtet das Regental. Man muss hier auf einen Berg. Man muss nicht auf eine Bühne. Es ist mir empfohlen worden, eine uralte, versteckte Kapelle zu besuchen, in deren Nähe auch eine kleine Gastwirtschaft betrieben wird. Hier gäbe es trinkbaren Kaffee.

In Österreich soll es eine geheime Abratelist für österreichische Touristen geben, die sich in Deutschland aufhalten. Neben dem Leberkäs, vor dem heftig gewarnt wird, weil es sich dabei um eine überschätzte bayerische Fleischmülldeponie handle, sowie der berühmten »Münchner Gesellschaft«, die etwas ganz Ähnliches darstelle, empfiehlt

man, dem Kaffee in öffentlichen Einrichtungen wie Hotels oder Restaurants aus dem Wege zu gehen. Das ist wahrhaftig ungerecht, aber man sollte sich an die Warnung halten.

Hier, oberhalb des Regens bei strahlendem Sonnenschein, stört mich nichts. Und wer hier einmal ein paar Stunden gesessen hat, der wird nicht zweifeln an der Behauptung, dass in diesem vom Glück verfolgten Lande die Politik nur für die wichtig ist, die sie machen. Sicherlich ist auch die Vermutung berechtigt, dass hier Menschen leben, denen es nicht ganz klar ist, wovon gesprochen wird, wenn es um die »fünf neuen Länder« geht. Oder sagen wir besser, es ist ihnen Wurscht. Wenn ich noch länger sitzen bleibe, werde ich dieser Wurschtigkeitsdroge auch verfallen. Ich glaube auch, dass Mongolen, Magyaren, Sarazenen oder andere traditionelle Plünderstämme hier nie Unheil angerichtet haben. Weil sie dieses Ländchen gar nicht gefunden haben.

In den niederbayerischen Geschichtsbüchern kommen zum Beispiel auch keine Nazis vor. Ein Passauer Bischof soll sogar öffentlich geschworen haben, er wisse gar nicht, was das ist. »Mein Eid darauf«, soll er gerufen haben, »in meinem Amtsbereich gab es nur einen einzigen Parteigenossen, der seinen rechten Arm zum Hitlergruß erhoben hätte, aber er hatte nur noch einen linken.«

Außerdem sind schon so viele Volksstämme über Nacht einfach verschwunden. Gibt es noch Vandalen? Wo sind die Südgoten? Die Stasis? Gurgelnd sind sie durch die Gullys entwichen.

Hie und da ist der oder jener irgendwie oder wo in einen journalistischen Hinterhalt geraten, weil nachtragende Opfer aus den zwölf Jahren im Braunhemd einen Täter auf der Straße oder auf einem Foto wieder erkannt haben. Das Bild auf der nächsten Seite stammt aus einer Buchbesprechung der *Süddeutschen Zeitung* (April 2004). Titel des Buches: *München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit*, herausgegeben von Angelika Baumann und Andreas Heusler,

erschienen C. H. Beck Verlag.

In der Prielmayerstraße in München, am Stachus, gab es ein Geschäft, über dessen Eingangstür der Name der Besitzer L. Josephson & Co. geschrieben stand. Davor steht ein Uniformierter, ein SA-Mann, der ein Gewehr trägt. Der Mann steht breitbeinig und drohend mit einem gewissen Stolz und mit großer Ernsthaftigkeit Posten. Aus der Bildunterschrift ist zu ersehen, dass das Foto aus dem Jahr 1933 stammt. Erstaunlich ist, dass dieses Bild bereits fünf Jahre vor der so genannten Kristallnacht gemacht wurde, was die Vermutung zulässt, dass die antijüdischen Ausschreitungen schon sehr früh in München ihren Anfang genommen haben.

Lange hat es gedauert, doch Historiker sind inzwischen zu der Feststellung gekommen, dass München die Brutstätte der Hitler-Gang gewesen ist. Hier entstanden die Mordpläne, hier kam auch das potthäßliche »Braunhemd« her, nämlich aus den Restbeständen der am Ende des Ersten Weltkriegs aufgelösten Ostafrika-Truppe von Herrn Lettow-Vorbeck. Tropenhemden in riesigen Mengen, die niemand mehr brauchte, vergammelten in vergessenen Kellergewölben in der Nähe des Hotels Bayerischer Hof und gingen in den Besitz der Nazis über. Eins von diesen »Kämpferhemden« trägt der tapfere SA-Mann auf diesem Foto. Was denkt er? Was macht er da? Was will er? Lebt er heute noch? Was würde geschehen, sollte er noch leben? Ihm natürlich nichts. War sicher ein Arbeitsloser, der im Sturm Büro seine Butterstulle als Lohn bekam. Sollte er die Leute hindern, bei dem Juden Josephson einzukaufen? Was ist aus dem Josephson geworden? Keine Ahnung. Ich habe von nichts gewusst. Befehlsnotstand. Hätte er aber einen Anwalt nötig, der Mann mit der SA-Flinte, dann würde der gewiss sagen: »Sie sehen, dass wir in diesen gefährlichen Zeiten der hier in München lebenden jüdischen Bevölkerung Sicherheit gewährt haben.« Auf diesem Bild ist deutlich zu erkennen, dass der vorgebliche SA-Mann der Firma Josephson Objektschutz

garantiert hat. Die hinter ihm sich befindende Eingangstür ist in keiner Weise beschädigt, die Glaswand absolut intakt und eine feindselige Ansammlung antisemitischer Bürgerelemente nicht zu erkennen.

Einem Artikel der *Süddeutschen Zeitung* zufolge ist noch eine andere interessante Mitteilung zu entnehmen, die mich an die Jahre zwischen 1960 und 1970 erinnert. München zog zu dieser Zeit wie ein Magnet Geldmenschen, Schmuggelgiganten, Schwarzhändler, Aufschneider, Playboys, reiche Junior-Erben, eine unglaublich große Menge von affektierten, zwitschernden und vögelnden Champagner-Ladys an, die in den »Hunter«-Spalten auftauchten.

Hannes Obermaier alias »Hunter«, der als anrüchiger Promibettschnüffler amerikanische Kollegen weit übertraf, war das eigentliche Vorbild des später in der TV-Serie *Kir Royal* von Kroetz gespielten Baby Schimmerlos. »Hunters« Spaltenkaiser, also ein in seinen »Gesellschaftsberichten« nie fehlender Miesling war Herbert Stiehler. Seine Visitenkarte meldete, er sei »Konsul« und hieße Styler. Ohne Champagnerglas war er nie zu entdecken, ohne seine Frau auch nicht, die leicht gebückt und etwas mühsam herumlief, weil der zentnerschwere Schmuck sie nach vorne zog. In der Gesellschaft waren sie bekannt als der Ex-Thai-Generalkonsul und seine Diamantenwally. Nie war zu ergründen, wo dieser Typ das Geld verdiente, mit dem er um sich warf. Der SZ-Artikel hat mich aufgeklärt. Stiehler war der »Käufer« des 1937 arisierten Textilgroßhandels Heinrich Cohen.

Konsul Styler ereilte später nichts Wesentliches. Auf keinen Fall irgendeine Form von Gerechtigkeit.

MEUSEL SENDET SIGNALE

In meiner Post finde ich eine Postkarte von Max Meusel. Sie zeigt die Oderbrücke von Frankfurt. Im Vorvereinigungszustand. Leer, gräulich, unter bedecktem Himmel. Im Hintergrund lauert Polen.

Seine Schrift ist schwer zu entziffern. Meusel schreibt wie viele DDR-Ex-Bürger oder Ex-DDR-Bürger oder wie immer man Menschen aus dem ehemaligen Osten auch nennen mag, sehr klein. Dass der Osten ehemalig ist, kann man auch nicht sagen. Ich glaube, dass er immer noch dem Westen gegenüberliegt, also als real existierender Osten nach wie vor dort liegt, wo er vorher lag. Es ist kompliziert.

Meusel also, der im ehemaligen Unrechtstaat ... auch falsch, denn es gibt auch kein ehemaliges Unrecht, weil es ebenfalls real existierte. Sagen kann man aber, dass der ehemalige Meusel ... es ist vertrackt. Ich will doch nur ausdrücken, dass Meusel, der in den fünf neuen Ländern ... wieso sind die neu? Vor Jahren, also 1990, waren sie noch neu, dann kamen die aus dem ehemaligen Westen ... nein, aus den alten Ländern, neugierig in die neuen, und heute sehen die schon ganz schön alt aus. Die neuen.

Wir haben es schwer mit der ehemaligen Wiedervereinigung. Die Deutsche Demokratische Republik ist unbeschreiblich. Alfred Polgar: »Der Dichter fand eine Landschaft unbeschreiblich schön. Und beschrieb sie dann doch.«

Warum schreibt Meusel auf dieser Postkarte, die er mir aus Frankfurt an der Oder schickt, nur so klein? Das ist mir einmal sehr glaubwürdig begründet worden. Es herrschte in der DDR wie bekannt ein Mangel an Papier. Daran lag es nebenbei gesagt auch, dass so viele Bücher von DDR-Autoren nicht gedruckt werden konnten, und nicht etwa daran, dass es einen Mangel an

Liberalität gegeben hätte. Die Presse- und Druckfreiheit wurde ganz groß geschrieben! Allerdings in ganz, ganz kleinen Buchstaben. Buchstäblich unleserlich. Wer ein Notizbuch besaß, wollte es möglichst lange besitzen und schrieb darum auch klitzeklein.

Mit Mühe konnte ich Meusels Mitteilungen lesen.

Hailoh. Bin immer noch beeindruckt von der Gewalt der Verwurstelung der Völker in Europa. Hier auf der Brücke ist alles wieder sauber. Tschechen, Slowaken, Polen, Deutsche, alle in Ministerrängen, haben sich umarmt. Der Pole hat gesagt, dass von dieser Brücke aus die Signale an alle Völker der Erde ausgingen, der Deutsche hat gerufen: »Lasst uns gemeinsam singen«, und ich habe angefangen zu singen: »Völker hört die Signale!« Man hat mich von der Brücke geschafft. Herzliche Grüße von Hirn zu Hirn. Ihr Max M.

Woher kennt er meine Adresse? Dumme Frage. Wenn er will, kann er auch das Datum meiner letzten Zahnbehandlung erfahren.

Das Übermaß an Herzlichkeit in den Tagen, als man die Einverleibung des Ostblocks in die große europäische Völkerfamilie, quasi die Zuführung des östlichen Restblocks in den Westblock, feierte, hat erstaunt. Die Erschließung des Ostens war ja immer schon eine Sehnsucht der Deutschen. Es wurden Hände gereicht, Schulterschlüsse vollzogen, Zustimmung versichert, Gemeinsamkeiten entdeckt, Denkwürdigkeiten betont, Gräben zugeworfen, tiefe Bereitschaft verkündet, Wesentliches hervorgehoben, Schranken niedrigerissen, es war richtig was los.

Erfolge sind schon abzusehen. Weniger Polenwitze. Keine Zunahme mehr von unerlaubten Überführungen deutscher Autos nach Polen – weniger Versicherungsbetrug in Deutschland. Europa, wir kommen.

WER LIEST SCHON KRITIKEN?

Heute komme ich unvermutet pünktlich nach Hause. Renate hat mich nicht erwartet. Wo kann sie sein? Kauft sie ein? Holt sie was? Nein, sie wirft was weg. Ich habe immer Angst, dass sie mich mit einem Lexikonband in der Hand fragt: »Sag mal, brauchst du den Buchstaben G noch?«, und futschiweg ist er.

Aus Niederbayern bringe ich meine Beute mit. Vier originelle, feierlich überreichte Bierkrüge, zwei vielseitige Beschreibungen einer Glasfabrik sowie eine Literflasche voller Kräuterschnaps, der gefährlich aussieht. Dazu ein selbst gemaltes Bild eines sehr lieben Zuschauers, das mich darstellen soll. Ein Meter breit, ein Meter lang. Und nicht zu vergessen, ein Glas mit Pilzen gefüllt. Renate schaut hilflos auf die Bereicherungen unseres Haushalts. Der Herr hat's gegeben, Renate nimmt's wieder. Und jetzt fragt sie, sehr vorsichtig und lieb lächelnd: »Das kann doch weg, oder?« Dabei zeigt sie mir einen Leitz-Ordner. Ein Satz, der mein Leben mit ihr begleitet. »Kann doch weg, oder?«

Es kann *nicht* weg. Kritiken. In den letzten Jahren gesammelt.

Der oft von Kollegen so hingeschmetterte Satz: »Kritiken? Lese ich schon lange nicht mehr. Wer liest schon Kritiken?«, ist nur in seltenen Fällen ernst zu nehmen.

Sie werden gelesen und gewertet. Sie streicheln das Selbstbewusstsein oder zerstören es, sie schmerzen, sie werden persönlich aufgenommen, sie fördern Begabungen, wenn sie von begabten Kritikerinnen oder Kritikern geschrieben werden, aber sie können auch Existenzien ruinieren. Doch sie müssen verfasst werden, weil sie Maßstäbe anlegen sollen, um Bühnenmissbrauch zu verhindern. Aus dieser Forderung erhebt sich die Frage, ob das jeder als Kritiker schreiben darf, der noch keine Legitimation erworben hat. Kurz: der das *kann*.

Heimito von Doderer, einer der bedeutenden Kunstrichter, konnte auch erklären, was man von einem Kritiker erwarten muss: »Kritik heißt: das Maß einer Sache besitzen; das Unmaß sehen; und davon so sehr ergriffen werden, dass die aussagende Sprache zur Einheit von Inhalt und Form gelangt.« Das heißt wohl auch, dass Kritiken selbst auch Kunst sind, dass sie, ob positiv gemeint oder negativ, als »Kunststück« gelesen werden. Eine künstlerische Eigenleistung sollten sie dem Leser anbieten. Das geschieht nicht immer, und so vermutet der Schriftsteller Wolfgang Herbst: »Kritik ist die Kunst, auf fremde Kosten geistreich zu sein, ohne dass jemand den Diebstahl merkt.«

Die Arbeiten der bedeutenden Kritiker wie Alfred Kerr, Alfred Polgar, Walther Kiaulehn, Joachim Kaiser, Benjamin Henrichs waren und sind, ohne dass man das besprochene Ereignis gesehen oder angehört hat, »Kunststücke«, weil sie s. o. »von Maß oder Unmaß des Besprochenen ergriffen sind«. Um nun herabzusteigen von der Höhe der Theater-, Musik- und Opernkritik, kann ich es mir nicht versagen, in der Öde der Kleinkunstkritik herumzustochern. Da haben wir es wohl mit einer wachsenden Personalkrise zu tun. Die Zeiten sind vorbei, in denen die oben erwähnten kompetenten Kritiker sich des Kabaretts annahmen. Mein Gott, wie war ich stolz, von einem Walter Jens zerrissen zu werden. Wie haben wir uns in die Brust geworfen, als Friedrich Luft die Keule geschwungen hat.

Inzwischen schicken uns die Zeitungen ihre Krisenfälle auf den Hals. Ob sie nun so alt sind wie ich selbst, aber konditionell mehr nachlassen und nur noch vor sich hin mummeln, oder so jung sind, dass sie noch gar nicht verstehen, wovon die Rede ist, oder ob es sie nicht interessiert, ob sie keinen Bock haben oder keine Ahnung oder vielleicht glauben, dass ein Kritiker die Pflicht hat, das Gewicht seiner eigenen Wertschätzung und Bedeutung in seinem Städtchen zu unterstreichen und dann, unsicher geworden ob des Beifalls der Zuschauer, am nächsten Tag kneifen, dann aber einfach den Inhalt des Abends ohne

präzise Wertung nacherzählen. Oder sie haben gar keine Lust gehabt, den Abend gar nicht selbst besucht und einen Freund geschickt, der in groben Zügen erzählt hat, was ungefähr passiert ist. Oder sie hielten nur den ersten Teil des Programms aus, verschwanden in der Pause, schrieben aber am nächsten Tag über das ganze Programm. Es gibt Fälle, bei denen ein Kritiker über zwei Veranstaltungen desselben Abends geschrieben hat.

Ich nehme an, dass ich von einer ganzen Reihe von Kritikernotbesetzungen in vielen Städten und Städtchen dieser Republik Verachtung für diese »Ausfälle« ernten werde: »So was macht man nicht.«

»Kritik der Kritik ist unfein.«

»Er teilt aus, aber selbst kann er nicht einstecken.« Immer wieder gehört und immer wieder achselzuckend zur Kenntnis genommen.

Die Wahrheit ist, dass man Kritiken nicht schreibt wie einen Sportbericht oder eine Lokalmeldung. So aber sehen die Kritiken aus. Zum Beispiel: Ich erzählte die Geschichte, dass ich Angestellter eines berühmten deutschen Kabaretts gewesen sei. Als Platzanweiser. Zu einer Zeit, als ich in München studierte und »jobben« musste. Ich lieh mir für den Job einen Anzug aus, einen feierlichen dunklen, der aber einen glänzenden Fleck an der linken Schulter hatte. Also dort, wo ihn Kaffeehausgeiger auch haben. Dieser Fleck machte mich unsicher. Eines Tages betrat ein Mann das Haus, der das Wirtschaftswunder, das erst Jahre später einsetzte, schon »vorgefressen« zu haben schien. Er schob eine gewaltige Wampe vor sich her.

Dieser Mann, bemüht, witzig zu sein, tippte mit seinem feisten unsympathischen Finger auf meine wunde Stelle und krähte:

»Geiger, was?«

Ich war verletzt, ich war zornig und tippte mit meinem dünnen, ausgehungerten Finger auf seine Wampe und fragte in

scharfem Ton: »Schwanger, wie?«

Da lachte ein älterer Herr neben mir herzlich und laut. Er sah mich an, suchte in seinen Taschen und gab mir eine Mark. (Viel Geld für mich in mageren Zeiten.)

Und dieser Mann war Erich Kästner.

So weit meine Geschichte.

In der Kritik einer viel gekauften Bonner Zeitung war Folgendes darüber zu lesen: »... hätte H. nicht von seiner Begegnung mit Erich Kästner erzählen können und von dessen ›Ritterschlag‹, der in gutmütigem Spott über einen speckig glänzenden Fleck auf der Schulter des geliehenen schwarzen Anzugs bestand: »Geiger, was?« Übel genommen, erinnert sich der Kabarettist, habe er Kästner das eigentlich nur für den Moment. Heute erinnert er sich gern daran.« Die Dame vom *General-Anzeiger* hat entweder schlecht zugehört oder war im Kino, und eine Freundin hat eine Freundin zu mir geschickt, so dass die Geschichte sich bei jedem Weitererzählen verändert hat.

Noch schlimmer sind Kritiken, die Herablassung verströmen und Animosität. Nach einem Abend in Bonn, den ich als höchst erfreulich in Erinnerung habe und der mir vier Zugaben abverlangte von einem sichtlich beschwingten Auditorium, schrieb die Mitarbeiterin Barbara Buchholz in der *Bonner Rundschau* einen Bericht, den ich mit dem erlebten Abend nicht in Einklang bringen konnte.

Die Überschrift strömte bereits Gehässigkeit aus: »Der kluge Großvater und die ungeratenen Enkel.« Wenn mich irgend etwas nicht auszeichnet, dann ist es großväterliche Besserwisserei. »Wenn der alte Herr aus seinem Buch vorliest«, auch ein Satz, der den Lesern einen falschen Verlauf der Veranstaltung vorschwindelt. Es ist journalistische Unredlichkeit und lässt zudem erkennen, dass sie lustlos, gelangweilt und mit Vorurteilen beladen erschienen war.

Das alles, wenn ich an den Anfang meiner Kritikkritik erinnern darf, wäre lesbar und unterhaltsam, wenn es inspiriert und professionell geschrieben wäre. Das ist es mitnichten. Obendrein ist es auch unfair, weil es, wie in jedem Seminar für die Kunst der Kritik nachzulesen, zu den Pflichten des Kritikers gehört, zu berichten, welchen Eindruck das Programm bei dem Publikum hinterlassen hat. Höflich wäre es auch gewesen, sich vorher zu erkundigen, wie mein Name richtig geschrieben wird.

Eine scharfsichtige, am Geschehen des Abends interessierte und auf Maßstäbe beharrende, engagierte Kritik kann nicht verletzen. So hingewischte, hochmütige, von dem wackligen Podest des Jungseins heruntergetropfte Abendbetrachtung nimmt dem Blatt einfach nur Platz weg. Dann wäre die Meldung, wenn schon nötig, besser gewesen. »Lesung von Hillebrand gestern von 20 Uhr bis 22.30 Uhr. Drei Zugaben. Warum, weiß ich nicht.« Aus.

Da hätte wenigstens *ich* gelacht.

Ich kann mir nicht helfen, die Kritik hat eine Krise.

MÜNCHEN, HAUPTBAHNHOF, 10.15 UHR

Wagen 26, Platz 71, links am Fenster. ICE nach Hamburg über Stuttgart – Mannheim – Köln – Dortmund – Münster – Bremen. Fünf Minuten vor Abgang des Zuges habe ich meinen Platz eingenommen. Es war knapp. Renate hat geschimpft. In letzter Minute Koffer gepackt. Glück gehabt, dass ich ihn erwischt habe, denn Renate hatte am Abend vorher beiläufig erwähnt, dass wir viel zu viele Koffer im Keller ungenutzt herumliegen haben. Futschida, ich habe ihn gerettet.

Die Reservierung hat hervorragend geklappt. Wir sind im Wagen 26 vier Personen, die es sich gemütlich machen, Lesestoff aus dem Koffer geholt haben, Arbeitsmaterial ausbreiten und in schöner Ruhe auf dieses leise, geräuschlose Anfahren eines eleganten, schmucken Zuges warten, der einen immer wieder davon überzeugt, dass die Schiene die Fortbewegungsmöglichkeit der Zukunft sein wird.

In diesem Augenblick stößt das Mikrophon krachende Geräusche aus, die man als Mitteilungen nicht identifizieren kann. Es klingt hektisch, irgendjemand sagt etwas ganz Wichtiges. Zwei der vier im Waggon Sitzenden stehen hastig auf, sortieren ihre Gepäckstücke und verlassen den Wagen. Ich verstehe nicht, was passiert ist. Eine Bombe? Ein Attentat? Ich sortiere Reisetasche und Koffer, ziehe meinen Mantel an und hoffe, dass mir mitgeteilt wird, wohin ich flüchten soll und an welcher Stelle des Bahnhofs die Welt einstürzt. Eine ungeduldige, uniformierte Bahndame stürzt herein, sieht mich und klärt mich sicht- und hörbar genervt auf, dass ich da noch immer sitze, dass ich unverzüglich aussteigen müsse, denn der vordere Zug des Doppelzuges würde nun abgekoppelt, da er defekt wäre, ich müsse gaaaanz schnell in den vorderen Zug

steigen. Behende folge ich der Aufforderung, steige um, und kaum habe ich den Zug, in dem ich meinen Platz reserviert hatte, und zwar vier Monate zuvor, verlassen, fährt er eilig aus dem Bahnhof. Dafür, dass er so plötzlich defekt wurde, fährt er etwas zu schnell.

Der Zug, der nun die Passagiere von zwei Zügen in einem befördern muss, ist überfüllt. Auf die Frage an die überforderte Auskunfts dame der Bahn, was denn nun mit meiner Reservierung sei und wie ich denn zu einem Sitzplatz käme, antwortet sie so schnippischnuppi, dass man sich da eben mit den Personen, die das Glück hatten, im »richtigen Zug« zu reservieren, einigen müsse.

Wir, die wir im »falschen Zug« gebucht hatten, bekommen einen Gutschein über zehn Euros, die wir mit schriftlichem Antrag später bei einem Katastrophenentflechtungs-Center der Bahn AG in Anteilsscheine für spätere Reisen übertragen lassen können. Oder so ähnlich. Wahrscheinlich übertreibe ich. Aber nicht sehr.

Der Ticketchecker, noch heißt er nicht so, aber ich nehme es mal vorweg, also der Knipser, der Schaffner, der inzwischen auch den Nebenberuf des Kellners ausüben darf, also den Snack-Service unter sich hat, der inzwischen wirklich zum Besten gehört, was dieser Bahnbetrieb anzubieten hat, meint weise, es sei alles vom Schicksal bestimmt und jeder sei mal auf der falschen Seite. Und damit meint er speziell uns mit der »falschen Buchung«. So leichthin, ganz ohne Absicht, frage ich ihn, ob es richtig sei, dass die Bahn AG versteckte Ermittler einsetze, die alle sich auffällig verhaltenden Personen beobachten, sie bis zum Reiseziel »betreuen« und auf den jeweiligen Zielbahnhöfen den wartenden Kollegen übergeben. Und er meint, das wäre schon seit langem normal und die Bahnpolizei hätte das im Griff. Ihm persönlich wäre das ganz recht, denn ein Reisender sei in diesen Zeiten von vornherein ein Sicherheitsrisiko.

Mitreisende Seelenreisebetreuer gibt es auch schon? Noch nicht, meint er, aber er sehe da des Öfteren eine merkwürdige Figur sich von Waggon zu Waggon bewegen, bei der so etwas durchaus denkbar wäre. Mehr könne er nicht sagen, aber so viel schon, dass nämlich gerade in der Reisetätigkeit der Mensch ungeschützt ist und man nahe an ihn herankäme, weil er den Geruch von Ängstlichkeit verströme. Das Verlassen seiner Sicherheitszone, seines Heimes, seines Badezimmers, seiner Tablettenzentrale, seines Refugiums, des Zentrums seiner kleinen Geheimnisse, macht ihn zum Opfer von Kennern seiner Schwäche.

Ein Mensch, 70 Jahre alt, von nicht geringer Lebenserfahrung, reagiert pikiert und ist diesem jovialen Ton ausgesetzt, den lebensfrohe laute Schaffner anschlagen: »Na, junger Mann, wo haben wir denn den Fahrschein?« Der alte Herr muss sich plötzlich anstrengen, diesen rüden Ton abzuwehren, müsste vielleicht sagen: »Hier, mein Junge, steck ihn dir in den Arsch.« Tut er in den meisten Fällen nicht. Schade.

In Stuttgart betritt der dominierende Teil unserer Gesellschaft die Szene. Elf junge Herren entern den Waggon. Sie sehen sich durchaus nicht alle ähnlich, aber sie gleichen sich. Fast alle haben Anzüge aus feinem Tuch, dunkel bis schwarz, tragen geschmackvolle Krawatten, tragen Köfferchen, scheinen den bisher gedämpften Ton im Waggon gar nicht zu bemerken, parlieren lautstark, lachen häufig, auch zu laut und zu grundlos. Kurz darauf fährt der Zug an.

In eine Pause hinein höre ich den Satz: »Haben Sie das auch in Nussbaum?« Ungeniert und raumfüllend. Er sagt, er käme am Freitag nach Hause, aber man solle seine Frau anrufen in Darmstadt, und es sollte schon Nussbaum sein. Er sagt noch einmal deutlich seine Handynummer und dass es unbedingt Nussbaum ...

Hinter mir auf der linken Seite ruft einer von den Anzugträgern: »Sagen Sie Herrn Pommereit, dass ich bereits am

12. Herrn Fletscher informiert habe ...«

Worüber, das geht in der Handymusik eines Herren hinter mir auf der rechten Seite unter. Es ist die Kleine Nachtmusik. Dieser Herr scheint mit einer Dame eine erfolgreiche Nacht gehabt zu haben: »Ich habe nicht gedacht, dass ich noch mal kommen könnte ... Hahahaha ...«, und dann mit dem Schmelz einer Funkstreifensirene: »Daaagmaar, Liebling.«

Da sehe ich Max Meusel durch die Waggontür huschen. Er winkt mir, geht durch die Reihen, nickt allen Menschen freundlich zu, als mache er die Honneurs in einem Lokal, und nähert sich drohend meinem Platz. Neben mir sitzt dummerweise seit Stuttgart niemand mehr. Ich lege schnell meinen Mantel auf den Sitz. Aber schon steht er vor mir, macht den Ansatz zu einer Verbeugung, freut sich offenbar wirklich, mich zu sehen, und fragt freundlich: »Der Platz ist, bitte schön, frei?« Aber während er das fragt, sitzt er bereits. Auf meinem Mantel.

In der Mitte des Waggon hört man die Stimme eines Typs aus diesem Rudel, das die Macht in dem Wagen übernommen hat. Er informiert seine Gattin in Böblingen, dass er jetzt fährt, und teilt mit: »Gerlinde, ich habe mich jetzt hingesetzt.« Immer wieder bin ich begeistert, wie glücklich diese Informationsgesellschaft ist, minutiös über ihr Leben Auskunft geben zu können. Ganz abgesehen davon, dass dieser Mensch stand, als er meldete, er habe sich hingesetzt, ist doch die Offenheit, die Mitteilungslust, mit der Mitmenschen, die nicht mitreisen können, an solch einer Reise beteiligt werden, eine wahre Freude.

Meusel und ich tauschen einen verständnisvollen Blick. Und nun holt Meusel aus dem Inneren seines Jacketts ein schwarzes Brillenetui, hält es wie ein Handy an den Mund und bellt den Satz hinaus: »Elli, ich habe jetzt gerade mein linkes Bein über das rechte geschlagen. Wie geht es dir?«

Für eine Weile ist es im Waggon still.

Ein paar Herren sind aufgestanden und schauen in unsere Richtung. Meusel stellt sich schlafend. Der Täter wird nicht identifiziert. Ich stelle mich lesend. Kurz danach setzt ein Handy-Gewitter ein. Man erfährt aus Satzfetzen, dass ein Herr Hesselberger am Freitag um 20.20 Uhr im Rheinischen Hof zu einem ungezwungenen Abendessen eingeladen ist, dass Mary bemerkt hat, wie unschön und ungepflegt die Fingernägel von Tibby sind.

Plötzlich höre ich aus dem Wortsalat den Namen Hempel heraus. »Dr. Hempel.« So meldet sich die Dame. Wie elektrisiert schaue ich hoch und versuche, die Dame zu entdecken. Und ich mache den entscheidenden Fehler, Meusel anzusprechen. Der wertet das als Eröffnung von Vertraulichkeiten.

Hastig frage ich: »Von wo kam das?«

Meusel: »Was?«

Und ich: »Hempel.«

Meusel: »Was ist mit Hempel?«

Und ich: »Die mit dem Sofa.« Klingt schon etwas ungeduldig.

Meusel: »Es tut mir Leid, aber das vermag ich als besonderes Kennzeichen nicht zu erkennen. Viele Menschen haben ein Sofa. Strempels und Hampels und Kunzelmanns auch.«

Leichter Zorn steigt in mir auf, und ich sage: »Man sagt, wenn man mitteilen möchte, dass es in einem Haushalt sehr liederlich aussieht: ›Hier sieht es aus wie bei Hempels unterm Sofa.‹«

Meusel: »Warum?«

Und ich: »Weiß ich auch nicht.« Es klingt gereizt. Aber Meusel merkt es offenbar nicht.

Meusel: »Wo sagt man das?«

Und ich: »Schon immer!«

Es ist eine sehr unpräzise Antwort, das ist mir klar, aber mir fällt nichts mehr dazu ein. Ich möchte das Gespräch beenden. Das möchte Meusel nicht, was bedeutet: Er möchte dranbleiben.

Meusel: »Sie haben mich nicht verstanden. Ich frage, wo sagt man: Hier sieht es aus wie bei Hempels unterm Sofa?«

Und ich: »Mein Gott, man sagt auch ›Lehrer Hempel geht durch die Stadt‹, genauso wie man sagt, dass ein schlechter Theaterdirektor ein Striese ist.«

Meusel nimmt interessiert wahr, dass das Gespräch sich in eine neue, unerwartete Kurve legt. Meine wachsende Ungeduld scheint er nicht wahrzunehmen, und er hakt nach.

Meusel: »Kennen Hempels Strieses?«

Und ich: »WaaS?«



Meusel: »Mir ist in meinen Jahren der künstlerischen Tätigkeit

nicht verborgen geblieben, dass >ein Striese< so etwas ist wie ein rettungslos provinzieller, aber sympathischer Verrückter im Theatermilieu. Der Mann wird meistens sächsisch gespielt, also in sächsischer Mundart. Es werden übrigens röhrend komische Theaterpersonen, besonders in Operetten, sächsisch dargeboten. Und meine Frage ist deshalb: Warum sucht man nicht bei Jepsens in Friesland, wie es bei denen unterm Sofa aussieht?«

Und ich: »Ich kenne die Jepsens nicht.«

Meusel: »Aber die Hempels.«

Und ich: »Auch nicht.«

Meusel: »Und dann wollen Sie wissen, wie es bei denen unterm Sofa aussieht?«

Und ich: »Ich will es, Gottverdammich, gar nicht wissen.«

Meusel: »Warum fragen Sie dann?«

Ich breche das Gespräch ab. Ruhe bis Köln Hbf. Meusel sitzt noch immer neben mir. Er stößt mich an, deutet auf eine Frau, die sich zum Aussteigen anstellt, und sagt: »Das ist die Hempel.«

Längst ist mir egal, was Frau Hempel anbelangt, aber Meusel hat unser Gespräch wohl nicht vergessen und flüstert: »Ich habe ihre Telefonnummer, ihre Handynummer und ihre Adresse. Sie ist PR-Referentin eines pfälzischen Gartenbauvereins. Und ich rufe sie jetzt an.«

Und ich: »Was um Gottes willen bringt Sie darauf, sie anzurufen? Was wollen Sie sie denn fragen?«

Meusel: »Was unter ihrem Sofa los ist.«

Und ein paar Sekunden später stößt er verbittert den Satz aus:

»Und warum es immer gegen die Sachsen geht.«

Ich kann ihn nur besänftigen, indem ich ihm bestätige: »Weil ohne die Sachsen eine DDR auch gar nicht zu machen gewesen wäre.«

Da schaut er mich strahlend an, er ist gerührt und sagt: »Für die Geschichte ist festzuhalten: Die Sachsen haben es überlebt.«

Und ich: »Sie sind doch gar keiner.«

Meusel: »Meine Mutter ist aus Grimma.«

Das sagt er stolz, und wenn er etwas Stolzes sagt, hebt er seine Augenbrauen, und das sieht sehr affig aus. Aber er hat etwas geschafft, was ich unbedingt vermeiden wollte, nämlich seine Gegenwart wahrzunehmen. Ich habe Skrupel, Zeitung zu lesen, worauf ich mich gefreut hatte. Nicht wegen der Weltereignisse, sondern wegen der Fußballergebnisse. Der weiß das, dieser sächsische Breslauer mit dem Klebstoff der gemeinsamen Landsmannschaft.

Was macht dieser Mensch eigentlich? Wofür ist er unterwegs? Und ich spüre Zorn darüber aufkommen, dass mich das langsam interessiert. Er wiederum bekommt um die Augen herum diese Falten, die Sieg signalisieren. Er wartet gelassen auf die Frage, die, ich spüre es, kommen muss: »Wassäh ... äh ... machen Sie so?«

Ich frage *nicht*.

Und er sagt ganz schnell: »Sie wollen sicher wissen, was ich so mache.«

Und schon rumpelt es aus mir heraus: »Ja.«

In diesem Moment schreit ein Mann in der Reihe vor uns: »Belinda, ich liebe dich.«

Blitzschnell steht Meusel auf und fragt den vor ihm Sitzenden mit unschuldiger Miene: »Wen bitte?«

Hinter der Stuhllehne kommt ein mürrisches, unwirsches:
»Wass?«

Meusel: »Es war noch nicht laut genug. Ich habe den Namen nicht genau verstanden, aber richten Sie ihr Grüße aus.«

Man hört noch ein böses Gemurmel vom Herren mit der Belinda. Und dann baut sich vor Meusel ein Potpourri von

misslungener männlicher Schönheit auf. Er schaut prügelaktiv auf Meusel. Der aber hat längst sein »Handy« am Ohr und plaudert: »Weissu Roberto kannssu nich machen mit Oberhemdä. Du sags, willstu machen Waschemache, ahstu Reinigung, mussurein machen meine Hemde ... was? Ich habe gehabt sieben: aber du hass nich reingemach, und ich muss gehen Doktor. Weil eine von meine Hemde hatte gehabt zu schnell gewasche ... jja! Wenn ich haben angezieht, hat Hemd gemach Rabbelrabbel ... bin ich zu Hemdtherapeute gegange ... is is in äh ... gleich neben Unterhemdezenter ist Oberhemden/enter ... er, Hemdtherapeute hat gesagt, meine Oberhemde hat Schleudertrauma. Duuass gemach zu schnell geschleudert mit Waschmaschine ... mach nix Roberto, vielleicht kann zahlen Krankenkasse ...«

Der Belindamann hat längst aufgegeben. Er sitzt wieder. Meusel ist für ihn kein Mensch mehr, über den man sich erregt. Meusel schaut auf die Uhr. Er steht auf, verbeugt sich, nimmt seine abgewetzte Tasche und sagt: »Es ist Zeit für den Gegenzug. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Fahrt.«

Der Zug hält. Auf der anderen Seite steht der Zug, der in die Richtung fährt, aus der wir kamen, und ich sehe Meusel eilig einsteigen. Der Zug fährt ab. Seiner und meiner. Was ist hier los?

Ganz vorn im Waggon meldet sich der Herr aus Böblingen:
»Gerlinde, ich gehe jetzt aufs Klo.«

ZWISCHENSTATION IN HOIDLBÖRG

Wenn man am Abend in einer deutsch-amerikanischen Gesellschaft zur Pflege und Förderung auftreten muss, und die letzten Meldungen über die irakischen Nachkriegsereignisse dominieren die Nachrichtensendungen, dann muss man entweder absagen oder sich trauen, das zu sagen, was man für die Wahrheit hält. Das ist, seit wir ein enges Verhältnis zu den Amerikanern haben, aber seit Vietnam, seit Jugoslawien, seit Afghanistan und seit dem Irak mal schwieriger, mal völlig unmöglich. Seitdem wir deutschen Raushalter nicht mit in den Krieg ziehen wollten, weil wir den Verdacht hatten, dass das, was Bush die demokratische Neuordnung des Nahen Ostens nennt, aber doch mehr die Unterordnung der Rohölspenderländer meint, gelten wir in Washington als feige.

Interessant, wie schnell unsere Feinabstimmungsjournalisten in den Blättern, die von Atlantikern geprägt sind, wie schnell Joffe (*Die Zeit*) und Schmid (*FAZ*) und andere über den Wassern schwebende Geister herausgefunden hatten, dass wir den »Siegermächten« Ressentiments hinsichtlich unserer Befreiung entgegenbringen. Schmid (*FAZ*) behauptete, dass die Deutschen (die linkeren vermutlich) die Befreiung durch die Amerikaner nie verwunden hätten. Das hat mir etwas die Sprache verschlagen. Durch unsere Nichtteilnahme an einem höchst fahrlässig begonnenen Krieg gegen den Irak sollten wir uns revanchiert haben für den verlorenen Krieg 1945. Das stand schwarz auf weiß in dicken Lettern in einem Leitartikel der *FAZ*. Verwirrend. Man hatte es in der Person des Verfassers ja nicht mit einem dummköpfigen Protegé eines Herausgebers zu tun. Der Mann war ja wer. Hatte jahrelang die Spalten in diesem Blatt gefüllt. Es musste also seitens der Herausgeber dieses Blattes eine Duldung vorausgesetzt werden.

Ich habe, seitdem klar geworden ist, dass dieser Unglücksfall von einem Präsidenten der Vereinigten Staaten in unverantwortlicher Weise die übrig gebliebene Weltmacht in einen religiösen 100-jährigen Krieg gehetzt hat, indem er alle Vorurteile über seinen der Aufgabe nicht gewachsenen biederem Kleingeist bestätigt hat, schmerzlich vermisst, dass sich die »WeltPresse« nicht an die Aussagen erinnert, die sie in die Welt gesetzt hat, um Spott auszugießen über die feigen Zweifler, die diesen sportlichen, ehrlichen und volksnahen Durchblicker aus Texas, der so »taff« ist, nicht aus vollem Herzen unterstützten.

Er war ausgezogen, die Opfer des 11. September zu rächen. Was für ein unsäglicher Übermut. Es war ein Zug der Christen für das Kreuz, das die reinen amerikanischen Seelen auf sich genommen haben. Bei manchen Aussagen, die die Gewalttaten seiner Armee beschreiben, sehe ich ihn weinend vor dem Kreuz knien, an das er sich selbst genagelt fühlt. Vermutlich glaubt er auch an seine Wiederauferstehung. Gott schütze uns.

Er und seine Generäle und seine Minister haben, als die Bilder über die Gruppensexpartys seiner Soldateska im Irak auftauchten, sich dahingehend geäußert, dass solches die Uniform der US-Army beschmutzte. Aber die ziehen sie doch aus, wenn sie Sklaven missbrauchen! Amerikanische Berufssoldaten haben nur die ihnen eingeräumten Rechte wahrgenommen. Es ist einfach gelogen, dass die Wärter Folter nicht ausüben durften. Im Gegenteil. Aber als es ans Tageslicht kam, spielt man den Überraschten, Entsetzten. Und einer der schamlosesten Verleugner dieser »Gefangenentherapie«, die er aber miterfunden hat, Mister Rumsfeld, hat, angesprochen auf Folteranschuldigungen, sofort Einspruch erhoben, es sei keine Folter angewendet worden, es seien lediglich Misshandlungen gewesen.

Dieser Mann war eine Zeit lang Verteidigungsminister der Vereinigten Staaten! Nicht zuletzt durch ihn ist Amerika das geworden, was zu bekämpfen es in den Krieg gezogen ist: ein

Schurkenstaat. Wie andere auch. Verzweifelt bemüht man sich, zu begreifen, wie eine solch schamlose und offenkundige Verletzung der Menschenrechte nahezu unkontrolliert geschehen konnte. Welches Amerika ist denn das, das wir mit großem Respekt als die mächtige Schutzmacht in der Welt angesehen haben, damals, als sie uns Deutsche, die wir andere Völker bestialisch behandelt hatten, nahezu mit Milde und Großmut von uns selbst befreit haben.

Und eine Regierungsadministration soll monatelang von den Gruppensexveranstaltungen ihrer Militärpolizei gewusst haben? Das kann doch nicht sein.

Natürlich hat der Präsident nichts gewusst. Man wird nachweisen, dass er gar nicht gewusst hat, wem die arabischen Völker zuzurechnen sind.

Man hat uns Kindern auch einreden wollen, dass Juden, Polen, Russen, Rumänen, Zigeuner, Homosexuelle, Bibelforscher, Sozialdemokraten, Geisteskranke und Kommunisten alle Blutsauger und Ungeziefer seien, die, so man sie trafe, totzuschlagen sind, wofür man keine Strafe, sondern eine Belobigung zu erwarten habe.

Fest steht inzwischen, dass ein Mann, dessen Geldmittel ausreichten, um den Präsidentenstuhl zu erklimmen, innerhalb kürzester Zeit durch seine törichte Politik alles wieder zerstört hat, was kluge Köpfe mit großer Behutsamkeit seit dem Ende der größten Kriegskatastrophe aufgebaut haben. Das alles sage ich an diesem Abend in Hoidlbörg nicht, weil ich festannehme, dass unten Menschen sitzen, die das, obwohl Bürger der USA, genauso sehen. Wir Maskenabreißer und Spiegelvorzeiger schwadronieren gern über den Brechungswinkel, mit dem man keck sämtliche Tabus bricht, aber ... Tucholsky wird mir verzeihen ... es gibt welche. Und man soll sie einhalten. Wenn es eigene sind. Vorgeschriebene sind selbstverständlich zu brechen. Ohne Anschauung derer, die sie vorschreiben.

Beim geschwinden Nachschlagen im Zitatenbuch, ob ein

großer Geist etwas Witziges über das Tabu hinterlassen hat, finde ich eine Lücke. Nach TAG kommt sofort TAGEBUCH. Wenn man GEUCH herausscrabbelt, bleibt aus Tagebuch TABU übrig. TABU:

»das Unverletzliche, das Unberührbare, das Unaussprechliche, das Verbotene.«

Ein Tagebuch ist ein Tabu. Eltern, die ihren Kindern nachspionieren, indem sie deren Tagebücher lesen, kann es gelingen, bleibende Entfremdungen zu verursachen. Verbote auszusprechen, um Tabus zu etablieren, habe ich immer als Aufforderung angesehen, die Tabus zu verletzen. Mir wurde einmal vor einer Livesendung dringend empfohlen, den Bundespräsidenten als Tabu zu behandeln. Bis dahin hatte ich das getan. Doch als dieses Wort *dringend* fiel, war ich fest entschlossen, nicht das Unverletzliche, das Unberührbare zu beachten, sondern das Verbotene, und da purzelte eben der Satz heraus: »Auf Dauer ist mir ein schlechter Bundespräsident als Tabu zu wenig.«

Zurück nach Hoidlbörg. Mir schien, dass man Menschen, die sich für etwas schämen, nicht noch belehren darf, dass sie es tun sollen. Aber es reizte mich ein kleiner Hinweis, dass ich um Gottes willen nicht ... ich musste etwas sagen. Nun gerade. Aber vorsichtig natürlich. Langsam an die Pointe heranschleichend. Es wurde neulich darüber gesprochen, dass einige Angelegenheiten bereits im »Vorfeld« besprochen worden sind. Es werden immer mehr Dinge im Vorfeld entschieden. Das meiste geschieht eigentlich im Vorfeld. Fragt man sein Kind, ob es sich die Zähne geputzt hat, wird es antworten: »Das habe ich im Vorfeld bereits erledigt.«

Nun gibt es im Vorfeld des Vorfelds auch ein Nachfeld. Dass es ein Mittelfeld gibt, weiß ich, weil immer wieder behauptet wird, dass es schneller überbrückt werden müsste. Unter der Brücke, die über das Mittelfeld führt, liegen die Zwischenfelder. Um Vormittelnach- und Zwischenfelder herum befindet sich das

Umfeld. Es gibt auch Nebenfelder. Von einem Hauptfeld ist weniger die Rede. Nur beim Radsport. Da sind es die Radfahrer, die immer später ins Ziel kommen als das Vorfeld.

Und im Zusammenhang mit dem Wort Webel. Das ist ein militärischer Dienstgrad, der für das Hauptfeld verantwortlich ist und deswegen Hauptfeldwebel heißt. Womit wir bei dem militärischen Feldbegriff sind. Das ist jenes Feld, auf dem so mancher Soldat fällt, der als kriegstauglich erkannt wurde, was aber im Vorfeld bereits entschieden wird.

Wobei hier das Wort Feld von fallen kommt. Es ist ein großer Unterschied, ob jemand *im* Feld ist oder *auf* dem Feld. *Auf* dem Feld ist der Bauer, der es bestellt. *Im* Feld ist der Soldat, der auf den Soldaten auf der anderen Seite des Feldes so lange schießt, bis der *umfällt*. Damit sind wir über das Wort Umfeld, das schon erwähnte, auf das Schlachtfeld gekommen. Dieses wird hie und da auch noch immer das Feld der Ehre genannt, hat aber mit der Ähre, die aus dem Feld sprießt, nichts zu tun. Wohl aber haben Ähren, die sich noch auf dem Halm befinden, mit dem Krieg zu tun. In der Geschichte ist nachzuweisen, dass kein Krieg früher als im August begonnen wurde. *Warum?* Erst, wenn das Feld bestellt, also das Korn geschnitten war, konnte es losgehen mit der Schießerei, weil der Soldat sonst kein freies Schussfeld hatte und ohne dieses über das Korn schießen musste, kimme, was da wolle. Wobei es sich keinesfalls um das Korn handelt, wohinein der Verzagte seine Flinte wirft, sondern um den schon erwähnten Roggen der Ehre.

Heute haben die Kriegsziele nichts mehr mit der Ähre zu tun, sondern mit Öl. Das Schlachtfeld befindet sich also auf dem Ölfeld der Ehre, und der Krieg kann jederzeit gebrochen werden, und zwar vom Zaun. Der Solldatt schießt nicht mehr über Kimme und Korn, sondern über das Leitsystem, das Raketen auslöst, wodurch eine ganze Stadt in Schutt und Asche fällt. Die Entscheidung fällt nicht mehr auf dem Schlachtfeld, sondern in den Hirnen von weit entfernten Feldherren, die von

dort aus ein ganz anderes Gesichtsfeld haben und befriedigt feststellen, dass das Ziel nicht verfehlt worden ist und in Trümmer fällt.

Fassen wir zusammen: Umfeld-Schlachtfeld-Trümmerfeld. Wo passiert es? Im Vorfeld. Und wer sitzt im Vorfeld?

RUMSFELD.

Gesetzt den Fall, er wäre nicht mehr das, was er ist, wenn Sie solches lesen; die Tatsache, dass er es gewesen sein durfte, genügt schon, ihn in den Geschichtsbüchern gebührend zu würdigen. Als er Deutschland besuchte, gab er sich rustikal, humorig, laut, populär, witzig, aber in der Sache rotzig und unverschämt.

Politisch sind diese Leute nicht aus der Macht zu drücken. Sie sind wie ein Spaghettisaucenfleck auf einer weißen Weste: nicht wegzukriegen.

KÖLN, HAUPTBAHNHOF

Das Umsteigen in Köln, Düsseldorf, Essen oder Duisburg an einem Sonnabend zur Mittagszeit ist während der Bundesligasaison nicht ohne Gefahren. Man wird nicht angegriffen, aber man könnte umgerannt werden. Von den Fans. Und es ist sehr laut. Um diese Zeit werden vermutlich auf allen größeren Bahnhöfen die gleichen Lieder gesungen. Gesungen ist das falsche Wort. Am Spieß geschrien. Gegrölt. Geröhrt. Texte sind nicht zu verstehen. Am Schluss ist immer ein BVB auszumachen oder Bier, oder nullvier.

In Ordnung, die Jungs sind beim Sport, sind von der Straße. Na ja, von der Straße sind sie eigentlich nicht so ... Aber sie haben etwas, was sie lieben. Diesen Nachmittag nämlich zusammen mit anderen. Gemeinsam singen, trinken jubeln, weinen, hängen und bangen. »Fußball ist etwas, wo man für hinlebt.« Originalzitat auf Schalke. Von 16-jährigen voll eingekleideten Blauweißen. Böse sind sie nicht. Man muss sich nur ein bisschen ranwissen. Also wissen, was Schalke heißt. Schalke heißt Dooortmund hassen. Schalke ist unbewältigte Vergangenheit, weil Schalke über Jahre hinwech der deutsche Fußball war. Klodt, Bornemann, Schweißfurt, Gellesch, Tibulski,?, Eppenhoff, Szepan, Kalwitzki, Kuzorra, Urban.

Ärgert mich, dass ich den linken Läufer nicht weiß ... Füller? Egal. Schalke und Nürnberg waren die Nationalmannschaft. Bis die Österreicher kamen. Raftl, Sesta, Schmaus, Hahnemann, Binder, Pesser und so weiter. Schalke gegen Rapid Wien, gegen Admira, und das war in Wien ein Judenverein. Und schon sind wir wieder bei dem »unpolitischen Sport«, den Sportfunktionäre so gern gegen ihre eigene Vergangenheit ausspielen. Wenn es etwas gibt, was die politische Szenerie beeindruckt, dann ist es der Sport. Und unter allen Sportarten, die es gibt, ist der Fußball

die gefährlichste politische Sportart.

Als der Deutsche Fußballbund die Worte Hitlers: »Ich melde den Eintritt meiner Heimat Österreich in das Grrroßdeutsche Rrreich« vernommen hatte, reagierte er prompt und lud 1938 einen Teil der damals europäischen Spitzennationalmannschaft Österreich zu einem Zusammenschluss ein. Sie haben gestaunt, die österreichischen Dribbelkünstler, wie das erste Training aussah. Man exerzierte. »Links um – rechts um. Im Gleichschritt marsch.«

Diese gemeinsame wieder vereinigte Mannschaft verlor dann gegen Norwegen. Norwegen wusste damals noch gar nicht, was Abseits ist. Hitler wollte sich danach etwas antun. Seyß-Inquart, der die Nazis damals über die Alpen gelockt hatte, soll ihm den Strick entwunden haben.

Von da an war das Schicksal sämtlicher deutscher Sportverbände entschieden. In den Vorständen saßen glühende Nazis und verkündeten das Ideal des neuen deutschen Menschen, durch Sport zum Mord, und viele dieser Sportgewaltigen, wie beispielsweise Carl Diem, haben das Dritte Reich unbeschadet überstanden. Als man sich stritt, ob nach Heinrich Heine in Düsseldorf eine Universität benannt werden sollte, hatte Carl Diem auf den Straßenschildern bereits Einzug gehalten.

Sport bewältigt die Vergangenheit am allerschnellsten. Über den Sport, so glauben heute noch Spitzenvikarier, könne man das Gefühl für die Nation wieder erwecken, das dankenswerterweise in Vergessenheit geraten war. Der von mir so bewunderte Innenminister zum Beispiel ist blitzschnell im Flugzeug, wenn deutsche Sportler den Eindruck vermitteln, dass sie »aufs Treppchen« steigen könnten. Da kommt er und vermittelt Enthusiasmus und bringt gleichzeitig das Ergebnis einer Sportberatungsgesellschaft mit, die nach vier Jahren wöchentlichen Zusammentreffens in diversen Hotels eine Analyse erstellt hat, wie man der Erfolglosigkeit deutscher

Sportler durch militanten Optimismus entgegenwirken könne.

Um zu erreichen, dass ein deutscher Skiläufer wieder einmal »aufs Treppchen« steigen darf, hat das Innenministerium bei SPUF, der »Sportursachenforschung«, einen Stufenplan erarbeiten lassen. Ergebnis dieser SPUF-Analyse: »Man sollte nie zwei Stufen auf einmal nehmen.« Von diesem Satz haben sieben Hotels zwei Jahre lang gelebt. Aber das Ergebnis war überwältigend. »Endlich«, hat der Reporter, der mit einem verdienten bayerischen Ski-Ass zusammenstand, vor der Kamera mit glühenden Augen gerufen, »hat seit so langer Zeit ein deutscher Abfahrtsläufer beim Überfahren der Ziellinie die Arme hochreißen dürfen!«

Und das Ski-Ass strahlte und stammelte: »Mei!«

Bisher hatte man immer den Verdacht, dass die deutschen Abfahrer ein paar Stunden später abgefahren waren als die anderen.

»Jetzt samma wieder dabei.« Dieser 28. Platz war nicht hoch genug einzuschätzen. Und irgendwann wird es auch im heiß geliebten Fußball wieder aufwärts gehen. Noch ist es ein wenig deprimierend.

Ich komme meist sehr spät am Abend dazu, Zusammenfassungen der internationalen Vergleiche zu sehen, und nach den ersten Sätzen der jeweiligen Trainer schöpfe ich Hoffnung.

»Wir haben das Spiel über 90 Prozent des Spiels kontrolliert.«

»Wir hatten den Gegner im Griff.«

»Der Gegner hatte praktisch keine einzige Torchance! Dass wir dann doch 1:5 verloren haben, kann nicht daran liegen, dass wir schlechter waren. Meine Mannschaft kann *alles* am Ball. Leider *hatten* wir ihn nicht.«

Exbundestrainer Völler: »Eine 1:5-Niederlage werden wir so nie wieder bekommen.«

Es war das Spiel vor einigen Jahren gegen England. Was er nach der 1:5-Niederlage gegen Rumänien gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Es wird vielleicht Zeit, sich Gedanken zu machen darüber, woran das alles liegen könnte. Vermutlich gibt es keinen Stufenplan für den Fall, dass man die Treppe *runter* muss.

Auffällig ist, dass deutsche Fußballprofis, die zweimal am Tag trainieren, den Ball (um den geht es, glaube ich) so behandeln, als hätten sie Berührungsängste. Sie fremdeln beim Annehmen des Balles. Und sie versuchen sofort, ihn wieder loszuwerden. Aber wie! Ich habe Zeugen dafür, dass der Ball nach dem Schussversuch eines deutschen Nationalspielers, der kläglich endete, vor Scham rot angelaufen ist.

Dabei ist der Fußball-Crack eine Persona non grata in den jeweiligen »Hochburgen«. Er verdient so viel wie der Chef der HypoVereinsbank, doppelt so viel wie ein stellvertretender Supermanager, zehnmal so viel wie ein Minister, sechshundertmal so viel wie ein Beamter im höheren Dienst, hat ein bis zwei Autos der S-Klasse vor der Villa, hat einen Betreuer, zwei Bodyguards, einen Finanzberater, einen Spezial-Physiotherapeuten sowie Masseur und Friseur noch im Gefolge, schleppt also einen Hofstaat mit sich herum, kann aber nur mit Mühe einen Ball stoppen. Ich vermute mal, weil sie, die deutschen Stars, weder Strand- noch Straßen- noch Wiesen- oder Schulhoffußballer sind. Weil es keine unbetonierten Strände, Straßen oder Wiesen mehr gibt.

Und darum liest sich die Liste der Mannschaftsaufstellungen an einem Bundesligaspieltag laut *Bild am Sonntag* so:

Zuerst die Südamerika-Familie: Mensequez – Dominguez – Rodriguez – Valdez. Nach der ez-Familie die inos: Gambino – Marcellinho – Balano – Dallessandro – Ze Roberto – Pissaro – Pinto – Romeo – Metoomo – Lucio – di Salvo, dann die vilis aus Georgien: Kobiasvili – Tsishvili – Iashvili, die owskis: Borowski – Petrovski – Nikolovski – Berbatow – Hristov, und

Barbarez – Brzenska – Tjikutsu – Korzynietz – Wichniarek. Sverkos – Lokvence – Lamotte – Lizarazu – Lisztes, Idrissour – Odenkor – Kiyo – Diabang, Bajramowic – Hrgowic – Krstajic – Szabics – Babic – Stevic – Obradovic – Krupinovic – Salihamidzic – Simunic – Klasnic – Tapatovic … , danach die wotsche und die wutsche und die oyos und die uios – wunderbare Fußballspieler. Aber jeder 1,9. ist kein deutscher Spieler. Alles Nationalspieler in mindestens 30 Ländern. Der Bundestrainer hat für eine deutsche Auswahl inklusive der paar eingedeutschten Ausländer ungefähr 100 Spieler übrig.

Aus Erfahrung ist nur jeder zehnte ein geeignetes Talent für die Nationalmannschaft. Das wären also zehn Spieler. Aber … nach jedem Bundesligaspieltag ist jeder 5. verletzt. Blessuren, Zerrungen, Risse, gedehnte Bänder, Brüche sind üblich. Dazu kommen Blähungen, Viren, Depressionen. Nach Berechnungen bleiben dem Bundestrainer höchstens 7,7 einsatzfähige Spieler. Davon ist die Hälfte meist von einer Formschwäche befallen, die ihnen der Arzt seines Vereins attestiert. Den Rest kann der Bundestrainer nicht ausstehen. Und der Rest besteht aus 70 Prozent eines Spielers. Wer soll ihm da nicht Recht geben, wenn er vor einem »Testspiel« gegen den Inselstaat Malediven warnt: »Gefährlich-Gefährlich! Die Malediven haben *zwei* gute Spieler. Und unserer ist verletzt.«

Außerdem: Selbst wenn es bei uns von Ballartisten wimmeln würde, wäre das noch lange keine Garantie für eine bessere Nationalmannschaft. Warum? Darauf hat der Generalsekretär der CSU, Markus Söder, eine Antwort. Er meint, es gäbe bei uns kein »nationales Wir-Gefühl« mehr. Schuld daran, sagt er, seien die 68er, die alles in den Schmutz gezogen hätten: Kirche, Kreuz, Fahne, Hymne und damit die staatliche Autorität. Und darum sind auch die 68er schuld am Niedergang des deutschen Fußballs. Die Spieler hätten, so sagt er, keine Bindung mehr an ewige Werte. Er wisst, sagt Söder, wovon er rede, denn er sei im Aufsichtsrat des 1. FC Nürnberg.

Nun schlägt Söder vor, man solle es für jeden Spieler zur Pflicht machen, täglich einmal die Bayerische Hymne: »Gott mit dir, du Land der Franken ...« und die Nationalhymne im Kreise der Mannschaft zu singen. Vor dem Spiel natürlich. In der Kabine. Dieser Mann, ich sage es noch einmal, ist Generalsekretär der Christlich Sozialen Union. Und meint das ernst! Solche Männer gibt es noch. Gut so.

Im Übrigen ist der »Club« daraufhin unverzüglich aus der Zweiten in die Erste Bundesliga aufgestiegen!

Bei alldem plagt mich das Problem von Herrn Södermann in keiner Weise. Ob nun ein Bayernkicker, bevor er zum Torschuss ansetzt, noch schnell singen muss: »Fort mit dir, du Land der Bayern« oder »Deutschland, Deutschland öder alles« oder betet, ist mir völlig egal. Mich beschäftigt die Frage, ob man nicht in der ganzen Fußballwelt einführen sollte, dass ein Spieler, der viel Geld dafür bekommt, dass er als Sudanese, Paraguayer, Chinese oder Brasilianer für Turin, Madrid, Paris oder München Tore erzielt, in der Zeit, in der er dort bezahlt wird, auch für die Nationalmannschaft des betreffenden Landes spielberechtigt sein sollte. In Gelsenkirchen meckert kein Zuschauer, wenn der Torschütze weiß, schwarz oder gelb ist, Hauptsache, er schießt das Tor für die Blauweißen von Schalke.

Wenn schon Globalisierung, dann auch auf dem Rasen. Der Sport wäre besser, das Publikum besserer Stimmung, und man müsste nicht dauernd nachrechnen, ob bei einem Länderspiel zwischen Frankreich und Spanien nicht eigentlich Madrid gegen London oder Rio de Janeiro gegen Paris spielt. Nationalmannschaften haben ohnehin nur noch wenig Sinn. Höchstens als Fernsehgroßereignisse in Form von Weltmeisterschaften.

Der Fußball ist nur dazu da, die Investitionen von Daimler, Adidas, Bitburger, Ferrero, Coca-Cola, Telecom, Siemens und zehn weiteren Großkonzernen zu begründen. Es geht nicht um den Sport, es geht um Milliarden Euro.

Es muss bei den letzten Geldmeisterschaften gewesen sein, als der Ball plötzlich nicht mehr hochsprang, sondern platt auf dem Boden liegen blieb, und der Mann, der den Ball »geschossen« hatte, sich den Fuß gebrochen hat. Man hatte dem Spieler sein Tagesgeld in Münzen in den Ball gesteckt. Warum der Ansammlung von Pfeifenköpfen, die sich unter dem Namen FIFA verbirgt, noch nicht der einzige attraktive Wettbewerb eingefallen ist, nämlich eine U-80-WM, also die Mobilisierung aller Weltklassespieler unter 80, kann ich gar nicht verstehen. Dass die Funktionäre des Fußballs sich dem Niveau dessen, was auf dem Rasen geboten wird, bedrohlich nähern, lässt der Satz erahnen, der einem Manager von Bayer Leverkusen nach einer schwachen Leistung seiner Werkskicker eingefallen ist: »Hier wird der Fußball mit Füßen getreten.«

Fußball ist in alle Bereiche eingebrochen. In verheerender Weise auch in die Sprache der Politiker. Wenn ein Parteivorsitzender in einem Interview so beiläufig sagt: »Wir sind gut aufgestellt«, meint er wohl, dass er eine gute Mannschaft hat, wir aber, die wir uns in der Kicklanguage inzwischen gut auskennen, fragen sofort weiter:

»Vierzwovier oder Dreidreieins, und wer ist die vordere Spitze und wer die hängende Spitze, das östliche Mittelfeld und das westliche Mittelfeld oder gar das zentrale? Im vorgezogenen Hinterfeld lauert ja immer der Spielmacher, der »das Spiel lesen kann«. Ein »aufgestellter Politiker« könnte auch einer sein, den man vorher hingelegt hat und den man dann wieder aufstellen musste, oder er wird von dem, der das Spiel liest, aufgelesen und hingestellt. Es gibt mannigfache Möglichkeiten. Im Geschäftsleben hat die Fußballsprache längst Einzug gehalten: »Mensch, da müssen Sie am Ball bleiben!« oder: »Keine Chance, die spielen in einer ganz anderen Liga.«

Als ich neulich zu einem Interview gebeten wurde und dort mitteilen sollte, was ich denn zu dem Zeitpunkt gemacht habe, als Rahn das Tor für den Urschrei der deutschen

Nachkriegsseele schoss, wurde ich unruhig. »Das Wunder von Bern« und kein Ende. Kein Wunder, dass es so wenige gute Sendeplätze für Wichtigeres gibt. Man soll die Spieler nicht schmähen, die alle wunderbare Menschen waren und die ich kennen lernte, als wir viele Jahre später miteinander Fußball spielten. Zu denken, dass sie, die damals allesamt jede Art von Rummel um ihre Person nicht ausstehen konnten, sich so durch den Ausfragewolf drehen ließen! Keine Chance für die 200 Kamerateams und was sonst noch den Medienalltag rund um die Uhr ausmacht.

Ein Spiel war früher 90 Minuten lang. Dann kam ein kluger Reporter und hat gefragt: »Wieso waren Sie heute so gut?« Oder die wesentlich intelligentere Frage, die gern genommen wird nach Niederlagen: »Woran lag's denn?« Warum wundern sich die Journalisten eigentlich, dass einige sensible Trainer dann patzige Antworten geben? Diese Theaterinszenierungen für Dumpfnasen »umkränzen« diese 90 Minuten und übertreffen sie um das Dreifache an Zeit. Sofern es die Situation zulässt, schieben die Privatsender blitzschnell blödsinnige Werbung ein. Zum Beispiel eine, die durch ihre Aufdringlichkeit und Unprofessionalität herausragend ist. Aber man muss diese dünne, ungeübte Frauenstimme ertragen, weil dahinter irgendein Matchball oder ein Elfmeter lauert, aber kaum schießt einer den Ball ins Aus – Wutsch!, und schon bellt sie wieder:

»NIE WIEDER ALLEINE. DER SMS-SINGLETREFF: RUF SOFORT AN! NULLNULLNULLNULLNEUNNULLNULLUND LOS GEHTS!«

Ja, Freunde, Premiere kaufen – keine Werbung. Mir ist aufgefallen, dass ich als Premierenbezahlter Strafe zahle dafür, dass ich keine Werbung aushalte. Morgen schmeiße ich alles durchs Fenster, denke ich mir, und schon kommt's wieder: »NIE WIEDER ALLEINE – DER SMS-SINGLEFLIRT ...«

Da kommt Mordlust auf.

Tja, Empfindlichkeiten kosten Geld. Und so sitze ich und lasse mir alles gefallen. Und warum? Weil ich zu packen bin. An meiner Liebe zu dieser Sportart. Es gibt ja auch Höhepunkte der Wortfindung. Spitzenleistungen, die aufbauen und erheitern. Ein früherer Trainer von Liverpool hat die Bedeutung des Fußballs ein für alle Mal und unübertrefflich formuliert: »Manche tun so, als ginge es im Fußball um Leben und Tod. Dabei geht es um viel mehr.«

Über einen Nationalspieler sagte ein führender deutscher Rasenfeuilletonist: »Eine angeschossene Hand ist kein Beinbruch.«

Eine Feststellung von bleibendem Wahrheitsgehalt. Auch die, mit Besorgnis und tiefem Ernst ausgesprochen: »Das Knie ist seine Achillesferse.«

Nervenbelastender sind die Aussagen der Bundesligatrainer nach den Spielen. Es fallen Sätze, die ich mitsingen kann, was übrigens eine schöne Nummer für das Aktuelle Schnarchstudio im ZDF sein könnte.

Sämtliche Trainer singen gemeinsam, nach einer Melodie der musikalischen Allzweckwaffe Siegel, ihre »Analysen«. Das Wort klingt ungewöhnlich. So als würde man den Wetterbericht als Klima-Philosophie bezeichnen. Aber wenn man eine Bedeutung des Wortes Analyse benutzt, dann stimmt es wieder: Analyse also »Zerlegung«. Die Herren zerlegen sich wöchentlich mindestens einmal in ihre Bestandteile.

Man könnte viel Sendezeit sparen, wenn man sie gemeinsam das Nötige nach Spielende sagen ließe.

»Wollen wir wetten:

Wir haben keinen Druck gemacht.

Wenn wir Druck gemacht hätten!

Wir haben nicht nach vorn gespielt und keinen Druck gemacht.

Und keine ›Schangsen‹ verwertet, die ›Schangsen‹, die vielen.
Und durch die Mitte kann man keine Tore erzielen.

Meine Spieler haben nicht dran gedacht und haben keinen Druck gemacht und nicht über die Flügel gespielt, sondern durch die Mitte gewühlt und immer nach hinten geschielt zu wenig Tore erzielt, denn hätten wir mehr Tore gemacht als gekriegt, dann hätten wir vielleicht, man weiß nicht ... gesiegt.«

So aber sitzen sie ihr Leben lang auf bereits gepackten Koffern, und mit laufendem Motor wartet das Fluchtauto in der Garage, wenn man um 17.10 Uhr abgestiegen ist. Sehr oft ist ein einziges Tor entscheidend. Für das blitzschnelle Entkommen des Trainers ist sicherlich das unentwegt angepriesene automatische Garagentor wichtig. Die mobilsten Menschen in diesem Lande sind Fußballtrainer. Sie sind zwar schwer erreichbar und ausgebucht, aber mit wechselnden Adressen. Manchmal sind ihre Koffer noch gar nicht ausgepackt, da sind sie schon wieder gefeuert.

Der Versuch eines Trainers, der in, sagen wir, Wolfsburg angeheuert hat, seine Frau und Kinder nachkommen zu lassen, scheitert sehr oft, weil er bereits wieder auf dem Rückweg ist, wenn die Familie hinfahren will. Die Existenz eines Trainers in den europäischen Fußballligen hängt nicht an einem seidenen Faden, sondern an einem Ball, der in das falsche Tor getreten wird. Ein Pfostenschuss kann über die Frage entscheiden, wo eine Trainerfamilie in der nächsten Zeit wohnt. Gegen Ende einer Spielzeit geht es aufs Ganze. Es wird dramatisch. Trainer sitzen dann auf Schleuderstühlen, es hängen Schwerter über ihnen, die an Fäden hängen. Blitze schlagen in ihre Stühle ein, das Eingemachte wird ihnen aufgemacht und die Wurst, um die es geht, gestohlen, Obst, Eier, Plastikflaschen prasseln auf sie hernieder, Hunde beißen sie, weil sie Letzter sind, und zum Schluss werden sie gefeuert. Wenn sie gewinnen, gefeiert.

Und jedes Jahr das gleiche törichte Theater.

Der Maier hört auf, der Götz nach Berlin.

Der Jara wackelt, der Lienen kann bleiben.

Der Reimann von Frankfurt geht nach Köln für den Koller.

Der Magath nach München, der Hitzfeld nach Stuttgart.

Und wer ist in Gladbach? Der Jara aus Lautern.

Aber schon in drei Wochen, da geht's wieder los.

Der Götz für den Lienen, der Reimann für Fach, der Fach für den Hitzfeld, und jetzt wird's noch toller:

Der Maier kommt wieder, und wo ist jetzt Koller?

Spätestens an Weihnachten sind sie alle wieder dort, wo sie am Anfang waren.

Nach zehn Jahren waren alle Trainer bereits dreimal bei demselben Verein und sind zusammengenommen in ihrer Karriere sieben- bis achtmal gefeuert worden.

Sind da bei den Familien noch nicht Überlegungen aufgekommen, reihum dieselben Wohnungen zu benutzen, die Möbel drinzulassen und konsequenterweise Frau und Kinder auch? Irgendwann trifft der Mann, der Trainer, den man auch Swinging-Coach nennen könnte, wieder auf die Ausgangsfamilie. Es ist erstaunlich, dass rührige Versicherungsmanager noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, den immer wieder gefeuerten Männern eine Feuerversicherung anzubieten. Mich tröstet der Gedanke, dass ich heute Abend nach Hause fahren darf, und es hat keiner ein Tor gegen mich geschossen.

JETZT NICHT – VIELLEICHT SPÄTER

Heute Morgen beim gemeinsamen Frühstück ist es wieder passiert. Renate hat mir wohl etwas angeboten, hat vielleicht gesagt:

»Möchtest du noch einen Toast oder ein Ei?« So oder ähnlich wird es gewesen sein. Und ohne hingehört zu haben, habe ich automatisch geantwortet: »Jetzt nicht – vielleicht später.«

Ich weiß, dass sie es nicht gern hört, besonders, wenn ich es mit diesem abwesenden Blick sage, den sie auch nicht mag, wenn sie mit mir spricht. Sehr oft ärgert sie mich, indem sie mir eine Frage stellt und gleich meine Antwort anfügt: »Jetzt nicht, vielleicht später.«

Ganz hinterlistig finde ich es, wenn eine Freundin dabei ist und sie beide miteinander tuscheln, wobei Renate dann darauf hinweist, dass ich auf die Frage: »Kannst du mir sagen, wie spät es ist?«, gleich sagen werde: »Jetzt nicht – vielleicht später.« Und das sage ich dann, und es entsteht eine große Heiterkeit auf meine Kosten.

Es hätte, so behauptet sie, durchaus sein können, dass ich auf die Frage der Standesbeamtin, ob ich sie zur Frau nehmen will, geantwortet hätte: »Jetzt nicht – vielleicht später.«

Meine Frühstücksabsenzen unterscheiden sich nicht sonderlich von den ihren. Menschen, die uns beim Lesen der Zeitungen beobachten würden, könnten sich sicherlich gut amüsieren. Renate detoniert förmlich, wenn sie den Bundeswehrhochschullehrer Wolffsohn zitiert, der Folter in besonderen Fällen nicht ausschließen will, wenn's der Wahrheitsfindung dient. Dann belegt sie diesen Herrn mit einem Schwall von Verbalinjurien. Sehr oft habe ich gleichzeitig in

einer anderen Zeitung etwas entdeckt, was mich wütend macht, und jetzt versucht jeder seinen Zorn loszuwerden, was sich vermutlich ganz komisch anhört. Sie ist meistens schneller. Dann stoppe ich meine Suada und lese weiter. Woraufhin sie, nach ihrem Ausbruch, fragt: »Du wolltest doch auch noch was sagen, nein?« Und dann kommt mein: »Jetzt nicht – vielleicht später.«

In der *Kölnischen Rundschau* hatte ich ein neues Wort entdeckt, das sich würdig einfügt in die Sprache der Korruptionsteilnehmer. Diese Leute kann man so nennen, weil bekannt ist, dass sie sich großen Geschäften widmen und sich regelmäßig ihren Teil nehmen. Also Teilnehmer. Dass es Menschen gibt, die das für Unregelmäßigkeiten halten und mit Strafverfolgung drohen, hat dazu geführt, dass gewitzte Anwälte und Firmensprecher eine neue Sprache geschaffen haben, die zum Beispiel das Wort Korruption gar nicht mehr kennt. Entscheidungsträger und Auftragsvergeber in öffentlichen Ämtern werden vor Zuschlagserteilung gar nicht mehr gefragt, ob sie bestochen werden wollen. Und von Bestechung kann auch gar nicht die Rede sein. Es handelt sich um eine Entscheidungsbeschleunigungssumme. Oder eine »Einflussspende«. Aber der Begriff, den ich aus der *Rundschau* herausgelesen habe, ist wirklich innovativ.

Man hat einem Müllarbeiter in Köln, den man gern aus der Firma herausgeholt hätte, eine hohe Summe bezahlt, »um ihm das Herausgleiten aus der Firma zu erleichtern«. Es hat also mit Bestechung nichts zu tun, vielmehr handelt es sich eher um eine Art Gleitschutz. Eine korruptionelle Geburtshilfe. Dem erwünschten Nachfolger auf diesem Posten hat er dann 100000 als Hineingleitungshilfe bezahlt und einem anderen, der für ihn ein bisschen ins Gefängnis kam, eine Herausleitungsermunterungsunterstützung angeboten. Etwas muss ich berichtigen: Es handelt sich natürlich nicht um einen Müllarbeiter, sondern um einen Mitarbeiter. Einer von denen,

die in den Kölner Müll noch immer verstrickt sind. In dieser Stadt ist so etwas nicht kriminell, nicht unregelmäßig, sondern eine rheinische Regelmäßigkeit. Also Brauchtum.

Die Berlusconisierung Europas schreitet fort.

Es gibt Leute, die verdienen noch an den Gittern, hinter die sie gehören.

Ein paar Hundert Milliarden, so ist die Schätzung, werden jährlich hinterzogen.

Und auf die Frage, ob man sie nicht erwischen will, kommt die Antwort: »Jetzt nicht – vielleicht später.«

MÜNCHEN, HAUPTBAHNHOF, 10.23 UHR

Ich bin viel zu früh auf dem Bahnsteig. Es ist aber nicht so, dass Renate mich zwei Stunden früher als nötig aussetzt, damit ich meinen Zug nicht verpasse. Ich hatte einen sehr frühen Termin. Beim Ohrenarzt. Renate meint, ich würde manchmal merkwürdige Sachen verstehen. Sie hatte mich beim Frühstück gefragt, ob wir in diesen lebensgefährlichen Zeiten nicht etwas für die Kriegsgräberfürsorge spenden sollten, und ich sagte, irgendeine Verantwortung müssen die Amerikaner auch übernehmen. »Ich spende nicht für die Kriegsgräbervorsorge«. Um ehrlich zu sein, es war kein Hörfehler. Aber ich bin zum Ohrenarzt gegangen.

Und so stand ich um 8.00 Uhr in der noch schlafenden Innenstadt und habe so richtig empfunden, wie tot eine Fußgängerzone sein kann. Aber aufgeräumt. Und Wartezimmerstille. Um diese Zeit hat hier nicht einmal ein Hund Lust, das Bein zu heben.

Vor zehn Jahren war ich das letzte Mal hier. Da waren noch die Bierschänken, wo die Versicherungs- und Bankbeamten nach Feierabend standen, und die winzig kleinen Geschäfte, in denen weißhaarige ältere Damen Pralinen verkauften und wo Weightwatcherinnen mit verträumten Augen vor den schmalen Schaufenstern standen und in Gedanken die Strafpunkte zusammenzählten, die sie für das Verzehren dieser Hüftgoldbomben bekommen würden. Daneben war ein elegantes Hutgeschäft, ein Handschuhgeschäft, ein Zeitungskiosk, ein Café mit Marmortischen. Das ist alles nicht mehr rentabel gewesen.

Aber es ist alles vorhanden, was man in einer deutschen Fußgängerzone erwartet: Schlecker – McDonald's – Douglas –

Gerry Weber – Karstadt – Kaufhof – Aldi – Lidl, diese Ramschgoldgruben für den reduzierten Geschmack, die ich als ohnehin schon Hörgeschädigter, wenn es nach Renate geht, nicht mehr betreten kann. Durch die Hallen kreisen pausenlos ihre geschriebenen Werbetexte und diese Musikjingles, die man höchstens zum Heuschreckenverscheuchen verwenden sollte. Plötzlich schreit eine Stimme, dass man seine eigenen Preise hasse und gerade den Preisgestalter erschossen hätte, oder so ähnlich.

Aber jetzt ist es noch totenstill. Kanalpflegeteams in ihren orangenen Overalls stehen an geöffneten Gullys und bereiten sich auf den Einstieg in die Unterwelt vor. Ich bin einmal hinuntergestiegen und habe mir erklären lassen, wie raffiniert das Abflusssystem angelegt und wie teuer es ist, es zu erhalten. Ein riesiges Tunnelsystem, durch das Ströme von Dreck, den eine Million Menschen verursachen, vorbeifließen.

Noch stehen die Männer und rauchen. Ich schaue auf die Uhr, und ich denke daran, wie der Chef der Truppe sagte: »Um halb neun kommt die zweite große Flut. Die Badezimmerwelle von denen, die ins Büro müssen.«

Der Bahnhof ist noch nicht gut besucht. Das Café, in das ich mich setze, ist leer. Ein müdes Mädchen, das so aussieht wie eine Kellnerin, lehnt am Buffet, sieht mich zwar, plaudert aber mit einem schlecht gelaunten Kollegen. Ich warte mal, was passieren wird. Es passiert nichts. Ich winke. Sie winkt zurück. Ganz langsam bewegt sie sich jetzt, sogar in meine Richtung. Biegt aber ab undräumt zwei Tische ab. Später nähert sie sich, und ich frage, etwas verärgert: »Möchten Sie Ihren Beruf nicht ausüben?« Sie schaut sehr hübsch aus, lächelt sogar und antwortet:

»Ungern.«

»Ah«, sage ich, »Sie kommen aus Ungarn?«

Da muss sie lachen, und das macht sie sehr lieb. Ich bekomme

einen Cappuccino.

Sie kommt aus Krefeld. Sie jobbt. Studiert BWL.

Aber der Zug fährt pünktlich ab. Wagen 37, Platz 52, Fenster.

Vor mir sitzt Meusel.

WER ODER WAS IST MEUSEL?

Er hat mich kommen sehen. Er wusste, dass ich kommen werde.
Schaut mich nicht an und spricht über die Schulter.

Meusel: »Wie haben Sie es geschafft, den Zug pünktlich zu erreichen?«

Ich: »Sind Sie wieder in den Gegenzug gestiegen?«

Meusel: »Ja, ja. Aus Hamburg. Feucht, laut und schlaflos.«

Ich: »Die Nacht.«

Meusel: »Ja. Es ist ein harter Job.«

Ich: »Was machen Sie?«

Meusel: »Ich bin Reise-Entertainer. Sagen wir Bahn-Clown.«

Ich: »So was Ähnliches wie Klinik-Clown?«

Meusel: »Ja, so ähnlich. Bistro-Entertainment für Reisegesellschaften, nachts in den Schlafwagen, Einschlafservice. Bei schief gegangenen Verbindungen Station-Comedy. Wenn die Leute bösartig werden, Beschwichtigungs-Shows. Führungen durch die Bahnhöfe machen. Und das muss so unterhaltsam sein, dass es die Reisenden gar nicht mehr interessiert, ob der Zug nun kommt oder nicht. Im Gegenteil, sie sollen sich ärgern, dass er da ist und sie weg müssen.«

Und er fügt nach einer kurzen Pause traurig hinzu: »Es ist schwer. Ich habe es noch nie geschafft.«

Seine Kleidung ist wieder außergewöhnlich geschmacklos. Eine bayerische Trachtenjoppe, dazu gelbe Jeans, die Baseballmütze tief in die Stirn gezogen. Er bemerkt meinen Blick, deutet auf seine abgewetzte Reisetasche und sagt entschuldigend: »Ich musste die Gruppe noch ins Hofbräuhaus begleiten. Gleich ziehe ich mich um.«

Durch die Schiebetür kommen zwei Herren mit schwarzen

Köfferchen, stellen sich vor Meusel auf, vergleichen die Platznummern auf ihren Fahrkarten, sehen empört auf Meusel herunter, und der größere von beiden macht nur eine herrische Handbewegung, die wohl bedeuten soll: »Verschwinde.« Meusel reagiert sofort, steht auf, sagt »Entschuldigung«, deutet auf den leeren Platz neben mir und fragt: »Darf ich?«

Und sitzt bereits, zufrieden lächelnd.

Der Herrische, ich schätze ihn auf 40 bis 45 Jahre alt, stattlich würde man früher gesagt haben, bedeutet Meusel in verletzendem Ton: »Das ist hier die erste Klasse.«

Meusel amüsiert sich sichtlich. Dann wendet er sich an mich und fragt deutlich akzentuiert: »Sie sind auf Vortragsreise?« Eine originelle Bezeichnung für meine Tätigkeit, und ich nicke.

Der kleinere Herr gegenüber, im dunkelblauen Anzug, hellblauem Hemd, mischfarbiger, langweiliger Krawatte, modisch frisiert, bauchlos, mit einem kleinen Ring im rechten Ohr schaut Meusel gereizt an und sagt betont »cool«: »Können Sie lesen?«

Meusel schaut ihn freundlich an und sagt: »Ja, danke vielmals, aber ich möchte jetzt nicht.«

Der Herr wird etwas lauter und sein Ton ein bisschen schneidender: »Das meine ich nicht. Schauen Sie mal, über Ihnen hängt ein Schild. Wenn man Sie in der ersten Klasse antrifft, kostet das 60 Euro für Sie.«

Meusel schaut ihn strahlend an und antwortet: »Sie haben Recht, ich finde das auch viel zu teuer, aber es soll ja abschrecken.«

Der Kleine bohrt weiter. Er deutet auf die Reisetasche von Meusel: »Können Sie das da nicht raufstellen?«

Das könne er nicht, sagt Meusel, denn er hätte es mit dem Rücken, und das käme von einer falschen Diagnose seines Orthopäden, das sei ein gewisser Dr. Fink, Praxis in Essen am Reiterdenkmal im dritten Stock, und vor dem könne er nur warnen, man sei noch gar nicht drin in seinem Sprechzimmer,

da wäre man fast schon operiert, der Skandal sei, dass in der Stadt, seit Fink operiere, Hunderte von krummen und geschädigten Menschen herumlaufen, und davor könne er den Herrn, wie sei doch gleich der Name ...?

Ungeduldig ist dieser angesprochene Herr aufgestanden, hat die Tasche von Meusel gepackt und sie in die Gepäckablage geschleudert.

Meusel schreit erschrocken auf: »Um Gottes willen! Mein Maßkrug!«, nimmt die Tasche locker herunter, schaut hinein, nickt, lächelt den Täter an und sagt: »Geschafft. Er ist hin. Ich danke Ihnen.«

Und zu mir: »Sammeln Sie auch keine Bierkrüge?«

Ich schüttle den Kopf.

Meusel: »Ich bekomme nach Auftritten nichts anderes als Bierkrüge.«

Die beiden Herren wenden sich nun endgültig ihren Akten zu. Der mit dem Ring im Ohr, der genauso aussieht, wie der ohne Ring, ihre Anzüge könnten sie jedenfalls vom selben Geschäft bezogen haben, kramt ein Handy heraus. Der andere hat sein Astronautengeschrirr angelegt. Sie scheinen sich ihrer Geschäfte zu entsinnen. In diesem Augenblick erscheint der Kontrolleur auf der Szene und schnarrt sein: »Diiiiiee Farrkarten bidddä!« Die flotten Jungherren schauen jetzt interessiert und ein wenig schadenfroh auf Meusel. Der greift lässig in die Seitentasche seiner Trachtenjoppe, zeigt kurz eine Karte, der Kontrolleur nickt, und Meusel steckt sie wieder ein. Das war wohl nichts, meine Herren.

Ein paar Minuten später bellt der mit dem Astronautenhandy ohne Warnung plötzlich geradeaus, in meine Richtung: »Frau Dössel, hier Paschke. Sagen Sie dem Dr. Kopper, ich habe es unter Dach und Fach. Geben Sie mir mal den Doktor ... hier Paschke. Ich habe es in trockenen Tüchern. Und wenn ich Sie bitten darf, Dr. Kopper, rufen Sie in Düsseldorf an ... geben Sie mir mal die Frau Dössel. Hören Sie mal, notieren Sie:

Nullzwoeinseins 3256006, wir machen das. Was? Auf die Million soll's mir auch nicht ankommen. Ende.«

Das alles in voller Lautstärke mir mitten ins Gesicht. Inzwischen brüllt sein Nebenmann auch irgendwas in den Raum. Sein Vergaser ist nicht in Ordnung und ein gewisser Rüttler soll ihn sofort und ob sich seine Cousine schon gemeldet hätte, die hätte die Schlüssel.

Meusel ist rausgegangen. Paschke hat Eddie mitgeteilt, dass er eine tolle Nacht in München ... was? 24 Jahre und sehr griffig. Gelächter. Und er hätte bei dem Turnier in Starnberg einen Hole in One gehabt, beinahe. Jedenfalls eine Rekordrunde. Dann dschingelt es. Und jetzt brüllt er so, dass ich kein Wort mehr verstehne, das ich lesen möchte.

»Hier Paschke. Was ist los? Was heißt abgesagt? Mensch, Kopper, das kann doch nicht sein. Ich? Ja, spinnen Sie? Ich sag doch so ein Geschäft nicht ab! Sagen Sie der Frau Dössel, ich steige in Nürnberg aus, nehme die nächste Maschine nach Düsseldorf. Ende.«

Beide Herren stehen auf, packen ihre Koffer und verlassen den Waggon. Nürnberg. Ich sehe sie beide mit fliegenden Rockschößen den Bahnhof verlassen.

Es ist himmlisch ruhig. Obwohl man das auch nicht mehr ohne weiteres annehmen kann, dass es im Himmel ruhig ist. Es ist schon vorgekommen, dass während einer Bestattung im Sarg ein Handy geklingelt hat.

Meusel kommt zurück und blickt den beiden bemerkenswerten Herren nach. Und sagt etwas verwundert: »Hätte ich gar nicht gedacht, dass das so einen Erfolg hat.« Und er lächelt. Und wenn er so beglückt ist, wirkt sein Lächeln sehr sympathisch.

»Welchen Erfolg?«, frage ich.

Meusel: »Na ja, ich habe die Leute in Düsseldorf angerufen und gesagt, dass ich bedauere, aber es käme mir auf diese Million *doch* an.

DORTMUND UMSTEIGEN

Meusel hat den Zug verlassen. Er hätte nichts Böses angestellt, hat er mir versichert. Diese Leute, die derart rüpelhaft in ihre Handys husten, um aufzuschneiden, bekämpfe er schon seit längerer Zeit. Er hätte sich die Nummer notiert von diesem Kopper, übrigens keineswegs der Deutsche-Bank-Kopper, sondern ein ganz beliebiger Kopper, und hätte mit der Stimme von diesem Paschke das Geschäft abgeblasen. Und, sagte Meusel, das sei nicht das erste Mal gewesen. Neulich hätte er mit der laut verkündigten Handynummer einen gierigen Bunker mit einem Immobilienangebot in die Toscana geschickt. Nach Poppi im Casentino. Dort sei einer, der verfallene Bauernscheunen im Dickicht der Berge verscherbelt. Was daraus geworden ist, wüsste er nicht. Es gibt dort giftige Schlangen, meint Meusel. So ganz dicke, grüne, die besonders auf Deutsche losgehen.

Manchmal, sagt er, brüllen diese Typen, es sind auch manchmal Damen dabei, Befehle in ihre Handys und spielen sich auf, als wären sie Chefs von Konzernen oder Grandhotels: »Mensch Mann, nu machen Se mal ne Sause, knoten Se mal Ihre Gehwerkzeuge auseinander und bringen die Sache wieder in Ordnung. Wenn ich komme, will ich Vollzuchsmeldung haben. Kapiert? Ende!«

Meusel behauptet, er wäre, was einfach ist, weil ja Adressen, Nummern und Daten laut in den Raum geblasen werden, zu diesem »Großbetrieb« hingefahren, mit seiner Netzkarte kostet das nichts, und hätte festgestellt, dass dieser Angeber ein ganz kleiner Angestellter in einer Beratungsfirma ist.

Bevor er ausstieg, meinte Meusel so beiläufig, dass er oft gehässig angesprochen werde. »Ich nehme an, das ist deshalb, weil ich ein bissel jüdisch aussehe. Wär mir och egal.« Und

dann verschwand er im Gegenzug.

An diesem »ooch egal« merkte man wieder, dass er aus Breslau stammt. Manchmal bricht er einen seiner langen Sätze ab und sagt zusammenhanglos: »Na ja, is ja ooch egal.« Er kann auch schweigen. Dann schaut er inwendig. In sich hinein. Irgendwann, am Schluss einer Gedankenkette, klatscht er in die Hände, faltet sie und sagt plötzlich: »Ja ja, so is das ebens mit der Freiheit.« Er sagt immer ebens.

Man darf dann nicht zurückfragen, sonst spult er die Gedankenkette zurück, und dann kommt eine von seinen längeren philosophischen Erörterungen.

»So gesähn, verstähnse, dass einer und er sagt immer, dass er ohne Freiheit gar nich leben kann, und dann sag ich immer, er soll keenen Stuss reden, erstens hat er sie nich, wenn man genauer hinfragt, und zweitens, wenn er sie hätte, da möchte er ganz scheen schauen, wie lästig sie ihm is, die Freiheit. Weil, drittens muss er die dämliche Freiheit dauernd verteidigen, und das is manchmal ganz scheen lebensgefährlich. Freiheit, sag ich ihm, is eene von den gefährlichsten Drogen, und die ganz, ganz miesen Politiker sind ihre Dealer. Freiheit, sag ich, Finger weg. Der Mensch muss sich schützen vor der Freiheit, weil und er bringt sich um für sie ... Na ja, is ja ooch egal.«

Merkwürdig ist, dass er nur dann Schlesisch spricht, wenn er seine »Innenmonologe« hält. Stört es ihn eigentlich, dass er »ein bissel jüdisch« aussieht? Oder is das ooch egal? Wenigstens spricht er es aus. Es gibt eine ganze Menge Menschen, die Hemmungen haben, das Wort Jude mit normaler Lautstärke auszusprechen. Wenn sie erzählen, dass sie Hänschen Rosenthal so gern gesehen hätten, und dann anfügen: »Er soll ja ... Jude ... gewesen sein, sagen sie das Wort, als würden sie ein verbotenes Geheimnis hinter vorgehaltener Hand verkünden. Und sie sagen es betont leise, so dass es aus dem Satzzusammenhang herausfällt. Es betrifft vor allem ältere Menschen in Deutschland, die offenbar noch immer Schwierigkeiten haben,

zu begreifen, dass sie damit denunzieren.

Mich beschleicht immer ein ungutes Gefühl, wenn Redner bei Gedenktagen auf die Verbrechen eingehen, die Deutsche begangen haben, aber stets davor setzen, dass »diese *entsetzlichen* Verbrechen und diese *furchtbaren* Morde im Namen dieses deutschen Volkes« geschehen seien, also nicht in ihrem Namen, woraus man schließen kann, dass es für sie die Deutschen von heute gibt und die von damals, denen diese Nazis eingeredet haben, dass Juden und Russen Untermenschen sind. Die von heute sind jene, die mit denen von damals gar nicht verwandt sind. So verliert sich langsam auch die Kenntnis der Vorgänge, die dazu geführt haben, dass wir ein Mördervolk geworden sind.

Hoffnung, dass ich mich da irre, kommt immer wieder auf bei mir, wenn ich so ein fabelhaftes Buch wie das der Wibke Bruhns lesen kann und atemlos feststelle, dass es in den Bestsellerlisten auf den vorderen Rängen steht. Hier wird mit größter Genauigkeit und größtmöglicher Objektivität das Schicksal einer deutschen Familie erzählt, die mit allen Vorzügen des gehobenen Bürgertums und mit allen Segnungen einer ausgezeichneten Bildung dennoch in den Sog einer kriminellen Vereinigung geraten ist. So genau ist das nur noch bei Victor Klemperer nachzulesen. Auf diesem Niveau würde ich das auch gern in meinem Heimkino sehen dürfen. Aber ich vermisste Fernsehspiele wie *Der Schlaf der Gerechten* nach dem *Brandopfer* von Albrecht Goes in der Inszenierung von Rolf Hädrich (mit Hilde Krahl). Ich denke an *Die Geschwister Oppermann* von Lion Feuchtwanger, inszeniert von Egon Monk (mit Wolfgang Kieling).

Ich werde aber auf die Produktionen von Guido Knopp verwiesen. Professor Knopp leitet im ZDF, ja, was leitet er eigentlich? Sich selbst. Und das ist eine gewaltige Abteilung auf dem Lerchenberg in Mainz. Knopps Einfluss reicht weit, bewegt Erstaunliches, kann große Entscheidungen vorantreiben oder

stoppen und zu grotesken Veranstaltungen führen.

Das ZDF war auf die herausragende Idee gekommen, seine Zuschauer zu fragen, wer wohl der bedeutendste Deutsche ist oder war. Ein Wagnis, denn bei ähnlichen riskanten Umfragen ist es, glaube ich, vorgekommen, dass Dieter Bohlen unter den »Top-Twenty« gewesen ist. Die Vermutung, dass es sich dabei um Bach – Beethoven – Einstein, Goethe handeln müsste, lag nahe. Guido Knopp, nein, nein, er war nicht darunter, aber er plädierte in seiner »Befragung zur Person« für Konrad Adenauer. Und das Groteske in seinem Plädoyer war, dass er Konrad Adenauer das Verdienst an der Erreichung der deutschen Einheit unterschob. Spätestens hier müsste ein großer Teil der Zuschauer in ein tobendes Gelächter ausgebrochen sein. Wäre die Frage gestellt worden, wer zum bedeutendsten Verhinderer der Einheit gezählt hat, so hätte man Adenauer ganz vorn sehen müssen.

778 984 Zuschauer haben für Konrad Adenauer gestimmt! Er landete vor Bach, Goethe, Luther, Einstein, Marx, Bismarck und Brandt. Da fasst man sich nicht an den Kopf, da fasst man sich an die Gurgel und schreit: »Ich würge mich.« Max Meusel würde sagen: »Is ja och egal.« Stimmt. Man muss es in keiner Weise ernst nehmen, sonst wird man ja trübsinnig. Dieses hat Professor Knopp bewirkt. Alle Achtung.

Zu befürchten ist, dass er nach diesem Erfolg nicht ruhen wird, eine ZDF-Serie daraus zu machen, und wir werden ununterbrochen belästigt mit Umfragen: »Wer ist der beste deutsche Zahnarzt?«

»Wer hat am besten Holz gehackt in den 20er Jahren?«

Vorläufig hat Knopp noch mit Hitler zu tun. Und das macht er sehr unterhaltsam. Schnittig. Schnipslig. Als Ragout zerkocht und zerknoppt. Aber es muss noch mehr kommen. »Hitlers Nachbarn« zum Beispiel, das war noch nicht da. Stelle ich mir spannend vor, wenn Knopp auf dem Obersalzberg von Haus zu

Haus geht und freundlich fragt: »Wie waren denn die Hitlers so?« Wie wär's mit »Was ist eigentlich aus Hitlers Lederhose geworden?« Der ZDF-Redakteur Günther von Endert hat schon angedroht: »Die Hitler-Zeit ist eine einzige Schatzgrube voller dramatischer Geschichten.« Da steigt das Grauen hoch. Und man erinnert sich an Stefan Effenberg, der gesagt hat, er hätte Hitlers Tagebücher gelesen. Auf die Rückfrage: »Die gefälschten?«, sagte er: »Neinnein, die echten.« Wenn es die gibt, dann wird Knopp einen eigenen Sender aufbauen und ihn »Knopp-Ten« Plus nennen.



Es ist ja auch noch so viel zu klären. Wenn man bedenkt, dass ein ganzes Volk von Wessis im Kalten Krieg sich als Minenfeld zwischen den Sowjets und dem freien Westen hinlegen musste. Das hätten wir uns ersparen können, wenn Hitler nicht so böse hätte enden müssen. Wie war es denn nun in diesen letzten Tagen, als man den tapferen Adolf in Berlin gebunkert hatte. Womöglich wäre er nach 45 entnazifiziert worden?

Und Knopp hätte ihn noch persönlich kennen lernen dürfen.

VORSICHT KLASSIK!

Bielefeld. Heute Abend kein intimes Kleinkunstflair, sondern eine besondere Art von Konzert. Aber nicht in Bielefeld, nein, vor den Toren Bielefelds, wo ein Großunternehmer, der sämtliche Fußgängerzonen im Lande mit der Anwesenheit seiner Filialen bereichert, seine Zentrale hat. Wo er selbst residiert. Ein kleines westfälisches Städtchen, das mit einem Vorortzug nicht ganz mühelos erreicht werden kann. Der Orchesterbus der Münchner Symphoniker wird mich in B. abholen.

Wie komme ich zu oder in oder zwischen ein Orchester? So schnell ist das nicht zu beantworten, ich hole mal ein bisschen aus.

Vor über 27 Jahren bekam ich Post von einem Herrn Thomas, der mir ein paar Notenblätter schickte. Ich kann ein Fußballspiel lesen, aber keine Noten. Worum ging es? Der Absender Werner Thomas wurde mir vorgestellt als Cellist und Mitglied eines der besten deutschen Orchester, des Münchner Rundfunkorchesters. Er regte mich zur Mitwirkung an bei einer Fernsehsendung im Hessischen Rundfunk und zwar als Sprecher. Natürlich dachte ich sofort an *Peter und der Wolf* und legte es zur Seite. Das kannst du nicht, dachte ich mir, das haben alle großen Schauspieler im Lande schon gemacht, warum soll ich mich blamieren?

Nach einer Weile nahm ich die Notenblätter wieder zur Hand, denn es war mir ein Satz aufgefallen, der mir so ganz und gar nicht literarisch vorkam, sondern im Gegenteil eher nach sprachlichem Müll aussah. Dann las ich den Titel der Geschichte und wurde hellwach. Die Zeile lautete: »Frau liebte ihre Mäuse mehr als ihren Mann, da kam er mit dem Hammer.« Ach so, dachte ich, Mäuse, das sind Kohlen, also Kies,

beziehungsweise Moos, also Geld und Raubmord.

Nein, es handelte sich wirklich um Mäuse, gemeine Zimmermäuse, und um allerlei anderes Getier. Ich las die Geschichte, betrachtete die Noten und stellte fest, dass es sich hier um die Vertonung eines Originalartikels der *Bildzeitung* handelte. Natürlich bin ich nach Frankfurt gefahren, um mit ihnen eine Fernsehsendung zu machen, habe dort im Studio sechs adrett in Fräcke gekleidete Cellisten angetroffen, die sich als die Philharmonischen Cellisten vorstellten und in den Pausen Ragtimes auf sechs Celli so spielten, dass ich hingerissen war.

Die jungen Herren kamen aus mehreren bedeutenden deutschen Orchestern, und sie waren, bevor zwölf Herren aus dem Karajan-Orchester etwas Ähnliches taten, die ersten, die mit dem festen Vorsatz, die klassische Musik zu entheiligen, produktiven Unfug in ernste Stücke mischten. Das war es, was ich immer wollte. Die feierliche Verkrampfung eines Konzertpublikums aufzulockern, den Beethoven in Lachen zu verwandeln. Initiator war besagter Werner Thomas, dessen Einfälle die Grundlage für unsere späteren gemeinsamen Programme waren. Später nannte er sich Thomas-Mifune. Warum, weiß ich nicht. Wahrscheinlich, weil ein Orchestermusiker wie er einen Großteil seines Lebens in Japan verbringen muss. Wie schon gesagt, ich weiß es nicht, und er sagt es mir nicht.

Das ändert nichts daran, dass er begnadet ist. Und wenn ich behaupte, dass ich keinen besseren Cellisten im Lande kenne, dann wette ich, dass mir andere Musiker sagen: »Sie kennen eben zu wenige.«

Ich bewege mich gern unter Orchestermusikern. Es gibt nichts Spannenderes, als zu beobachten, wie sie, wenn sie nicht wollen, einen Dirigenten förmlich erledigen. Wenn sie Lust haben, Spaß oder Sympathie für den Dirigenten oder für mich, können Abende entstehen, die sich im Gedächtnis niederlassen als Glücksgefühle.

Bevor ich mich so richtig renommierten Orchestern nähern durfte, machte ich Tourneen mit Thomas-Mifune und dem Cellisten-Sextett. Im Omnibus von Hotel zu Hotel, von Saal zu Saal, von Publikum zu Publikum. Nicht jedes Publikum liest ja genau, was es erwartet.

Bei einem Neujahrskonzert mit den Frankfurter Radiosinfonikern machte sich unten im Saale Unruhe breit, und ich sah einige ungehaltene Damen, wovon eine empört zu uns hinaufrief:

»Das ist nicht unser Neujahrskonzert!« Und ich antwortete: »Das stimmt, Madame. Es ist *unser* Neujahrskonzert.« Der Abend war gerettet.

Mit Cellisten zu reisen bedeutet, ein ganz besonderes Reisegefühl zu erleben. Ein reisender Cellist ist ein Ensemble für sich allein. Sechs reisende Cellisten bedeuten ein Festival auf Rädern. Hinten im Bus sechs Existenzgrundlagen, Kapitalanlagen, Kunstwerke: die Celli! Nicht dem geringsten Schlag, Zug, Druck oder Ruck dürfen sie ausgesetzt werden. Butterweich muss sie der Busfahrer von Konzertsaal zu Konzertsaal rollen.

In den Hotels verstärken sich die Probleme. Wer einmal miterlebt hat, wie ein Cellist für sich und sein Instrument versucht hat, eine passende Bleibe in einem durchschnittlich geräumigen Hotel zu finden, kann die Nervosität verstehen, die einen gutwilligen Portier befällt, wenn sich die Drehtür in Bewegung setzt und ein riesiger Cellokasten die Halle betritt. Ein normales Einzelzimmer ist einfach zu klein für die zwei. Für ein Doppelzimmer ist die Abendgage zu klein.

So ein Portier ist zu bedauern. Gerade noch schien er Herr der Hotelhalle zu sein, da bricht es über ihn herein. Sechs Musiker, ein Fahrer, ein Techniker, ein Komiker und ein Tourneeleiter, also zehn Personen, zwölf Koffer, fünf Taschen, sechs Großrauminstrumente und meistens acht bis neun wartende

Groupies ... Cellistengroupies sind nicht zu vergleichen mit den knackigen, quietschenden Pop-Groupies, sondern ähneln mehr resignierten Musiklehrern, die, weise geworden, auf leichtere Instrumente umgestiegen sind, die aber dennoch den Pulk um die Rezeption vergrößern.

Nach Einbruch eines solchen Ensembles hat in einer Hotelhalle kein anderer Reisender mehr eine Chance, zur Kenntnis genommen zu werden. Sollte dieser andere Reisende aber schlecht zu Fuß sein und den Fahrstuhl benutzen wollen, müsste man ihm den Rat geben, sich im Parterre ein Zimmer geben zu lassen. Bis Celli, Cellisten, Koffer, Kisten, Taschen in den zugeteilten Stockwerken sind, ist die Zeit gekommen, bis zu der wieder alles unten sein muss, um die Proben pünktlich zu erreichen.

Ein Cellist trennt sich in keinem Falle von seinem Instrument! Es ist sein Kapital, es ist versichert, in manchen Fällen ist es sogar eine AG, das heißt, es gibt mehrere Anteilseigner, die höchst besorgt sind um den Zustand des Instruments.

Im Falle eines Hotelbrandes ergibt sich folgendes Problem: Wirft ein Cellist zuerst sein Instrument in das unten aufgespannte Sprungtuch, oder springt er selbst zuerst? Erstere Möglichkeit ist völlig ausgeschlossen, denn es könnte sein, dass Feuerwehrmänner, deren Sympathie für Blasinstrumente bekannt ist, die Bedeutung eines Streichinstruments unterschätzen und es im Sprungtuch liegen lassen, der Cellist also in sein eigenes Instrument springen müsste, was zwangsläufig zu einer Absprungsverweigerung führen würde und den Feuertod des Cellisten zur Folge hätte.

Die zweite Möglichkeit ist noch ausgeschlossener. Der Cellist springt nicht zuerst, wie ein normaler Matrose beim Schiffsuntergang, denn er verlässt sich nicht darauf, dass oben ein Mensch steht, der ihm sein Cello nachwirft. Es könnte sich ja um einen Kollegen handeln, der den einzigen Grund, warum der abgesprungene Kollege immer besser war, das Cello

nämlich, oben bei sich behält und lieber mit dieser Genugtuung in den Flammen umkommt.

Einige Möglichkeit also: Der Cellist springt mit Instrument.

Heute also VORSICHT KLASSIK mit den Münchner Symphonikern. Ein höchst sympathisches Orchester. Eines von vier in der Stadt. Die anderen drei sind alle berühmt, haben berühmte Dirigenten, die mit Millionengagen in die Stadt gelockt wurden, obwohl sie in Boston, Chicago, Amsterdam oder Philadelphia noch ein zweites Orchester leiten, und Stadtrat sowie Landesregierung sind stolz, dass sie dafür die Millionen lockermachen konnten. Die berühmten Orchester, indem sie den Ruhm Münchens in der Welt verbreiten, sind, wie schon gesagt, wochenlang in Japan, in Südamerika, auf den Kanaren oder in den Vereinigten Staaten, während das »billige Orchester«, die Symphoniker, die klassische Musik in Ingolstadt, Augsburg, Würzburg oder Nürnberg verbreiten, also Konzerte veranstalten, die sich Menschen mit geringerem Einkommen leisten können.

Die Stadt München kämpft tapfer für die weitere Existenz des Orchesters, lässt aber durchblicken, dass dieser Kampf vermutlich nicht gewonnen werden kann.

Kultur ist immens wichtig für den Menschen. Er kann im Grunde genommen ohne sie gar nicht leben.

Sie ist genauso wichtig wie Wasser und Brot oder wie die Luft zum Atmen, sagen die Kulturpolitiker.

Kultur ist das Leben!

Aber was hilft's, wenn man sie sich nicht leisten kann?

Dann muss man es eben lassen.

Das Leben.

Noch lebt es, das Orchester. Wir betreten zusammen den Saal. Was heißt Saal? Es ist ein Plastikdom. Es nennt sich EVENT-CENTER. Es muss hier in der Gegend eine Handballmannschaft, ein Eishockeyteam oder eine

Basketballmannschaft geben. Für sie ist es hingesetzt in die Landschaft. Mitten hinein in die Wiese. Fassungskraft ca. 2000 Personen.

Die »Bühne« ist als solche noch nicht zu erkennen, sie entsteht gerade, und ich bin nach dem ersten Blick überzeugt, dass sie zu klein sein wird für das Orchester. Viel zu klein. Theater werden ja so gebaut, dass die Bühne in einem ausgewogenen Verhältnis zur Größe des Zuschauerraums sein sollte. Ein Event-Center wird nicht für Kulturbedürfnisse gebaut, sondern für »Events«, genauer übersetzt für EREIGNISSE. Für Einzelveranstaltungen. Aktionärsversammlungen – Bullenversteigerungen – Wahlveranstaltungen – Rockkonzerte oder Volksmusik-Highlights. Die erste Sitzprobe ergibt in der Tat, dass die Schlagzeuge hinten nicht mehr auf das Podium passen. Also zusammenrücken! Das bedeutet aber, dass der Bewegungsspielraum der Streicher eingeschränkt ist. Langsam breitet sich auf dem Podium Heiterkeit aus. Besonders, als ich versuche, auf dieser Bühne auch noch Platz zu finden. Man legt mir ein kleines, schmales Podestchen auf die Bühne, das gefährlich schwankt. Da müssen wir durch!

Und dann die Mikrophonprobe. Es ist gar kein Mikrophon da. Das macht aber nichts, weil auch kein Tontechniker da ist. Das Center wimmelt von Hilfskräften, die mich da oben auf dem schwankenden Podest aber nicht zur Kenntnis nehmen. Sie haben alle eine uniformähnliche Bekleidung, Anzüge mit dem Namen des Unternehmers an Hemdkragen und Jackett, tragen kleine Schildchen mit ihrem eigenen Namen und machen den Eindruck, als hätten sie weder Ahnung von noch Interesse an dem, was da am Abend geschehen soll. Wenn sie nicht aufgeregt hin- und herlaufen, stehen sie still herum und werfen scharfe Blicke in alle vier Himmelsrichtungen. Mehrere Bars werden aufgestellt, Flaschen klappern, Pfiffe ertönen, und langsam kommt mir der Gedanke, dass wir uns verfahren haben, dass wir in diesem Center heute gar nicht eingeplant sind.

Schließlich kommen doch ein paar Herren, die sich um uns kümmern. Der Abend läuft an, läuft ab, das Publikum ist da, ist wohl die Atmosphäre hier gewöhnt. Schlussapplaus. Aus. Schauerlich.

In den Gesprächen mit den Damen und Herren, die diese Veranstaltung ausgerichtet haben, wird mir klar, was wir da erlebt haben. Den Beginn einer neuen Art von Kultur.

Das Ende dessen, was wir bis dahin gewöhnt waren.

Die Übernahme der Kulturhoheit durch die Wirtschaft.

Die Communitykultur.

Am nächsten Tag mit Thomas-Mifune nach Wolfsburg. Wir sind sehr schnell dort, denn er ist der Schumacher unter den Cellisten. Bei jeder Fahrt warte ich darauf, dass wir irgendwo runter müssen von der Autobahn, um einen ganz schnellen Reifenwechsel zu machen.

Im Rückspiegel sehe ich noch Bielefeld, da sehe ich vor mir schon das VW-Zeichen von Wolfsburg. Eine Stadt, die mühsam älter geworden ist, weil sie, als ich sie zum ersten Mal gesehen habe, noch so neu war, dass sie quietschte. Inzwischen hat sie schon eine Altstadt, weil sie eine neue Neustadt hat, die Autostadt, die Volkswagenstadt. Sie blitzt und glänzt und strahlt und ist völlig durchsichtig. Sie hat einen eigenen neuen Bahnhof. Ob es noch einen alten gibt, weiß ich nicht, aber ein ICE wird dort sicher nicht mehr halten. Man sieht sie hineingleiten in den Glasbahnhof, vorbeigleiten an der blitzewerfenden Newtown, die weißen Glitzerzüge, und weiß nicht ganz genau, ob man das wirklich sieht.

Wir wohnen in dem Sechssternluxusgrandvauwehhotel, das ausschließlich Gästen der Vauwetown zur Verfügung steht. Das Personal ist natürlich dem angeglichen, also tipptopp gekleidet, einheitlich, voller dynamischer Jugendlichkeit und hinreißend hilfsbereit. Absolut perfekt!

Man zeigt uns die Bühne. Sie ist zunächst nicht zu erkennen.

Wir stehen etwas bekommern in der Hotelhalle, und auf die Frage, wie wir denn jetzt in die Auftrittshalle kommen, lachen die VW-ler und antworten: »Sie sind drin, meine Herren.« Das war mir gar nicht aufgefallen. Ich dachte, wir seien noch draußen, fast wie unter dem Riesenglasdach von Sony am Potsdamer Platz.

Dann sahen wir die Stühle, die für diesen Abend aufgestellt worden waren, im ganzen 800, wie man uns mitteilte. Gut, aber wo ist die Bühne? Vor einer haushohen Glaswand stand ein kleines Holzpodium. Zu klein natürlich. Auf unsere Frage, ob man das ändern könne, folgte bei den zuständigen Damen und Herren eine Reaktion, die man als Mischung zwischen Fassungslosigkeit und nachsichtiger Heiterkeit bezeichnen könnte: »Zu ändern ist da gar nichts. Der Ablauf des Abends ist bereits im Computer vorgezeichnet.«

Während der Probe sahen wir Hunderte von Menschen draußen an den durchsichtigen Wänden vorbeilaufen, stehen bleiben, gestikulieren, Eis essen, lachen, aber es war kein Ton zu hören. Während der Vorstellung am Abend war es genauso.

Vor der Vorstellung gingen wir in unsere Garderoben. Sie lagen weit weg von der »Bühne«, und man konnte sie ohne Begleitung von zuständigen Uniformträgern nicht erreichen. Alle Türen waren hermetisch verschlossen und nur durch entsprechende Cards zu öffnen. Öffnete sich die Tür, stand hinter der Tür wieder ein Uniformträger, der uns zur nächsten Tür begleitete. In unseren Garderoben standen ebenfalls Männer, die für die Sicherheit der Räume sorgten. Oder für unsere? Einer stand an einem Pult mit Knöpfen und regelte irgendetwas.

Als ich ihn fragte, welche Aufgabe er hätte, sah er mich an, als hätte ich ihn um seine Brieftasche gebeten. Später, als sein Kollege für kurze Zeit verschwand, gab er mir zögernd Auskunft. Er war Securityman, in der Abteilung Objektschutz. Sein Kollege gehörte zum Personenschutz. Er meinte, das hätte

Zukunft. Er hält das für eine Lebensstellung, sagte er.

Der Mann wohnt dort in einer der vielen Personalwohnungen der Glasstadt. Als ich in der Absicht, ihn zu provozieren, fragte, ob er denn in den letzten Jahren vielleicht mal »raus«-gekommen wäre, antwortete er: »Nein, warum auch?« Er meinte, man hätte da drin alles, was man brauche. Am nächsten Tag, als wir wieder »draußen« waren, übrigens ohne Pass oder Ausweis vorzeigen zu müssen, als ich wieder in dem Musikanten-Ferrari von Thomas-Mifune saß und die Landschaft an mir vorüberflitzte, versuchte ich eine Bilanz dieser beiden Event-Abende zu ziehen.

Wir haben eine neue Berufsgruppe. Die Securitypeople. Wie alle diese neuen Dienstleistungsberufe sind sie nicht auf qualifiziertes Personal aufgebaut, sondern auf Kurzkurse, die man, wenn man das entsprechende Alter und die körperliche Voraussetzung hat, relativ mühelos bestehen kann. Wenn man die Erfolge der Bundesagentur für Arbeit noch in Erinnerung hat, die nach der genialen Entscheidung der Regierung, die Zumutbarkeit für Arbeitslose vorzuschreiben, das Recht hat, entlassenen Flugzeugbauern einen Umschulungskurs zu verordnen, kann man die Tragödie weiterdenken und sich einen Fall vorstellen, wo einem solchen Menschen zugemutet wird, in den Dienst einer Security-Firma einzutreten.

Einen der stärksten Eindrücke hatte ich, als ich bei Kerner zum Gespräch geladen war, der in Hamburg einen Betonglaspalast eigens um seine Gespräche herumgebaut bekommen hat. Ein Auto der S-Klasse holte mich ab, hielt vor dem Kernerbau, die Türen wurden aufgerissen, und drei in dunkle Anzüge gesteckte schwarzeneggerähnliche Jungbullen sorgten für meine Sicherheit. Alle drei schauten professionell grimmig, was sie wohl in den Kursen gelernt hatten, schauten mich aber gar nicht an, sondern in die entgegengesetzte Richtung, wo ein Attentäter lauern könnte. Sie spielen Hollywood, die Jungens.

Zwischendurch versuchte ich, mit diesem oder jenem der

Bewacher ins Gespräch zu kommen. Ich wollte wissen, ob es stimmt, dass sie von ihren Firmen jämmerlich bezahlt werden, dass sie ausgenutzt werden wie ausländische Schwarzarbeiter, ihre Anzüge selbst bezahlen müssen, dass sie ungeschützt sind, und ob es ihnen erlaubt ist, Mitglied einer Gewerkschaft zu sein. Keiner von ihnen hat mir eine Antwort gegeben. Sie sind offensichtlich dazu vergattert, sich nicht in Gespräche verwickeln zu lassen.

Entsteht da eine neue Form von Privatarmee? Eine Armee, die als Bewachungstruppen die Burgen der großen Konzerne bewacht? Oder verleitet meine blühende Phantasie mich zum Verbreiten von Unsinn? Glaube ich nicht. Erhard Eppler, den man sehr ernst nehmen sollte, hat einmal das Wort der GATED COMMUNITIES für jene Firmen geprägt, die sich einzäunen, sich mit Mauern umgeben und Bewachungsmannschaften engagieren, die die Tore, die Gates, kontrollieren. Es gibt diese Burgen schon, diese Zäune um Daimler, um Volkswagen, um Siemens, IBM oder BASF. Die Burgherren, die zunehmend den politischen Ablauf in diesem Lande kontrollieren und irgendwann einmal den Bundeskanzler zum Rapport bestellen werden oder die Kanzlerin zum Canossagang vor die Burg, so wie Heinrich IV. wochenlang im Nachthemd um die Burg des Papstes roben musste, entziehen sich eines Tages völlig der Politik, der Berufspolitik und machen einen eigenen Laden auf. Wie früher, als man an die Burgtore pochen musste (Knockin' on God's Gates), um eingelassen zu werden, um Wasser für das Pferd und Atzung für den Reiter zu erlangen, wird man schon bald an den Kontrollübergangsstellen von Securities gefilzt werden.

Die zunehmende Unsicherheit in ganz Europa begünstigt eine Armyfizierung der SS (Security-Service). Sie wird auch die Innenminister längst auf die Chance aufmerksam gemacht haben, dass da Hilfstruppen in Reserve stehen, die den befürchteten Kampf zwischen Arbeitsplatzinhabern und

Arbeitsplatzfordernden zu Gunsten der Arbeitsplatzgeber entscheiden können.

Der Intelligenzpegel einer solchen Armee berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Es wird kein Zaudern geben in der Anwendung von Gewalt. Holterdiefolter werden Verdächtige hinter die Burgmauern gezerrt werden. Moralisch sind die Burgherren im Recht. Das Recht auf Arbeit muss geschützt werden. Und zwar für die, die sie haben.

Nachdem inzwischen selbst jene Politiker, die irrsinnigerweise versprochen haben, dass sich die Situation auf dem Arbeitsmarkt verbessern werde, obwohl sie seit 30 Jahren wissen, dass Entlassungen auf breiter Front die Gewinnmargen erhöhen und keinem Arbeitgeber mehr zuzutrauen ist, dass sie zwar menschlich aber kontraproduktiv handeln werden, nachdem oder seitdem sogar diese Lügenbeutel die Nutzlosigkeit weiterer Volksverdummung eingesehen haben und nur noch von Schadensbegrenzung sprechen, ohne einzusehen, dass die gerade in ihrem sofortigen Rücktritt bestünde, steht einem Arbeitskrieg zwischen den Bürgern oder einem Bürgerkrieg zwischen den Arbeitern nichts mehr im Wege.

Die Frage ist jetzt: Wer befehligt die Schutztruppe? Und ab wann wird sie bewaffnet sein? Und noch etwas: Bewaffnete Einsätze im Ausland müssen parlamentarisch abgesegnet werden. Und zwar dann, wenn die Burgen von Siemens, Daimler etc. in Indien, Brasilien, Slowakei, Tschechien oder Polen von dort wach gewordenen Inländern belagert werden. Das wäre ein Fortschritt im Bemühen, die Globalisierung zu fordern. Es wird noch eine Weile brauchen, aber es wird mit Sicherheit geschehen. Und da haben wir es wieder, dieses »mit Sicherheit«. Mit ihr, mit dieser Sicherheit, werden wir uns entscheiden müssen: Gehören wir zu den Beschützten oder zu den Bewachten?

Sind wir drin oder draußen, so wie wir damals nicht wussten, als die Mauer noch stand, ob wir vor oder hinter der Mauer sind,

ob drüben oder hüben, und immer noch nicht wissen, ob wir drauf sind oder drunter, wiewohl es immer heißt, dass wir »gut drauf« wären, aber wo drauf? Und wieso gut? Oder sind wir dann schlecht drunter? Oder sind wir gar *dran*?

Ich habe das Renate vorgelesen, und sie hat schnippisch gefragt: »Bist du oben ... ich meine, bist du da oben nicht ganz ...?«

Und ich antwortete: »Jetzt vielleicht – später nicht mehr.«

»WAS EIN HUND WILL – DAS WEISS KEIN SCHWEIN«

Diesen Satz bringe ich als fröhliche Beute von meinem Morgenspaziergang mit nach Hause. Eine Hundemeute tobte, bellte und spielte um eine Gruppe von freundlichen Menschen. Man konnte beobachten, dass sich die Hunde organisiert hatten: die größeren tolerierten die kleineren Hunde, was unser kleiner tibetischer Terrier nur schwer akzeptieren will, weil er sich für groß hält. Aber der Hundeeigner steht wieder vor dem Problem, wie er sich das Verhalten seines Hundes erklären soll. Und so kam dieser Ausruf, verzweifelt, resigniert: »Was ein Hund will – das weiß kein Schwein.«

Fröhlich komme ich nach Hause und möchte diesen Satz loswerden, aber Renate steht schon an der Tür, und ich spüre, dass mein heutiger Reisetag – ich muss um 11.00 Uhr nach Trier – nicht wie vorgesehen ablaufen wird.

»Ein Herr Meusel hat angerufen.«

»Mein Gott, was will der denn?«

»Weiß ich nicht. Er wollte dir sagen, dass es heute schwierig sein wird, nach Trier zu kommen.«

»Wieso denn?«

»Weiß ich nicht. Wer ist dieser Meusel?«

»Ruft er noch mal an?«

»Hier ist seine Handynummer (Aha!) ... wer ist das?«

»Erkläre ich dir später ... äh, ein Schlesier aus der Zeit nach der vierten polnischen Teilung ... Mensch ... geh ran, du hirnverbrannte Breslauer Odergurke!«

Man hört Musik und ... man fasst es nicht ... spricht dieser Mensch die Pause voll ...

Meusel: *Noch* bin ich nicht *da*, aber gleich, hier spricht Max Meusel, ein schlesischer Poet und gelernter Clown, ausgezeichnet mit dem Hartmannsdorfer Poesiepreis in Silber für folgendes Gedicht: Siehst du im Osten das Morgenrot? ... (Es knackt.)

»Meusel?«

»Was ist los? Wieso rufen Sie mich an? Ich muss nach Trier.«

»Eben. Das mein ich ja ebens. Ich steh am Hauptbahnhof. Der ist total leer.«

»Na, ist doch wunderbar.«

»Eine Katastrophe ist es. Die S-Bahn hat auf allen Strecken 40 Minuten Verspätung.«

»Hat's geschneit?«

»Nein, Streckenreparaturen.«

»Auf allen Strecken?«

»Ja, gleichzeitig.«

Ich werde ungeduldig, denn Meusel spricht das alles mit einer Gelassenheit aus, die ich angesichts meiner wachsenden Schwierigkeiten nicht aufbringen kann.

»Wieso werden alle Strecken gleichzeitig repariert?«

»Weil sie alle gleichzeitig kaputt waren.«

»Und warum das?«

»Weil sie alle gleichzeitig vor 34 Jahren gebaut wurden.«

»Aber dann könnte man sie doch nacheinander reparieren.«

»Schon, aber es heißt, dass man jede Materialschwäche *sofort* beheben muss, besonders, wenn man sie *gleichzeitig* entdeckt.«

Ich merke, dass ich aggressiv werde.

»Und warum sind die Leute nicht in die Busse gestiegen?«

»Die stehen im Stau.«

»Im Bus-Stau ...«

»Nein, im PKW-Stau. Weil die Leute nicht mit der S-Bahn fahren können, fahren sie wieder mit ihrem Auto.«

»Und stehen im Stau.«

»Genau. Hinter den Bussen.«

»Die leer sind.«

»Genau.«

»Und wieso ist der Bahnhof leer? Weil kein Zug kommt?«

»Streckenreparaturen.«

»Auf allen Strecken?«

»Auf allen Strecken.«

»Gleichzeitig?«

»Gleichzeitig.«

Darauf ich mit einem panischen Unterton: »Also fliegen.«

Ich kann förmlich sehen, wie Meusel abwinkt, er hat schon überallhin telefoniert.

Er sagt: »Alle Maschinen gestrichen.«

»Weil alle gleichzeitig kaputt waren?«

»Nein. Weil kein Passagier da ist.«

Wie komme ich nach Trier?

Man kommt schon bei normalen Verkehrsverhältnissen schwer in diese Stadt. Deswegen hat die katholische Kirche dort ihre wertvollsten Schätze versteckt, weil sie gehofft hat, dass man sie nicht findet. Die Stadt.

Wie alle Wege nach Rom, so fuhren alle Umwege nach Trier. Manche versuchen sich von Westen über Paris anzuschleichen, auch die alte Römerstraße über Lausanne und Basel wird gern benutzt, der Münchner allerdings, wenn er sich von der Bahn leiten lässt, stößt erst einmal weit in den Nordwesten bis nach Köln vor, macht also einen großen Bogen von fast 150 Kilometern und schlängelt sich von Station zu Station, von Biegung zu Biegung, an der Mosel entlang wieder zurück nach

Trier. Der Buchhändler hat einen Raum gemietet, der Raum ist voll, das Publikum ist in Ordnung, danach der natürlich beste Italiener namens Pietro oder Giovanni, der extra aufgeblieben ist, das Hotel gehört nicht zu den unvergesslichen, aber es ist noch offen nach dem Essen, die Nacht ist, weiß ich nicht mehr, aber es hat nicht ins Bett geregnet, und am nächsten Morgen muss ich früh zum Zug, denn der fährt wieder über Köln zurück nach München. So wie man über Norwegen nach Hamburg fahren würde.

Der veranstaltende Buchhändlerjung, dynamisch, schon mehr der Typ des Pop-Book-Managers, hat vor der Pasta noch schnell mit mir »abgerechnet«. Nach Anrechnung der aufgewendeten Zeit, des Fahrpreises und der nicht bemessbaren Kraftanwendungen für einen zweieinhalbstündigen Soloabend blieben 150 Euro übrig.

Das alles habe ich nachgerechnet bei einer wunderschönen Rückfahrt von Trier über Welschbillig-Speicher-Mürlenbach-Oberbettingen-Jünkerath-Euskirchen-Hürth-Frechen bis Köln. Und ein Missverhältnis hat mich auf die mangelnde ökonomische Effektivität meiner ICH-AG aufmerksam gemacht: Ich habe mir gefallen lassen, dass der Buchhändler zu Trier seine Kalkulation aufgemacht hat, denn er sagte: »Die Menschen in Trier haben kein Geld. Darum habe ich das Eintrittsgeld auf acht Euro gesetzt. Und sogar über diesen Preis haben sie sich noch beschwert.« Die Tatsache, dass wir gerade einen mittelmäßigen Teller Spaghetti für 14 Euro verspeist hatten, machte ihn keinesfalls unsicher.

Es ist nichts dagegen einzuwenden, weil ich schon erwähnte, dass ich es mir gefallen ließ und dass ich mir genau das oft gefallen lasse. Vielleicht fahre ich nie mehr nach Trier, aber nicht einmal Renate glaubt, dass es die Orte, wo sie mich hinvermittelt, wirklich gibt. Es gibt sie, und ich fahre hin. Und ich habe Freude daran. Langsam aber beschleicht mich die Sorge, dass die Verkehrssituation mich an der Erreichung

meiner Gastspielorte hindern könnte. Und dass sie überall so arm sind wie in Trier. Vielleicht haben sie Verwandte in Zwickau und bekommen Fresspakete? Südfrüchte aus dem Osten. Per aspera ad astra.

Für Golfspieler heißt das vermutlich: Durchs Rough zur Fahne. Je ärmer wir werden, umso rasanter erhöht sich die Zahl der Golfspieler. Um die Golfplätze wird man auch Zäune oder Mauern installieren müssen, denn Golfclubs gehören zu den »fenced societies«, die man vor dem Neid der »outfenced people«, also derer, die nicht in die Löcher spielen, sondern aus ihnen pfeifen, schützen muss.

Aller Voraussicht nach fängt der längst vergessene Klassenkampf wieder an. Das verschwitzte Unterhemd gegen das gebügelte Oberhemd. Brecht wirft seinen Hut wieder in den Ring. Als ich gestern Renate fragte, ob sie meine zwei Brecht-Ausgaben schon futschiweggeworfen hat, habe ich sie allerdings überhaupt nicht amüsiert.

Sie war *entrüstet*. Ein Wort, das weniger Zorn oder Widerstand ausdrückt, sondern Entwaffnung bedeutet. Es käme ihr gar nicht in den Sinn, Brecht zu vergessen, weil er wichtig war in der Zeit, in der man versuchte zu begreifen, wie es zu all den Katastrophen nach 1923 kam.

Selbst unsere Sprache ist noch durchsetzt von Wendungen, die nur aus der LTI, der Victor Klemperer nachgegangen ist, der Lingua Tertiī Imperii, übrig geblieben sein können. Ein Beispiel: Vor einer halben Stunde wurde mir per Fax mitgeteilt, dass eine Gemeinde mit mir eine Veranstaltung *durchführen* möchte.

Herr M. möchte sie durchführen. Er möchte sie also führen. Und wodurch? Will er mich führen? Und zwar durch die Veranstaltung? Oder will er mich überhaupt führen? Durch und durch? Wodurch muss er denn, wenn er mich führt? Durch mich muss er nicht durch. Darf er auch nicht. Ich bin nicht

durchlässig. Außerdem stört es mich, wenn mich jemand führen möchte. Das hatte ich schon. Es ist nicht gut ausgegangen. Die Durchführer waren durch und durch führungsschwach. Sie haben mich in das Dickicht, in den Dschungel hinein-, aber nicht durchgeführt. In die Talsohle hinein, aber wir sind noch nicht durch.

»Durchführen!«, haben die Kommandeure gebellt. Und dann sind Aktionen, Exekutionen durchgeführt worden, und nach Durchführung wurde »Befehl ausgeführt!« gemeldet. LTI: Die Sprache des Dritten Reiches.

Und da müssen wir durch. Hin zur vulgären Lingua, zur Sprache der Comedians, der Moderatoren, der Newsholder, derer, die weiterführen, fortführen, einführen. Zum Beispiel in der TV-Sprache der saloppen Flapsmaker, die dann sagen, sie müssten mal rasch zur Tanke, wegen der Nachfülle. Und sie hätten gleich eine Schalte nach Bagdad. Eine Schalte. Tanke. Und in der Tanke eine Kaufe. Erstaunt war ich auch, als mir jemand mitteilte, er hätte eine andere Denke als ich. Woraufhin ich antwortete, da hätte ich aber jetzt eine Staune.

Und da sah ich deutlich, dass er eine Stutze ins Gesicht bekam. Aber nach einer kurzen Denke und nachdem ich seine Stutze überwunden hatte, habe ich jetzt eine Weiße: (wer weiß es?) Meine Tröste ist, dass meine Höre keine Funktioniere mehr hat. Und ich bin nicht mehr sicher, ob meine Spreche noch eine Sprache ist.

So wahr Gott eine Helfe ist.

MESSAGE

mmnnaggbbssggdteuunnfhhetgdnnchdzeffaredteea
nnnhhbcgtsrraeewdderiibnnguhdre
nnnhhdddzzcggstdffetihmmmfmhhtteretwbbdfe
mmmjguudgdteffsrsüllmmn•aaxxsfsrretv..nnez77463442mmnH
HHBbggswdfFetdrre55371..öpgyüää
cnnfgdzeiiohllaanneNnHhsssggdedbcbggfterradderateuutbbeg956
6.. öömääüiauuennfbbgdtera;:,hhtzrbbdgett
111,,v,,g.gkonndgsbaacdtezbgbhrz
.jj Semikolon
Semikolon hhmdndzze!""!.....

Meine Schreibmaschine fängt manchmal nachts an zu schreiben.
Warum? Wie? Was? Wieso denn *nicht!*

Computer haben ein Eigenleben, grummeln, klicken oder rumpeln. Vermutlich tauschen sie sich mit anderen vereinsamten PCs aus. Vielleicht bin ich schon ein bisschen verwirrt durch die Vielzahl der technischen Eindringlinge. Nachts schaltet sich plötzlich der ausgeschaltete Fernsehapparat wieder ein, vermutlich plaudert er mit der Waschmaschine im Keller, oder er arbeitet für den Verdatungsschutz, der sich über die Faxzusatzanlage ins Haus gearbeitet hat. Heute Nacht habe ich etwas verdutzt bemerkt, dass die Leselampe in meinem Arbeitszimmer dreimal geblinkt hat, woraufhin die Straßenlaterne ausging. Und am Donnerstag schaute mich einer von den »Tatort«-Kommissaren mitten in der Handlung an und fragte: »Herr Milbenbrand, wo waren Sie am Dienstag um vier?«

Noch bin ich nicht misstrauisch. Solange vom Verfassungsschutz dringend Gesuchte rund um die Uhr

überwacht werden und zwar durch Beamte, die jederzeit bezeugen können, dass sie keinen Blick von der Eingangstür gelassen haben, der zu überwachende Sonderfall aber leider mit dem Auto aus der Tiefgarage entkommen ist, solange habe ich keine Bedenken, etwaigen Nachforschungen entgehen zu können.

Was aber soll ich aus der oben angeführten X-Mail schließen? Ich habe einen Philologen gefragt, der mir den Tipp gab, einen Spezialisten aufzusuchen, der Technik-Idioten behandelt. Das hat mir eingeleuchtet. Da fühlte ich mich aufgehoben. Da bin ich hingegangen. Der hat mich beeindruckt. Es war ein Menschenflüsterer. Er hat mir 34 Stunden lang sein Schicksal erzählt.

Zwischendurch habe ich, allerdings vergeblich, darauf hingewiesen, dass die Lebenszeit bemessen ist, woraufhin er mit einer eleganten Wendung sagte: »Um die Ewigkeit kurz anzusprechen ...« und dann ausführte, dass nach neuester Erkenntnislage der Ewigkeitsbegriff viel zu lang angesetzt war, um ganz schnell wieder bei seinem Problem zu landen, nämlich bei den vielen Versuchen der Selbstfindung. Er habe sich tatsächlich selbst gefunden, könne aber mit dem Ergebnis bis zum heutigen Tag nichts anfangen und stünde nun vor der Frage: »Habe ich einen Sinn?« Die X-Mail hatte er gar nicht gelesen. Vielleicht war sie eine Botschaft von einem verschlüsselten Planeten. Von einem dieser Planeten, die von einem der armenischen US-Medienmogule gekauft und seitdem für die Himmelskundler nicht mehr erforschbar sind, es sei denn, sie zahlten die Forschungseintrittsgebühr.

Ich bin selbst darauf gekommen. Bei genauerem Hinschauen entdeckte ich, dass meine Schreibmaschine eine Konsonanten-Revolution veranstaltet hat. Wobei dieses hingeschriebene »öpgüäää!« als ironischer Seitenheb auf die zunehmende Vokalisierung der europäischen Sprachvermurksung zu werten ist. Die slawischen Hochsprachen – die den mittigen Kern eines

Namens mit einem Konsonantenmantel umhüllen, mit diesen szczcz ... und dann erst epinczsky, das wie eine Befreiung wirkt, wenn man das Aussprechen des Namens geschafft hat –, diese wunderbaren Sprechtrainingsvorlagen für müde Lippen sind eine Bereicherung im europäischen Sprachraum.

Aber dennoch kann ich nicht glauben, dass meine Schreibmaschine mit dieser message einen Jubelschrei zur endgültigen Machtübernahme der EU ausstoßen wollte. Aber ich war dem Problem etwas näher gerückt. Nach dem jetzigen Stand meiner Vermutungen halte ich das für ein Protokoll des Europäischen Interpunktionsausschusses von Straßburg.

Vier Jahre lang wurde in diesem IPA um die Bedeutung des Beistrichs gerungen, allein ein Jahr lang über die Formulierung, nach der ein Beistrich, also ein Komma, die Teile eines Satzes teilt. Ein Teil des Ausschusses hat alles abgelehnt, was Teilung verursachte, dann tobte zwei Jahre lang der Streit um die korrekte Sprache, in der der Beistrich in die Sprache aufgenommen wird. Komma wurde wegen seiner Nähe zum Koma abgelehnt, Beistrich wegen seiner Beiläufigkeit, und man erwartet nun eine endgültige Klärung in zwei bis drei Jahren.

In einer vom 123-köpfigen Interpunktionsausschuss abgelehnten Sondersitzung zur Bildung eines Interpellationsausschusses, der sich mit der Bewahrung traditioneller Satzzeichen beschäftigt, richtete der Interpunktionsexperte Fenzke-Hüllensteg, der sich mit Ursprung, Gegenwart und Zukunft des Semikolons beschäftigt, einen scharfen Appell an alle europäischen Regierungen, dieses wertvolle Instrument der halben Aufhebung eines abschließenden Punktums der Literatur zu erhalten. »Wo stünde die Weltliteratur heute ohne das Semikolon?«, rief Fenzke-Hüllensteg leidenschaftlich aus. Und er zitierte:

»Einzig die Annahme bestimmt mich dazu KOMMA dass der

Leser GEDANKENSTRICH ich sage besser DOPPELPUNKT der zukünftige Leser SEMIKOLON denn für den Augenblick besteht ja noch nicht die geringste Aussicht KOMMA dass meine Schrift das Licht der Öffentlichkeit erblicken könnte KOMMA GEDANKENSTRICH es sei denn KOMMA dass sie durch ein Wunder unsere umdrohte Festung Europa zu verlassen und denen draußen einen Hauch von den Geheimnissen unserer Einsamkeit zu bringen vermöchte SEMIKOLON GEDANKENSTRICH ich bitte wieder ansetzen zu dürfen DOPPELPUNKT«

PUNKT PUNKT PUNKT

Ich weiß immer noch nicht, was er will.

Es ist ein Stück aus dem Anfang des *Doktor Faustus* von Thomas Mann. AUSRUFUNGSZEICHEN

Wenn also diese message ein von meiner Schreibmaschine ausgestoßener Hilferuf des Semikolons sein sollte, so fülle ich die beigelegte Zahlkarte aus, beteilige mich an einer Lichterkette und vergesse es gründlich.

Aber dass solch wichtige Probleme von europäischen Kommissionen, die noch in 50 Jahren bestehen werden, wahrgenommen werden, das lässt mich an dem Zweifel zweifeln, den ich schon hatte, als ein deutscher Bundeskanzler das Wort EUROPA mehrfach ausstieß, und zwar in der Erwartung, dass Menschen in begeisterte Zurufe ausbrechen würden. Seit dieser Zeit arbeite ich an der Bekämpfung meines Zweifels. Ich habe noch nicht gewonnen.

Wobei ich eins klarstellen möchte. Ich bin ein Befürworter des Semikolons. Wer immer es erfunden hat, es ist genial. Es beendet einen verbalen Sturmlauf mit dem Hinweis auf eine Mäßigung, die jetzt nötig ist, um eine Überhitzung zu vermeiden; vermeidet aber das Punktum, um dem Thema weiterzuhelfen, ist also ein Interruptus, der den Orgasmus einer

Beweisführung hinauszögert.

Fenzke-Hüllensteg, der seine Dissertation diesem Thema gewidmet hat – er hat in seinem 50. Lebensjahr seinem zweibändigen Lebenswerk noch einen dritten Band hinzugefügt: »Das Semikolon in der Literatur des 19. Jahrhunderts« –, wird jetzt 95 Jahre alt und hat in einem Gespräch mit Mayer-Wülm-Warrenheim in dem drittbesten Programm, das es überhaupt gibt, *DAS LUNGERNDE LEBEN* zugeben müssen, dass er an dem Sinn des Semikolons seit Sommer vorigen Jahres zweifelt. Gründe kann er nicht angeben.

Es ist also durchaus nicht so, dass sich nichts verändert. Dass der Bürger wach wird, wenn er spürt, dass ein Punkt kein Punkt mehr ist, sondern zum Komma aufgeweicht werden soll, wo wir doch wissen, dass ein punktiertes Komma, oder ein kommatisierter Punkt ein Kompromiss ist, das muss auf höchster Ebene entschieden werden. Inzwischen wissen wir, dass ein Semikolon ein halber Punkt ist. Was er wert ist, wissen wir nicht. Wir werden erst wissen, was der Punkt wert ist, um den es geht, wenn wir wissen, wie es um die Zukunft des Kommas bestellt ist.

Die Sorglosigkeit, mit der über die Strukturen der gemeinsamen Sprache verhandelt wird, verleitet zu Vermutungen; Vermutungen, die den Verdacht nahe legen, dass Sprachverlust das Opfer ist, das wir bringen müssen. Wofür?

Wie immer es ausgehen wird: Die Existenz eines völlig überflüssigen Satzzeichens, dessen Setzung der Willkür eines Autors überlassen bleibt, ist ein Restbestand der Freiheit des Individuums. Es ist mir schon bewusst, dass das Semikolon eine Zukunft hat, nur über das Warum mache ich mir Sorgen. Und über die Tatsache, dass das wirklich in Straßburg entschieden wird. Werden wird. Eine Mitteilung darüber werden wir nicht bekommen, aber die Rechnung dafür werden wir bezahlen. Punkt.

Nachts gegen vier fange ich wieder an nachzudenken. Wie mein Fernsehgerät, das vermutlich den Auftrag hat, die Einschaltquoten für die Nachtsendungen zu erhöhen.

Ohne Punktsystem geht überhaupt nichts mehr. Eine S-Bahnfahrt zum Flughafen kostet acht Punkte. Ein gekochtes Ei kostet zwei Punkte. Bei den Weight-watchern. In der Feuerwehrzone parken kostet viele Punkte. In Flensburg. Im Fußball bekommt man für einen Sieg drei Punkte.

Ein Semikolon kostet zwei. Aber einer davon ist gestrichen. Beigestrichen. Interessant ist, dass einer der wertvollsten Punkte, die es zu verteidigen gilt, im Imperfekt steht. DOPPELPUNKT der Standpunkt.

BOSBACH FASST SICH AN DEN KOPF

Der mit Recht noch nicht bekannte CDU-Politiker Wolfgang Bosbach, der irgendein Stellvertreter von irgendwas ist, hat sich an den Kopf gefasst, weil der mit Recht bekannte Grünen-Politiker Ströbele sich nicht fassen konnte über die Entscheidung der baden-württembergischen CDU, Hans Filbinger als Wahlmann zur Bundespräsidentenwahl 2004 zu entsenden. Ausgerechnet Ströbele, klagte Bosbach, hat etwas auszusetzen daran, dass der Marinierichter Filbinger, der kurz vor Ende des Krieges noch einen Matrosen wegen Fahnenflucht hinrichten ließ, den neuen Bundespräsidenten mitwählen darf. Ausgerechnet Ströbele! Mit seiner Vergangenheit!, meinte Bosbach. Und dachte wohl daran, dass Ströbele, so wie auch Schily, RAF-Aktivisten verteidigt hat.

Hat Bosbach diesen Vergleich gezogen, weil er von dem einen etwas gewusst, von dem anderen aber nichts gewusst hat, oder hat er von beiden nichts gewusst? Warum hat seine Partei sich für diese Dummheit ihres Herrn Bosbach nicht entschuldigt? Oder sind diese Dummheiten einkalkuliert? Darf man seine Wähler für so beschränkt halten, dass sie nicht wissen, wer Hans Filbinger war? Wenn man sich allerdings in Erinnerung ruft, was die Kanzlerkandidatin Merkel dazu äußerte, kann man schon vermuten, dass hier eine politische Niedertracht die Sätze lenkt. Es ist undenkbar, dass man die Dame nicht über Filbingers Vergangenheit informiert hat. Und doch hat sie, als Proteste jener laut wurden, die eine Nominierung dieses von Hochhuth als »furchtbaren Juristen« bezeichneten Politikers für einen Skandal hielten, von einer »unverständlichen Diskussion« gesprochen.

Und da muss man die Frage stellen: Hat sie keine Ahnung oder keinen Charakter? Dann muss man der Dame sagen, dass

Hans Filbinger nicht nur der langjährige Ministerpräsident Baden-Württembergs war, der in vorderster Front ungeheuer verdienstvoll gegen die 68er-Terroristen gekämpft und als Zentralsammelstelle für rechtes Gedankengut bei Neonazis große Beliebtheit genossen hat, nein, auch der unbestechliche Marinerichter war, nur Verachtung hatte für Menschen, die den Eid auf Führer, Volk und Vaterland brachen.

Als amerikanische Truppen schon die weißen Fahnen der kriegsüberdrüssigen deutschen Bevölkerung eingesammelt und in vielen deutschen Städten schon die Friedensglocken geläutet hatten, schlug der Marinerichter Filbinger noch einmal zu und verurteilte den fahnenflüchtigen Matrosen Walter Gröger zum Tode. Einen U-Boot-Fahrer, der den Krieg überlebt hatte.

Beachtenswert, mit welcher Frechheit dieser Herr sich verteidigt hat. Absolut unbeeindruckt beharrte er darauf, dass sein Todesurteil rechtens gewesen sei. Sein entsprechender Satz ist in die Geschichte der unbewältigten deutschen Vergangenheit eingegangen: »Was damals Rechtens war, kann heute nicht Unrecht sein.«

Mit Filbingers Satz waren alle am 20. Juli beteiligten Widerständler Verbrecher, alle in den Konzentrationslagern umgekommenen Naziopfer zu Recht verurteilte Häftlinge, sämtliche Verfolgte des Naziregimes Kriminelle. Eine Politikerin, die führende Rollen in dieser Republik spielt, hält Diskussionen, die sich mit diesem Mann beschäftigen, für unverständlich. Haben wir den Anstand verloren oder den Verstand, oder ist das bereits grassierende Amnesie? Das Peinlichste daran ist die Vermutung, dass der amtierende Bundespräsident, wenn man genau nachrechnet, mit einer Stimme Mehrheit gewählt worden ist. Es könnte die Stimme des furchtbaren Juristen Filbinger gewesen sein.

Mein Gott, daran stirbt noch keine Demokratie. F. gehört zu den Menschen, die überall dabei sein müssen, damals, danach, heute. Vom Hakenkreuz über das Christenkreuz zum

Bundesverdienstkreuz mit Haken und Ösen. Und sie »verhindern immer das Schlimmste«.

Das Schlimmste war, in diesen letzten Tagen einem jungen Menschen, der mit Glück den Krieg überstanden hat, das Leben zu nehmen. Und das lockte! Es wurde nicht mehr geschossen. Es wurde wieder Brot gebacken. Die Liebe hatte wieder eine Chance. Die Trümmer lagen da, aber der Leichengeruch ließ nach. Und da kommt so ein törichter, eitler Schicksalsgestalter und bringt einen jungen Mann um, der dem toten Hitler nicht mehr folgen wollte. Und als er dann merkte, dass seine Entscheidung dumm und leichtsinnig war, beruft er sich auf das Recht, das ihm von Hitler zur Verfügung gestellt war. Ein Skandal, dass so ein Mensch überhaupt Ministerpräsident werden konnte. Als er dann mit Recht verschwand, glaubte man, er geht in die Ecke und schämt sich. Die Ecke war aber eine »Nische«, eine Ecke, die zu Adenauers Zeiten erfunden worden war, um den Mitschuldigen an den Nürnberger Rassen-Gesetzen zum Schutze der Deutschen vor jüdischen Untermenschen, Hans Globke, nicht zu beschädigen. Globke hätte bei allen Entscheidungen im Jahre 1935 nie im Mittelpunkt, sondern immer in einer Nische gestanden und durch leises Zischen sein Missfallen geäußert.

Schon der erste Bundespräsident, Theodor Heuss, musste sich nachsagen lassen, er habe dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt. Aber Heuss hat sich zu diesem Fehler bekannt, ist in keine Nische geflohen. Und er hat mit seiner Redlichkeit eine gute Präsidententradition gegründet. Wer immer Präsident geworden ist, es lief einigermaßen würdig ab.

Am 23. Mai 2004 wurde ein Präsident gewählt, der es schon war, bevor er gewählt werden konnte. Auf geheimnisvolle Weise, vermutlich in einer Nische, es wird behauptet im Fahrradkeller von Guido Westerwelle, in dem Edmund Stoiber durch das Drehen des Hinterrades ein spärliches Licht erzeugt haben soll, hätten sie den Hut beleuchtet, aus dem das

Kaninchen heraussprang, das heute den Präsidenten darstellt. Angela hätte zu Edmund, der das Hinterrad drehte, gesagt, nebenbei auch zu Guido: »Zählt mal das Alphabet ab, bis ich HALT sage.« Und bei K hat sie HALT gerufen.

K war bei Angela lange mit Kohl besetzt, aber den hatte sie getilgt. Helmut hatte »das Mädel« damals aussortiert, nun tut sie das mit dem Buben. Stoiber hat dann gemurmelt: »Jetzt müsste der Größte im Lande ran ... aber ich stehe nicht zur Verfügung.«

Da wurde aus Kohl Köhler.

Niemand wusste, wer das ist. »Aber«, haben sie alle gesagt, »endlich mal ein Präsident, der was von Wirtschaft versteht.« Und da war ein großes Gestutze im Land. Seit wann muss ein Bundespräsident was von Wirtschaft verstehen? Aber alle haben es wiederholt. Die klugen Zeitungsleute, die Rundfunk- und Fernsehtalker, die Experten: »Aber er versteht was von Wirtschaft.«

Heuss hat nichts von Wirtschaft verstanden. Lübke nur von Landwirtschaft. Heinemann verstand was von Menschen, Scheel was von Pferden, von Weizsäcker, Herzog und Rau waren die Verfassungsflüsterer, aber niemand hätte behauptet, dass sie was von Wirtschaft verstünden.

Haben wir das gebraucht?

Als Köhler noch gar nicht gewählt war und auf »Wahlkampf« ging, was in früheren Jahren üblich war und merkwürdigerweise auf keinen Protest der Presse stieß, sagte er, er wünsche sich eine Merkel als Kanzlerin, eine Aussage, die mit seinem zukünftigen Amt nicht zu vereinbaren ist. Seine Mutti Angela hat das jedenfalls nicht von sich gewiesen, aber der Verdacht kam auf, dass Köhler werden wird, was er werden soll, doch wenn er es geworden sein wird, nicht weiß, was er *ist*. Und sofort kam als Antwort auf geäußerte Zweifel die Beteuerung, dass er was von Wirtschaft verstünde.

Es ist ein schlechtes Stück, das sie uns da vorgespielt haben. Und die Regie stammt von Angela Merkel. Irgendjemand hat geschrieben, dass sie irgendetwas »verkörpere«. Es war positiv gemeint. Ich möchte ihr nicht zu nahe treten, aber ihre Anmut ist schwer verkäuflich. Aber so, wie die Dinge liegen, sitzen wir auf dieser Kanzlerin fest. Wir werden sie täglich in den Nachrichten abfliegen und ankommen sehen, wir werden sie sprechen und hören, sie wird an unzähligen strammen Ehrenkompanien vorbeihatschen, wird Ergründliches in Mikrophone hauchen, und wir werden auf sie stolz sein müssen.

Es wird eine harte Zeit. Und sie muss mir, verdammt noch mal endlich erklären, welches Wissen und welche Art von Verständnis sie gegenüber unserer Vergangenheit hat. Aber vielleicht versteht sie was von Wirtschaft.

Was ich an ihr bewundere, ist ihre Treue und ihre Bekenntnislust. Als Gerhard Schröder den Kriegsdienst im Irak abgelehnt hatte, war die stampfige Angela so empört, dass sie am liebsten für Bush persönlich als Bombe in Bagdad eingeschlagen wäre. Hoch zu veranschlagen ist ihre Entschlusskraft, was ganz wichtig sein wird, wenn sie bei Gipfelerstürmungen als Erste und ganz allein den Gipfel erreichen möchte. Als der Alpinist Merz, der übrigens auch was von Wirtschaft versteht, in der Wand an ihrem Seil hing, hat sie schnipp gemacht, und man hörte nur noch einen dumpfen Aufschlag. Dass sie die Bremsen von Schäubles Rollstuhl gelockert haben soll, ist allerdings ein Gerücht. Die Frau genießt Zutrauen. Es ist ihr alles zuzutrauen. Sie hat viel gelernt. Als sie neulich in den Spiegel geschaut hat, soll sie in Gedanken zu sich gesagt haben: »Helmut, wie geht's dir?« Und sie scheint auch aus ähnlichem Holz geschnitzt zu sein wie ihr Trainer. Es bedrückt sie nicht, dass neben dem ältesten Wahlmann, dem Kriegsrichter Filbinger, der Zweitälteste ein ehemaliger SED-Politiker war, der im Dritten Reich im Zuchthaus gesessen hat.

Das alles war ihr keine Erwähnung mehr wert. Sie wollte ihren

Bundespräsidenten, und sie hat ihn bekommen. Sicher ist, dass wir uns um ihn keine Sorgen mehr machen müssen. Er bekommt bis zu seinem Lebensende 250000 Euro, einen Dienstwagen, Büro, Sekretär und kann ganz gewiss auch umsonst mit der Bahn fahren. Wieder einer mehr, den wir von der Straße haben.



STRASSE ZAHLEN

Bevor ich den Versuch mache, endgültig aufzuwachen, man weiß ja nicht, in welchem Hotel man am Abend zuvor »eingecheckt« hat und ob es einen Room-Service hat, ob man das Frühstück ins Zimmer bekommt oder runter muss an die Buffet-Front, schaue ich mich lieber um, lasse das Telefon in Ruhe und bestelle kein Frühstück, denn ich bin zu Hause.

Renate schaut mich in letzter Zeit öfter nachdenklich an, und ich fühle, dass sie mir sehr bald die Frage stellen wird, wofür wir dieses Leben führen. Schwer zu beantworten. Sie regelt alles, was meine Reisen, meine Verträge, meinen Beruf betrifft. Sie schickt mich weg, stellt aber, wenn ich weg bin, fest, dass ich fehle. Ich wiederum bin weg und stelle fest, dass sie mir fehlt. Wir fehlen uns gegenseitig, würden aber, sollten wir das ändern und ununterbrochen zusammen sein, nach ganz kurzer Zeit zu dem Schluss kommen, dass uns genau dieses Gefühl fehlt: dass wir uns vermissen. Wir beide gehören zu den Fahrenden. Wir leben davon, dass wir uns ein Leben lang auf das Wiedersehen freuen.

Ich werde heute wieder einmal in einem dieser Luxuszüge sitzen, die Inhaber von Arbeitsplätzen befördern. Lauter Leute, die etwas von Wirtschaft verstehen, entsprechende Zeitungen lesen, eine sehr enge Aura aufbauen, also wenig ansprechbar sind, und den Oberbau eines Staates darstellen, dem die Verbindung zum Bauch des Volkskörpers abhanden gekommen ist. Sie sind bereits privatisiert. Es geht nicht mehr um die res publica, sondern um die res privata. Eine Firma macht sich auf, nennt einen Produktionsort, schreibt offene Stellen aus und rechnet damit, dass die Stellenbewerber Mittel und Wege finden, den neuen Arbeitsort zu erreichen. Vor allem die Wege muss man finden. Früher übernahm das die Bundesbahn. Heute

machen das Privatunternehmer, die Teilstrecken gekauft haben, eigene Waggons und eigene Lokomotiven haben, aber kein Interesse, ihre Fahrpläne mit der Bahn AG des Herrn Mehdorn abzustimmen. Der wiederum hat seinen Kunden versprochen, alles zu tun, um sie rechtzeitig zur Strecke zu bringen.

Wer immer hier Verkehrsminister ist und lautstark verkündet, man werde die Weichen in die Zukunft stellen, verschweigt, dass man Weichen nicht stellen kann, wenn sie noch gar nicht gelegt sind. Eines müsste ein wacher Verkehrsminister als Erstes tun: zurücktreten. Würde er in die Planungen seines Ministeriums hineinschauen, würden ihm Haare zu Berge stehen an Stellen, wo ihm noch nie welche gewachsen waren. Aber er schaut nicht rein. Er schaut auch kaum raus. Und vor allem nicht durch. Es werden nicht nur Weichen gestellt, wo gar keine Gleise liegen, es werden auch Straßen gebaut, die nirgendwohin führen. Warum? Weil gerade Geld dafür da ist.

Und das muss weg. Sonst sind die Arbeitsplätze für die Baufirmen weg, die ziellose Straßen bauen. Der Weg ist das Ziel, die Straße das Geld, das Nichts macht den Sinn.

Und die Brücken! Einer alten Überzeugung zufolge muss eine Brücke immer dann gebaut werden, wenn sie notwendig ist, um etwas zu überbrücken. Es musste also klar sein, worüber sie führen soll. So war es vor undenklichen Zeiten. Heute sind die Brücken bereits fertig, bevor geklärt ist, ob man den Kanal, über den die Brücke führen soll, schon hergestellt hat. Schlimmeres kann einem Verkehrsverantwortlichen, der Brücken oder Straßen bauen lässt, nicht passieren, als die Feststellung eines Rechnungshofes nach jahrelanger Untersuchung: »Es führt zu nichts.«

Man kann also behaupten, dass das Verkehrsministerium ohne Sinn und Ziel das zur Verfügung stehende Geld in Grund und Boden gewirtschaftet hat. Ohnehin ist man immer in Anspannung und Erwartung eines neuen Loch-Rufes der Finanzminister. Täglich ein neues Loch in den Kassen. Löcher,

in denen nichts mehr zu finden ist. Es zieht. Man fröstelt. Es kommt der Zeitpunkt, in dem die Kassenlöcher so tief sein werden wie die Löcher in den Straßen, die wir noch aus den Zeiten der DDR kennen. Staatliche Schuldzuweiser werden sofort wieder ausrufen: »Als wir diese fünf ganz neuen Länder dazubekommen haben, bekamen wir gratis ganz alte Straßen dazu.«

Natürlich alte Straßen, andere oder bessere brauchte man dort nicht, die Leute konnten sowieso nicht weit fahren. Und so sagt der Verkehrsminister mit Recht: »Wir knabbern eben immer noch an den Folgen der Wiedervereinigung.« Wobei ich mir schwer vorstellen kann, wie man an Löchern knabbert.

Aber er erinnert sich an die alten Zeiten, als die Wessis noch über die Ostlöcher in den Straßen nach Berlin gerollt und eine Maut bezahlt haben. Der Duden vermerkt unter Maut: »Veraltet für Zoll; bayer., österr. für Gebühr für Straßen- und Brückenbenutzung.« Geistesgegenwärtig hat die deutsche Regierung nach über zehn Jahren blitzschnell geschaltet, nachdem sie jahrelang die Lastkraftwagen unserer europäischen Nachbarn gezählt und die Straßenschäden akribisch gemessen hat, wofür, das nehme ich an, eine ganze Reihe von Forschungsaufträgen vergeben worden sind. Abschließend wurde ein 2000-seitiges Forschungsergebnis dem Minister feierlich vorgelegt, der daraufhin eine Kommission zusammenstellen ließ, die die rechtlichen Grundlagen für die Erhebung einer Straßen- und Brückenmaut prüfte. In der Zwischenzeit hatten die Österreicher schon ein Schwimmbecken voller 500-EURO-Scheine eingenommen. Und hier muss man der Gerechtigkeit irgendetwas brechen, eine Lanze oder so was, und festhalten, dass die Deutschen grundsätzlich nicht so einfach übernehmen, wenn nicht bewiesen ist, dass man es nicht verbessern kann.

Das Mautsystem der Österreicher war einfach. Das zeigte sich daran, dass es funktioniert. Heute noch.

Das ist unsere Sache nicht! Vermutlich haben sich sofort die Damen und Herren aus anderen Ministerien eingeschaltet, die die Gelegenheit sahen, das Überwachungssystem so zu perfektionieren, dass nicht nur die nötigen Daten des LKW-Fahrers, also Name, Alter, Frau, Kinder, Krankheiten, Hobbys, Schuh-, Hut und Anzuggröße, Narben, Noten aus den Grundschuljahren erfasst werden, sondern die Personallisten der Firma, zu der der Truck gehört, sämtliche Chefs der letzten 50 Jahre, Steuererklärungen sowie alle Produkte, die in den letzten Jahren befördert worden sind, wohin und mit welchen Einnahmen und so weiter und so weiter.

Nachdem man zwei Firmen beauftragt hatte, machte man eine Ausschreibung, die diese zwei Firmen dann gewannen. Der Tag der Fertigstellung war abgemacht. Der Verkehrsminister zählte schon die Milliarden, die man einnehmen würde. Nicht nur das, er hatte sie eigentlich schon ausgegeben. Und dann muss irgendeine Seuche bei Daimler oder Telekom ausgebrochen sein, Taifune müssen große Werkhallen weggefegt oder Pleitewellen Scharen von Zubringerfirmen vernichtet haben. Dann drohte der Minister den Daimlers und den Telekoms: »Dudu, wenn du den Termin nicht einhalten kannst, wirst du Strafe zahlen!«

Wo war der Passus, der die Bosse verpflichtete, im Falle der Nichteinhaltung und so weiter ...? Es wurde dann wochenlang nach dem Passus gesucht. Aber es wurde vereinbart, dass Telekom und Daimler jetzt wahnsinnig aufs Tempo drücken würden. Als dann die Verbindung zwischen Ministerium und Hersteller abgerissen war, tat der Minister etwas Entscheidendes: Er warf ein scharfes Auge auf das Projekt, und als das nicht half, drückte er es wieder zu. Im Verlaufe der nächsten Monate drückte er in rascher Folge alle anderen Augen zu, bis er blind war.

Und wieder zeigte sich: »Politik ist der Freiraum, den die Wirtschaft ihr lässt.« Es gibt keinen Politiker und kein Problem,

das ihr zu groß ist. Sie kriegen es schon klein. Inzwischen ist der Minister schon so geschrumpft, dass er durch ein Schlüsselloch gehen kann, ohne den Kopf einzuziehen. Und in dem spukt es nun. Er möchte jetzt zum offenen Straßenraub übergehen. Zur Maut für PKWs. Dass der Autofahrer die Steuern für die Benutzung von Straßen und Brücken bereits ständig zahlt und das nicht zu knapp, dass man ihn also doppelt besteuern will, das stört nur ganz wenige der Geldeintreiber. Es ist Wegelagerei, das wissen sie. Egal. Geld her. Wie ist Wurscht. Auch Radfahrer sollten Plaketten an die Brust gehetzt und Fußgänger einen Chip einoperiert bekommen. Die alten Zollstellen aus früheren Jahrhunderten sollten wieder eröffnet werden, wo eine Brückenüberquerungsmaut erhoben werden kann. Wie steht es mit der Benutzung von Parkbänken, Sandkästen, Stühlen in Bahnhöfen, Bibliotheken und Museen?

Es ist noch viel zu holen, Freunde, packen wir's ein. In einem so total besteuerten Land kann es gar nicht anders sein, als dass man auch geniale Einfälle haben muss. Ein Einfall, Autobahnteile zu verkaufen, die von Investoren vermautet werden können, müsste ob seiner einnahmeträchtigen Substanz schon wieder versteuert werden. Ich habe bereits mit zehn Kollegen Verbindung aufgenommen. Wir werden gemeinsam ein Autobahnkreuz kaufen. Bei der Diskussion darüber, welches Kreuz es denn sein solle, kam ein sehr vernünftiger Vorschlag: Vergleichbar dem Äquator, den man nicht, ohne getauft zu werden, überqueren kann, gibt es für Kabarettisten eine ähnliche Nahtstelle, die man im Laufe eines Jahres bis zu zwanzigmal überquert, es ist das Kamener Kreuz.

Wir werden das Kamener Kreuz kaufen und reich werden. Und wenn in diesem Lande niemand Zukunftspläne zu haben scheint, ich habe einen.

Wenn keiner eine Methode zu haben scheint, der Wahnsinn hat eine.

Ich habe meine Wahnsinnsidee schon schützen lassen: die

Organ-Maut. Millionen von Menschen laufen arm herum, leben schlecht, haben aber gute Nieren, eine intakte Leber, ein flottes Herz. Ich kaufe ihnen diese Organe ab, mit denen sie weiter herumlaufen können, und zahle ihnen dafür eine Maut. Im Falle des Ablebens gehört das Organ mir. Ich habe mir das noch nicht so ganz durchgerechnet.

Um ehrlich zu sein, ich bin ein bisschen misstrauisch. Warum? Ja, weil ... was? Na gut, ich sag's: Die Leute vom Verkehrsministerium haben mir das ausgerechnet. Sie sagten, ich hätte es dann mit »laufenden Unkosten« zu tun.

WAS RECHT IST, MUSS RECHT BLEIBEN

Penzberg, eine rote Enklave im schwarzen Umkreis des einstigen Wahlkreises von Franz Josef Strauß, Weilheim, ein nicht zu eroberndes sozialdemokratisches Nest im Allgäu. Mit Blick auf die Berge. Und mit Blick in die Vergangenheit. Da gibt es Erfreuliches. Zum Beispiel, dass Penzberg einmal in der Bayernliga Fußball gespielt hat. Aber auch, dass am Penzberger Sportplatz ein Denkmal steht, das an die Mordtage von Penzberg erinnert.

1972 stand ich das erste Mal davor und erfuhr von dieser Geschichte, die in den letzten, allerletzten Kriegstagen im April 1945 geschehen war. In jenen Tagen, als Hans Filbinger seine Pflicht, so sagt er, getan hat, wozu er ein Recht hatte. Das Recht von damals.

Am 28. April 1945 hatten zwei amerikanische Armeen und eine französische die deutsche Reststreitmacht auf engstem Raum zusammengedrängt. Sie standen bereits in Freising, also ganz kurz vor München, in Ulm, nahe Kempten, in Regensburg und Passau. Die so genannte »Alpenfestung«, von der immer wieder die Rede war, die aber nie existiert hat, nicht einmal auf dem Obersalzberg mit den Villen der Bonzen, in denen ihre zitternden Angehörigen hockten: diese »Festung« wurde nur noch verteidigt durch ein paar Nebelwerfer, die im Falle eines Angriffs der Air Force das gesamte Berchtesgadener Tal in Nebel hüllen sollten. Überall sah man haufenweise abgelegte Uniformen, weil desertierte Soldaten Zivilkleidung angezogen hatten, SS-Einheiten kontrollierten und durchsuchten die Häuser nach weißen Fahnen und Fahnenflüchtigen.

Der Krieg war aus. Die »Volksgenossen« verbrannten die Hitlerbilder und die Parteiausweise. In der Nacht lauschte man,

ob man die amerikanischen Panzer schon hören konnte. Noch war nicht klar, in welcher Weise man das Kriegsende überstehen würde, aber bis hierher hatte man schon mal das Schlimmste überstanden.

In der Nacht vom 27. zum 28. April hatte eine Gruppe um Hauptmann Gerngross den Radiosender München in Freimann besetzt und über die Mikrophone das Ende des Krieges verkündet. Das war nicht die Tat eines Wichtigtuers, der ja die paar Tage noch hätte abwarten können, nein, es war ein mutiger Schritt, um die Menschen aufzufordern, Städte, Dörfer, Fabriken, Brücken vor der Zerstörung zu retten.

In Penzberg hatten ein paar Männer morgens um vier Uhr diesen Aufruf gehört und sich aufgemacht, um das Bergwerk von Penzberg vor der beabsichtigten Sprengung zu bewahren. Ebenso ging es um die Erhaltung des Wasserwerks. Das Rathaus wurde von früheren Politikern der SPD, der KPD und der Bayerischen Volkspartei besetzt, und der 1933 abgesetzte Bürgermeister Rummer übernahm die Geschäfte des Nazibürgermeisters Vonwerden.

Plötzlich fuhren Soldaten eines Werferregiments in die Stadt ein. An der Spitze ein Hauptmann, der seinen Oberstleutnant Ohm empört darüber informierte, was hier passiert war. Offensichtlich waren das Offiziere, die an den »Endsieg« durch diese legendären Wunderwaffen, die in den Alpen versteckt sein sollten, glaubten und an den Führer und an die Alpenfestung, die sie wahrscheinlich unentwegt gesucht hatten. Dann stieß noch der Schnellrichter Oberstleutnant Bauernfeind hinzu. Von nun an ging es schnell. Die Wehrmacht verhaftete die neue Stadtregierung. Oberstleutnant Ohm bekam vom Gauleiter Gieseler in München den erbetenen Befehl, die »Verräter« zu füsilieren, und die acht Männer wurden sofort erschossen.

Inzwischen hatte der Gauleiter den Sender in Freimann zurückerober und einen flammenden Aufruf zum Durchhalten in das Mikrophon gebrüllt. Dann nahm er seinen Wagen und

floh.

Am Abend rauschte eine Hundertschaft von bewaffneten »Werwölfen« in die Stadt. Führer dieser Mordbande war der Nazidichter Hans Zöberlein.

Hans Zöberlein (1898-1964), Brigadeführer der SA, glühender Verehrer Hitlers seit den 20er Jahren, Münchener NSDAP-Stadtrat und Romanschriftsteller für Kriegsangelegenheiten, später Führer der Werwolf-Bewegung. Originaltext:

»Das Reich wird kommen! Das Reich, von dem du so hoffnungsfroh geträumt. Einer von uns, Dietrich Eckart, hat zuerst von ihm gekündet. Noch fern – ganz fern –, aber er hat schon sehen können: Adolf Hitler wird euch hinführen. Der allein ist es, der das kann! – Sonst keiner!«

Zöberlein hat seine Leute in die Häuser von Penzberg gehetzt, um ortsbekannte Regimegegner aus den Kellern zu holen, in denen sie sich versteckt hatten. Sie wurden schnell entdeckt, weil viele Bürger der Stadt verraten haben, wo sie waren. Dann hat man sie aufgehängt. Zwei Frauen und sechs Männer. Anschließend feierte man weithin hallend den Sieg gegen die Verräter.

Am Tag darauf war der Spuk vorbei, denn amerikanische Panzer rollten in die Stadt. Die Zahl der Bevölkerung hatte sich nicht verändert. Aber es gab keine Nazis mehr. Wie überall.

Zöberlein musste sich drei Jahre später wegen Massenmordes verantworten. Er wurde zum Tode verurteilt. Ein Jahr später wurde die Strafe in lebenslange Haft umgewandelt. Er blieb im Gefängnis bis Ende der 50er Jahre. Starb 1964. Im Bett. Er hat nie etwas bereut, hielt sich für einen aufrechten, tapferen Verteidiger des Vaterlands.

Das Recht war ja auf seiner Seite. Das damalige.

Übrigens war das spätere Schicksal der anderen Mörder auch erträglich. Oberstleutnant Ohm wurde 1956 freigelassen, Oberstleutnant Bauernfeind 1950 freigesprochen.

Nur die Opfer waren tot.

Um der Opfer zu gedenken, veranstaltet man in Penzberg jedes Jahr am 28. April eine Trauerfeier, die am Vormittag stattfindet. Die unermüdliche SPD in der Stadt verbindet das oft mit einer politischen Kundgebung, an deren eine ich mich bis zum heutigen Tage gern erinnere.

Ich glaube, man befand sich im Wahlkampf und rundherum brannten schon die Freudenfeuer der CSU in Erwartung ihres 60-plus-x-Sieges. Aber an diesem Tag hatte Willy Brandt sein Kommen zugesagt. Ein paar tausend Menschen hatten sich in einem Riesenzelt versammelt, und ich hatte die Ehre, den mehr unterhaltenden Teil des Abends zu gestalten.

Als Brandt die Bühne betrat, da gab es wirklich diesen Ruck im Publikum. Er hatte noch gar nichts gesagt, und schon gehörten alle da unten ihm. Es gibt ein paar gute Bücher über Willy Brandt, Oliver Storz hat eine hervorragende Sendung über ihn gemacht, aber bei all dem Guten vermisste ich immer eine Beschreibung des Redners Brandt. Man spürte eine innere Sammlung, eine äußerste Konzentration und den unbedingten Willen, etwas zu sagen. Pausen waren nahezu aufregend. Seine Stimme saß wie angegossen. Er strahlte Redlichkeit aus. Und es trifft zu, was Aristoteles sagt:

»Die Rede ist die Kunst, Glauben zu erwecken.«

Brandt befand sich im Kampf um das Vertrauen für seine Ostpolitik. Und er bekam es an diesem Abend. Nach der Rede verließ er das Pult, überquerte die Bühne, ging an einem alten Sozialdemokraten vorbei, der eine Fahne aus den 20er Jahren hielt und Brandt mit den Augen folgte, bis er wieder Platz genommen hatte an unserem Tisch. Der alte Mann sah traurig aus. Und einer der Penzberger Veranstalter flüsterte Brandt etwas ins Ohr, woraufhin dieser gespannt auf die Bühne blickte und den traurigen Fahnenträger betrachtete. Der grandiose Beifall für Brandts Rede war noch nicht zu Ende. Man war

aufgestanden, setzte sich nun langsam wieder hin. Plötzlich stand Willy Brandt auf, ging noch einmal auf die Bühne, auf den Fahnenträger zu und drückte ihm die Hand. Er sprach mit ihm ein paar Sätze und kam wieder herunter. Dann sah ich, wie aus den Augen des Fahnenträgers zwei dicke Tränen über seine Wangen kullerten.

AUSGEBUCHT

Während der Frankfurter Buchmesse habe ich das Pech, eine Lesung in einer Stadt zu haben, die sich in einer Entfernung von 120 Kilometern, also noch in dem Raum, den Buchleute mit Hotelreservierungen belegen, befindet. Im allerletzten Moment bekomme ich ein Zimmer in einem altehrwürdigen Hotel in der Nähe des Frankfurter Hauptbahnhofes.

Ein kräftig gebauter Mensch in einem viel zu dicken graublauen Generalsmantel wünscht mir einen guten Tag. Den Koffer nimmt er mir nicht ab. Er ist ein Schlagöffner. Bei vorfahrenden Limousinen öffnet er den Wagenschlag mit der rechten Hand, und mit der linken Hand nimmt er das Trinkgeld.

In ein Gespräch lässt er sich nicht ein. Ich möchte ihn gern fragen, ob meine Vermutung stimmt, dass das Hotel ein umgebautes Katasteramt aus der Goldmarkzeit ist. Es ist ausladend. Ein Hotel sollte einladend wirken.

An der Rezeption sagt mir eine nette, sehr junge Dame, dass das Frühstück von 6.30 Uhr bis 10.00 Uhr im Palmensaal stattfände, und zeigt mir die Richtung zum Lift. Der öffnet sich. Ein riesenhafter, tiefschwarzer Hotelangestellter, der aus Versehen nicht beim Basketball gelandet ist, schaut mich mürrisch an, und auf meine Frage, ob er down oder up möchte, knurrte er: »Nee.«

Und fährt up. Ich beginne Vertrauen zu schöpfen. Ich fühle mich in Deutschland zu Hause.

Das Zimmer: eine ehemalige Arbeitszelle für einen Beamten vierten Grades. Ein kleines Fenster. Es lässt kein Tageslicht in den Raum. Man schaut in einen grauen Schacht. Einzelhaft. Die Leselampe geht nicht. In der Minibar stehen sechs Flaschen Irbitzheimer Lebensquell. Die Dusche hat den Wasserdruk-

einer Wüstenquelle, das Klo stinkt. Was kann man machen?

Man kann spazieren gehen. Zehn Schritte bis zum Bahnhof. Da stehen hunderte von Menschen mit diesen Missetüten, in denen Kilos von Werbematerial stecken, das sie ungelesen wegwerfen werden. Aber wie viel Arbeitsplätze stehen hinter diesen Bildern, Texten, hinter dem Papier, den Farben, wie viel Designment, wie viele Gespräche über Zielgruppentheorie, über Erreichungseffizienz, über das Feedback in Form von Verkaufszahlen, über die Formen der Sinnkrise im Werbejob, über das rätselhafte Verhalten der Verbraucher und schließlich über die Kosten dieses ganzen ungeheuren Aufwands. Wie schrecklich muss es für einen Menschen sein, der sich Tag und Nacht darüber Gedanken macht, Millionen von diesen bunten, bedruckten Heftchen herstellt und dann aus einiger Entfernung beobachtet, wie ein Mensch, dem man dieses Produkt in die Hand drückt, es ohne einen Blick darauf zu werfen in den nächsten Papierkorb wirft.

Gut, könnte man sagen, er hat das gleiche Problem, das ein Außenminister auch hat. Niemand interessiert sich wirklich für die Ergebnisse seiner Arbeit. Stimmt. Aber, beim heiligen Sisyphus, das heißt doch den ganzen Werbescheiß zum Gipfel stemmen, und dann rollt er wieder runter! »JJJaaa!«, ruft der Werbefuzzi begeistert: »Das ist es. Beim Runterrollen entblättert sich das Werbematerial, kommt als Flugblatt herunter. Und ist dann unten, wo es hingehört. Beim Verbraucher.«

Mit diesem Gedanken betrete ich die Frankfurter Buchmesse. Da treffen sich Aufkäufer, Verkäufer, Trendmaker, Sellingtrender, auch hie und da ein Autor, um ihn herum Mikroholder, das heißt Interviewer von Sendern aller Art, Fotografen, Autorenbetreuer, die immer irgendwie Flaschen aus Schränken zaubern, wodurch ein leichter Hausmarkendunst durch die Kabinen schleicht, was der Stimmung nicht abträglich ist und die Zungen lockert, Frotzeleien von Verlag zu Verlag ermöglicht. Ganz plötzlich, so als würden die Wolken sich durch

ein Gewitter teilen, sieht man Reich-Ranicki, seinem Image gemäß mürrisch durch das Gewühl zu einem Essen eines größeren Verlages eilen, während weniger Prominente gerade satt von einem anderen Essen kommen und wieder dorthin gehen, wo die Angestellten der Verlage bei einer Hallentemperatur von 40 Grad in ihren Käfigen versuchen, Haltung zu bewahren.

Woher auch das Wort Käfighaltung kommt.

Innerhalb dieser Käfige gibt es kleine Ecken mit kleinen Tischen, an denen Autoren Menschen gegenübersetzen, die ihnen, also den Autoren, die provozierende Frage stellen, warum sie das Buch, um das es geht, überhaupt geschrieben haben. Der Autor ist angesichts des Angebots von über 100000 neuen Büchern eingeschüchtert und antwortet beleidigt, dass er sich keiner Schuld bewusst sei, der Journalist aber beharrt darauf, dass der Autor eine Art von Plädoyer für sein Buch liefern müsse. Dann passiert etwas, was mir immer wieder missfällt: Der Autor erzählt dem Journalisten, was in seinem Buch steht und was er damit bewirken möchte.

Das rettet den Journalisten, der in den meisten Fällen unvorbereitet gekommen ist, was ihm nicht anzulasten ist, weil er bereits sieben bis acht Interviews hinter sich hat, bei denen er das Glück hatte, sieben bis acht neue Bücher, deren Inhalte, Auslegungen und deren Urheber kennen zu lernen. Autoren beschweren sich bitterlich, dass Journalisten auf sie nicht vorbereitet seien, aber ist es denn umgekehrt der Fall?

Man weiß nichts voneinander. Das aber ist auch gar nicht mehr möglich. Vor ein paar Jahrzehnten konnte man Autoren und Leser noch auseinander halten. Heute schreiben ja auch die Leser Bücher. Ich möchte nicht nachrechnen, bin aber überzeugt, dass inzwischen jeder fünfte Deutsche ein Buch schreibt und jeder dritte schon das zweite.

Wie viele Menschen mögen früher wohl den Seufzer

ausgestoßen haben: »Mein Gott, darüber könnte ich Bücher schreiben!«

Heute tun sie es. Das kann man sich nicht einfach so gefallen lassen. Also schreibe ich auch welche. Es muss ja nicht gleich Literatur sein. Vielleicht nenne ich es POP-Motz? Dieter's MOTZ-CORNER. Aber ob man damit Aufmerksamkeit erregt, glaube ich nicht.

Große Dichter gehen völlig unerkannt durch die Hallen. Wenn beispielsweise Siegfried Lenz zufällig vor den Käfigen eines Verlags steht und zwar direkt vor dem Plakat, auf dem er abgebildet ist, kann es passieren, dass jemand ausruft: »Ist das nicht der Harry Mulisch?« Dabei verwechseln sie ihn mit Noteboom.

Es gibt täglich mehrere Stunden lang Roundtableshows, in denen zum Beispiel junge deutsche Romanciers vorgestellt werden. Zunächst bildet sich eine Menschentraube, bestehend aus diesen Messebeuteldeutschen, die vermutlich stehen geblieben sind, weil sie Fernsehkameras entdeckt haben, was eine ungeheuere Magie ausübt. Ein bisschen hören sie noch zu, was der angesprochene Autor zum Leben an sich und in diesen schweren Zeiten sagt, doch wenn er beginnt, aus seinem Buch vorzulesen, hat sich nach spätestens zehn Minuten der Stau aufgelöst.

Immer wieder wundere ich mich auf dieser Messe, dass überhaupt Bücher verkauft werden im Lande. Vielleicht ist der Zeitpunkt nahe, an dem Buchhändler Bücher nicht zum Lesen, sondern zum Leasen anbieten. Was ja auch eine Methode wäre, um zu erreichen, dass überhaupt gelesen wird. Wenn auch Buchläden hie und da von Bestsellern heimgesucht werden, die in hohen Stößen die Verkaufsräume verstopfen. In Abständen ballern Spitzenkicker immer wieder ihre Lebenserinnerungen ab, oder 17-jährige Superstars erzählen aus ihrem langen Leben. Es soll schon einen Gesetzesvorschlag seitens der Grünen geben, in dem vorgeschrieben wird, dass man, bevor man seine

Lebenserinnerungen schreibt, den Führerschein haben sollte.

Das Wort »Lebensplanung« hat einen neuen Sinn bekommen. So wie ein junger Papa in der DDR nach erfolgter Zeugung, oder noch während er es tat, die Anwartschaft des Babys auf einen Trabi anmeldete, so könnte heute ein Vater oder eine Mutter den Augenblick der Geburt bis zur ersten niedergeschriebenen Lebenserinnerung gleichzeitig als Videokassette, als Hörbuch und im Internet aufnehmen. Und während dieser ganzen Zeit hört man einen dumpfen Herzton als motorisches Dramatikum, der die Determination, den unausweichlichen Tod, andeutet. Die Genauigkeit in der Lebensbeschreibung, von dem Feuchtigkeitsgrad der ersten Windel über die Pubertätstonalisierung bis zum Austauschen der ersten Feindseligkeiten mit dem anderen Geschlecht ein medienübergreifendes Gesamtkunstwerk.

Zu jeder Zeit hat jede Frankfurter Buchmesse ein solches menschliches Kunstwerk bieten können. Ob es der blinde Seher vom Bodensee Martin Walser war oder nun der schluchzende Bekener Stuckrad-Barre, der auf die Frage, ob er denn nur über sich schreibe, geantwortet hat: »Über wen denn sonst?« Alles andere, sagte er, langweile ihn zu Tode. Und da bin ich ein bisschen erschrocken, weil der Junge ja keine Lebenserwartung mehr hat. Wenn er erst mal mit vollem Bewusstsein liest, was er geschrieben hat, kann er, intelligent wie er ist, kein Interesse für sich aufbringen. Zu Tode gelangweilt ist man schnell. Und erzählt ist ein Leben, so kurz, wie es war, auch schnell: Gefressen-gekotzt-gekokst-gevögelt, und dann war nichts mehr außer zwei ganz guten Büchern, die nur noch er selber liest. Und dann der Verdacht, dass er die Reihenfolge nicht genau erzählt. War das Buch schon fertig, bevor er gekotzt und gekokst hat, oder war der Film über das Buch oder die Sendung über den Film und das Buch für den Film über sein Leben schon *vor* diesem Leben so geplant, dass es dann egal war, in welcher Reihenfolge das alles abließ?

Es liegt sicherlich an mir, dass ich da keine Rührung aufbringen kann. Die *Süddeutsche Zeitung* bringt viel mehr Mitgefühl auf, wenn Leserin Claudia über Stuckrads Aufreten in seinem Solofilm über sein Lebenssolo schreibt: »Stuckrad-Barre wie wundgeschunden an einen Türrahmen angelehnt ...« und »Er lächelt scheu wie Lady Di«. Da weine ich dann schon ein bisschen und möchte Claudia übers Haar streichen. Stucki sagt noch, er sei durch die Hölle gegangen. »Das Schreiben muss von der Hölle handeln!« Und Claudia schreibt: »Das ist dann wohl die Wahrheit dieser Tage.«

Und der sehe ich gelassen entgegen. Es wird ein Höllenspektakel werden. Mit einem gut gelaunten Stucki inmitten seiner Hölle, als Film, als Fernsehspiel, als Video nach einem höllisch guten Buch, das am Schluss der Veranstaltungen geschrieben werden wird. Wenn er dann damit fertig ist, total zerstört, verkotzt, zerkokst, geht er damit auf Tournee. Ich habe das Spitzenbuch dieser Messe Renate auf den Nachttisch gelegt und lebe mit der Spannung, in wie viel Tagen es futschiweg sein wird.

RÜSSELSHEIM, DREISTERNEHOTEL, 21.00 UHR

Dicht vor dem Hotel ein miniMAL, dahinter eine Tankstelle. Daneben ein Eisen- und Baustoffmarkt. Ein McDonald's – eine Parkgarage – ein großer grauer Mast – eine Lagerhalle – eine Autoniederlassung – ein Parkplatz – ein Lebensmittellager – zwei Straßen, quer durch das alles eine Autobahn, die einen Stau hat.

Blick zurück ins Zimmer: Ein Doppelbett, ein Stuhl, ein Schrank, ein kalter Heizkörper, ein angegessenes weiches Ei, das hart war, ein ungetrunkener Orangensaft, ein unschmierbares Stück Butter aus der Truhe, ein Brötchen, das morgen schon von vorgestern sein wird, ganz gleich, wer es bekommen mag, und ein Anruf, wann man denn das Zimmer verlassen wird. Vor der Zimmertür waren schon die Wagen mit übel riechenden Putzmitteln aufgebaut. Also packen, Koffer parken und spazieren gehen, bis der Zug geht.

Fußgängerzone. Schlecker – Douglas – McDonald's – Weber – Karstadt – Aldi – keiner fehlt. Man muss nicht mehr reisen. Oder bin ich schon in Hugenottenheim? Unsinn, im Hugenottensaal in Neu-Isenburg. Da gibt es auch eine Fußgängerzone. Mit Schlecker – Douglas – Gerry Weber und allen anderen. Man ist immer zu Hause.

Plötzlich ein Aufschauen der Menschen, die durch die Zone fußgängern. Es ist wohl was passiert. Man hört die Sirene der Funkstreife. Etwas näher gekommen sieht man die Blinklichter eines Notarztwagens. Was ist passiert? Ein Polizist sagt es mir. Zwei Fußgänger sind mit überhöhter Geschwindigkeit, während sie in ihre Handys sprachen, aufeinander geprallt.

GIPFELÄNGSTE

Aus dem Autoradio erfahre ich, dass Guido Westerwelle Außenminister ... nein! ... da ist es schwer, die Spur zu halten. Man muss einräumen, dass er viel getan hat für seinen Bekanntheitsgrad. Wenn man die Anwesenheitslisten der Talkshows durchgeht, ist er der mit Abstand Anwesenste. Ich möchte ihn fragen: »Westerwelle, warum machen Sie das alles?« Und er wird antworten:

»Es geht um Deutschland. Ich mache mir Kopfschmerzen um Deutschland.« Und ich würde antworten: »Das sind Phantomschmerzen.«

Es kommt irgendwann einmal auf uns zu. »Die Personaldecke« wird dünner, und dann ist es passiert: Der kleinste gemeinschaftliche Nenner wird Minister oder sogar Kanzler. Zunächst der mit Abstand Anwesenste. Er wird den mit Abstand Abwesensten ersetzen. Später dann holt der Erfolgreiche die nach, die ihm folgen, und zwar aufs Wort, wodurch er die Personaldecke stopft, und die legt sich augenblicklich breit und schwer über die Ministerien. Das Ganze heißt dann Machtwechsel. Es ist aber in Wirklichkeit meistens nur ein Auswechseln der Ohnmächtigen.

Vor zwei, drei Jahrzehnten hatte das noch nicht so große Folgen. Die einen gingen, die anderen kamen, man nahm Notiz. Mehr nicht. Durch die Explosion der öffentlichen Verbreitungsmöglichkeiten bekommt man nun die Sieger von Machtkämpfen ununterbrochen vor die Augen, in die Ohren und an die Nieren. Sie beschränken sich nicht mehr auf die Anwesenheit in ihren Amtsräumen. Sie tauchen überall auf, wo man es nicht erwartet. In Studios, im Internet, in Shows, in Serien, in den Ferien, und vor allem bei diesen »Gipfeln«.

Die Innenminister haben einen Gipfel, die Außen-, die Wirtschafts-, die Ökominister, und schon bei der Ankündigung, wo die stattfinden werden, ist in der jeweiligen Stadt der Teufel los. Der Flughafen dieser Stadt ist hermetisch abgeriegelt, keiner kommt rein, keiner raus, keiner runter, keiner rauf. Im Abstand von zehn Metern stehen Uniformierte mit Maschinenpistolen im Anschlag. Der An- und Abfahrtsweg ist gesperrt, Schützenpanzer patrouillieren, Hubschrauber donnern über die Köpfe. Vom Stadtrand bis zum Hotel sind sämtliche Nebenstraßen stillgelegt. Das Hotel ist für Normalmenschen nicht begehbar. Vor jedem Zimmer wacht ein Schwerbewaffneter. Auf den Dächern hocken Soldaten mit Luftabwehrgeräten. Die Gullys sind verschweißt und drinnen hockt jeweils ein bewaffneter Beamter. Taucher überwachen die Abwässer der Stadt, in den Bäumen kauern Scharfschützen, in den Hecken Heckenschützen.

In der Innenstadt schnauzen breitärschige CIA-Agenten Passanten an, die sich dort bewegen. Auf 2000 Bildschirmen wird jede Bewegung innerhalb der Stadt kontrolliert, Einwohner werden breitbeinig an die Wand gestellt und nach Waffen abgesucht. Über die ganze Stadt legt sich ein Schleier von Angst, Wut und Ohnmacht, wie innerhalb einer belagerten Festung.

Und es hat sich gelohnt. Der Präsident der USA hat dem deutschen Bundeskanzler die Hand gegeben und ihm versichert, dass man eine gemeinsame Verantwortung für den Frieden habe.

So etwas lässt sich telefonisch einfach nicht regeln.

SCHWÄBISCH GMÜND – AALEN – DISCHINGEN

Es ist Februar. Keine gute Zeit, um ins Schwäbische zu fahren. Das Hotel ist reizend, die Menschen an der Rezeption auch. Schaut man hinaus, sieht man keine Fußgängerzone, also alles in bester Ordnung. Das sowieso. Und sauber ist es natürlich. Kein Stäubchen auf der Straße. Die Zimmer wirken fast unbewohnt, so sauber und ordentlich sind sie. Der Fernsehapparat steht nicht drei Meter über dem Bett. Die Bilder hängen gerade. Nur, es ist kalt. Man dreht an der Heizung. Es bleibt kalt. Ein Anruf bewirkt, dass ein Herr sehr überrascht ist, nachdem er die Heizung gefühlt hat; er versichert, man werde das abstellen. Was er nun mit »abstellen« gemeint hat, weiß ich nicht. Es bleibt kalt.

Ich nehme an, dass im Schwabenland der Frühling einfach früher anfängt. Dafür endet der Sommer auch später. So im November. Ich nehme immer Medikamente mit, wenn ich diese Landschaft bereise.

Heute Abend Schwäbisch Gmünd. Ausverkauft, obwohl der Raum für eine Buchlesung sehr groß ist. Der Veranstalter hier beherrscht sein Metier. Es ist immer voll. Es gibt Veranstalter, die ich nicht weniger schätze, die einen aber heiter stimmen durch die Art, wie sie über ihre Veranstaltungen sprechen und über ihre Künstler. Wenn man das vergleicht mit dem, was die Kollegen wiederum berichten, kann man auf die Idee kommen, dass es sich da nicht um dieselben Abende gehandelt haben könnte.

»Also ich kann nur sagen, die Leute haben getobt!« Ein gern verwendetes Wort, um mitzuteilen, dass »Ovationen« ein zu schwaches Wort ist für die Dimension ihres gigantischen Abends. Man denkt unwillkürlich an Domingo im Londoner

Covent Garden oder an das Benny-Goodman-Konzert in der Carnegie-Hall in New York.

»Fünf Zugaben und Standing Ovations!« Die Version des Veranstalters ist dann meistens etwas triumphdämpfend. »Na ja, es war gut besucht. Wir haben den Saal ein bisschen kleiner gemacht. Getobt? Weiß ich nicht. Gemeckert haben sie an der Garderobe, weil es ihnen zu langsam ging. Deswegen sind sie auch gleich am Ende des Programms aufgestanden.«

Veranstalter müssen so reden, weil sie meinen, sie müssten auch ein wenig pädagogisch auf die jungen Leute einwirken. Die werden sonst übermütig, hochnäsig und so erfolgreich, dass sie in Häusern unter 1000 Plätzen nicht mehr auftreten.

Wir kennen uns alle gut und müssen immer wieder feststellen, dass wir uns ganz gern mögen. Solisten haben ja einen großen Vorteil; sie können nicht gegeneinander ausgespielt werden. Das schafft man bei einem Ensemble leicht.

Ich weiß nicht, wie viele Jahre es her ist, es war eine Premiere in München. Wir saßen erschöpft in der Garderobe. Alle vier hatten wir vor uns einen Brief. Wir öffneten ihn, jeder las kurz hinein und steckte ihn hastig wieder weg. Es wurde an diesem Abend nicht mehr darüber gesprochen. Viel später hat es sich aufgeklärt. In allen vier Briefen stand: »Ihr wart alle sehr, sehr gut. Aber du warst der Beste.«

Mein Opening besteht meistens aus einem Stimmungscocktail, den ich mir eine Stunde vor der Vorstellung mixe und der aus den Zutaten besteht, die mir Zeitungen, Radio und Fernsehen vermitteln. Heute durchzieht wieder mal eine Schlagzeile sämtliche Medien. Die Aufregung um Vodafone ist groß. Mir scheint sie zu groß. Immer wieder bewundere ich die Mimikry der »Politikgestalter«. Sie regen sich richtig auf, wissen aber, dass alles, was sich mit Spekulation, Korruption oder Provision beschäftigt, so selbstverständlich geworden ist wie der Wetterbericht.

Dass deutsche Firmennamen über Nacht verschwinden, feindlich oder freundlich übernommen werden oder überführt, das wissen wir. Dass es diese Firmen oder Konzerne gar nicht mehr gibt und wenn, woanders, und ich noch daran denke, dass wir jahrzehntelang über die Zukunft der Mitbestimmung diskutiert haben, dass ein paar Hunderttausende von Mitarbeitern, Firmenmitglieder für diese Firmen Opfer bringen wollten, während sie jetzt, völlig in die Defensive gedrängt, Angebote machen, um ihren wackligen Arbeitsplatz zu erhalten, der kaum mehr an einem Faden hängt, weil der Faden möglicherweise von irgendeinem überforderten Supermanager schnipp-schnapp abgeschnitten werden kann und ich mir von professoralen Überfliegern vormachen lassen muss, dass das keinesfalls den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Habewassen und Habenichtsen bedeutet und von einem brutalen Kapitalismus gar nie nicht die Rede sein kann, dann steigt der Zornpegel auch bei mir.

Der Fraktionschef der SPD in Nordrhein-Westfalen ruft aus:

»Das treibt dem ehrlichen Steuerzahler die Zornesröte ins Gesicht.« Wem? Dem ehrlichen Steuerzahler.

Wen meint er? Und dann fordert er: »Das Vorhaben Vodafones muss von den Steuerbehörden bis in den letzten Winkel durchleuchtet werden.«

Wow! Da fehlt nur noch das Wort »brutalstmöglich«. Fast alle Sauställe sind ja, wie wir wissen, innerhalb kurzer Zeit brutalstmöglich beseitigt worden. Das hatte zur Folge, dass die Sau keinen Stall mehr hatte und durchs Dorf lief. An allen Ecken und Enden dieses Landes läuft jeden Tag eine Sau durchs Dorf. Die Ställe sind blitzsauber und können jederzeit »bis in den letzten Winkel« durchleuchtet werden. Bei Vodafone wird man mit keiner Wimper zucken. Dort sind die immer vorbereitet. Bis in die letzten Winkel. Wo ihre Advokaten stehen.

Die bittere Wahrheit ist: Das ist alles in Ordnung. Der Coup ist gelungen. Und sie haben es ganz hervorragend gemacht.

Wir müssten es doch wissen. Wir Theatervolk, wir Deutschen. 1782 fand die Uraufführung von Schillers *Räubern* statt. Wir kennen die Moors, den Schufterle, den Schweizer. Was wir immer übersehen, ist, dass es diese Räuber immer noch gibt. Sie heißen nur anders. Der Schufterle heißt Esser, der Schweizer ist der Ackermann ... nein, der Ackermann ist Schweizer, und Spiegelberg sind alle anderen. Ein furioses Stück, das sie da auf die Bretter gebracht haben! Zunächst kämpft Mannesmann heldenhaft gegen die Übernahme, der Supermanager Esser klammert sich mit letzter Kraft an die letzten Fälle von gelungenen Übernahmen, geht unter in den vodafoneischen Geldströmen, zieht sich heraus und kapituliert.

Für seinen heldenhaften Widerstand geht Herr Esser nicht über LOS, geht nicht ins Gefängnis, zieht nicht 4000 Euro ein, sondern 20 Millionen. Von wem wird das bezahlt? Von dem »Wertzuwachs«, der entstand, als Vodafone den doppelten Kaufpreis zahlte, wodurch der Wert der Aktien der vereinnahmten Mannesmann-Aktien nach oben schoss, was die Coup-Händler berechtigte, über 100 Millionen Euro an Prämien zu bezahlen.

Inzwischen ist der Wertzuwachs wieder geschrumpft, und man kann einen Verlust nachweisen, den man nach einem aus dem Jahre 1948 stammenden Gesetz von der Steuer abschreiben kann. Also wozu die Aufregung. Erstens kommt man sowieso nicht ganz dahinter, wie es wirklich war, man hat es aus den Zeitungen oder aus Kommentaren von Wirtschaftsprofessoren, die den Kopf schütteln und sagen: »So macht man das. Würde Vodafone das nicht versuchen, würden die Aktionäre den Managern den Marsch blasen. Die Aufregung ist völlig überflüssig.«

Aber es gibt eben immer wieder Leute, die nicht lockerlassen und in den letzten Winkeln herumstochern und in ihren

Kommentaren mit der Moral kommen. Doch die hat hier überhaupt nichts zu suchen. Wenn ein Gesetz da ist, muss man nach ihm handeln. Sagen die Vodafonisten. Die Moralisten aber sagen: »Man *muss* nicht, man *kann*.« Und sie kommen mit dem Anstand. Das ist abwegig. Gesetz ist Gesetz. Der Anstand hat damit nichts zu tun.

»Aha«, sagen die Moralisten. »Hier das Gesetz und dort die Moral? Sind Gesetze also nicht moralisch? Das heißt, sie schützen nur das Recht? Also hat das Recht nichts mit der Moral zu tun?«

»Haarspaltere!«, schimpfen die, die das Recht haben.

»Es ist«, sagen sie, »wie bei den Zehn Geboten. Zum Beispiel: Du sollst nicht stehlen. Natürlich sollst du nicht, aber, gesetzt den Fall, du würdest sonst verhungern, dann gibt das Gesetz dir das Recht, in *dem* Fall darfst du.«

»Aha.«

»Aber du *musst* nicht.«

Also: Schon das gebräuchliche »gesetzt den Fall« schließt den Fall des Gesetzes ein. Umgekehrt: wenn das Gesetz gefällt wird, so wie ein Urteil oder ein Baum, dann ist das Gesetz tot und steht nicht mehr. Also müssen Kläger, Angeklagte und Richter, um das Gesetz nicht zu fällen, einen Kompromiss aushandeln und ein Urteil fällen, das dem Gesetz gefällt. Und dem Gericht. Und dem Angeklagten.



Der Kläger geht ja dabei nicht leer aus. Ihm bleibt die Moral. Und das Geld. Das eigentlich gar keins war. Es war reines Spekulationsgeld. Börsengeld. Börsengeld ist so schnell wieder weg, wie es da war. Es ist gar kein Geld. Es flieht den »Besitzer«. Börsengeld gibt Fersengeld. Die 20 Millionen des Herrn Esser sind inzwischen Geld. Alle Achtung. Ein Betrag, der sich gewaschen hat. Hin und wieder erfasst einen die brutalstmögliche Ratlosigkeit. Und man weiß nicht mehr, wodafone und wo dahinten ist.

DISCHINGEN

Es gibt Auftrittsorte, die in der Nähe von kleinen Städten liegen, von denen man noch nie gehört hat, die man aber auf der Landkarte findet. Ist man aber dort, entdeckt man, dass man noch nicht am Ziel ist, weil der Ort der Vorort von dem Ort ist. Hat man den gefunden, stellt man fest, dass der Ort des Auftritts noch ein paar Kilometer weiter auf dem Land ist.

So fand ich nicht Dischingen, sondern Fleinheim, glaube ich, oder so ähnlich. Man fährt von Aalen über Unterkochen – Elchingen – Neresheim – Iggenhausen durch Dischingen, und von dort sind es noch vier Kilometer. Die Orte rundherum enden alle mit ingen, also Nördlingen, Lauingen, Dillingen, Wittislingen, Bissingen, Wertingen. Es gibt kaum ein Dorf dort, das *nicht* hinten ingen hat. Es ist die Ingenau.

Was mich erwartet, weiß ich nicht. Ich sehe in der Dunkelheit ein paar Bauernhöfe, eine sehr enge Straße, Traktoren vor den Höfen und dann ein hell erleuchtetes Wohnhaus, vor dem Menschen stehen, die mich offensichtlich erwarten. Eine ausgesprochen herzliche Begrüßung, und ich frage sie, ob ich für eine Familienfeier engagiert sei. Als Antwort führt man mich in einen Raum, in dem 160 Menschen auf mich warten. Eine Garderobe hat man auch für mich vorbereitet: das Arbeitszimmer der Vorsitzenden und Gründerin dieses Kleinkunstkreises.

Auf dem Schreibtisch liegt ein Notizbuch, in das ich wohl hineinschauen soll, und ich entdecke Kostbarkeiten. Handgeschriebene seltene Gedichte von Kästner und Endrikat. Eine Reihe von ihnen kenne ich nicht. Zum Beispiel Endrikats Achtzeiler aus den 20er Jahren:

Wieviel Blüten an dem Baume werden nie zur reifen Pflaume
wieviel Pulver, wieviel Blei schießt der Feind an dir vorbei.
Weine nicht um das Verpasste, denke: Was du hast, das haste.
Kriegst du nicht, was du gewollt hat es wohl nicht sein gesollt.

Im Programmheft des Kleinkunstvereins entdecke ich ein erstaunliches Jahresprogramm, und alle von mir geschätzten Kollegen waren schon hier. Ich komme zu spät. Das Publikum ist sehr lebhaft, aufmerksam und informiert. Nebenbei gesagt: Es fließt kein Geld für Dischingen. Es handelt sich um Kulturarbeit an der Frau, am Mann. Mit Niveau.

Und wenn ich an das volltönende Wort der Erziehungsministerin Bulmahn für das Bildungsprogramm an den Education-Clusters denke: »Brain up«, kann ich hier nur sagen: »Hut ab.«

PS: Es war gelogen. Ich habe Frau Inge Grein-Feil noch einmal angerufen, die so fabelhaft den Dischinger Kulturkreis vertritt. Natürlich war der Abend in Dischingen!

Und nicht in Greiningen oder Feiningen oder Fleinheim, sondern es war Dischingen mit Frau Grein-Feil. Tschuldigung. Unwahrheiten haben meistens eine größere »Pointendichte«.

Auf Wiedersehen im Dischinger Kleinkunst-Cluster.

NACH HAUSE. »AUF DEM SCHNELLSTEN WEGE«

Den gibt es nicht mehr. Muss es früher mal gegeben haben. Das Ziel auf dem schnellsten Wege erreichen, könnte man nur noch im Kriegsfalle. Mit dem Panzer. Über die Staus, über die Stauautos hinweg. Eine Vorstellung, die gewiss in Zeiten des Kalten Krieges in den Hirnen der Militärstrategen existiert hat. Einen Krieg zu beginnen in einem Monat, in dem vier Bundesländer gleichzeitig Schulferien haben, wäre völlig unmöglich. Insofern ist sowieso jegliche Kriegsgefahr gebannt, weil es jetzt zu allen Zeiten so ist, als wären die Ferien ausgebrochen.

Durch die immer häufigeren Staumeldungen, die man sich als Autofahrer anhören muss, damit man weiß, an welcher Stelle man sein Gefährt gefahrlos für eine Stunde verlassen kann, bekommen die Radioprogramme etwas Zerstoßenes, Zerhacktes; es verlieren sich Sätze, Töne, und wichtige Mitteilungen verschwinden in den angesagten Bergungsarbeiten oder in Warnungen vor Geisterfahrern, frei laufenden Wildschweinen, manchmal versickern sie in angestrengten Scherzen der gut gelaunten Sprecher, der Stauspieler.

Am prominentesten ist, wer im Rundfunk am meisten genannt wird. Da nimmt die A8 eine Spitzenstellung ein. Auf der befindet sich mich. Es ist vormittags 11.00 Uhr. Noch 50 km bis Stuttgart. So wie es aussieht, werde ich wohl übernachten müssen. Mich verwundert, dass die Raststätten noch keinen Zelte-Verleih aufgemacht haben. Nachdem sie alle wie Aldi und Karstadt eingerichtet sind, halte ich das für ein Versäumnis.

Im SR läuft eine Diskussionsrunde über die Elite-Idee der Frau Bulmahn, »Brain Up«. Diese Idee muss sie überraschend gepackt haben. Sie ist noch völlig unvorbereitet auf die fiesen

Einlassungen von Professoren. »Eliteuniveristäten« in einem Land, das durch die Ergebnisse der PISA-Studie durchgeschüttelt worden ist! Mein Vater, der Landwirt, sagte einmal: »Nur die dümmsten Bauern versuchen in einem Kartoffelboden Weizen anzubauen, weil sie damit mehr verdienen.«

Frau Bulmahn nennt diese Universitäten »Elite-Cluster«. Zu deutsch: »Traube – Anhäufung – Gruppe«. Die Idee, die Klügsten und Begabtesten in einem Cluster quasi aussortiert, auserwählt (so wie die dümmsten Bauern ihre dicksten Kartoffeln von den Schweinekartoffeln trennen) in einer Anstalt, die der sagenumwobenen Harvarduniversität gleichen soll, zusammenzufassen, ist verwegen. Abgesehen davon, dass Harvard nicht einfach nachzuahmen ist, wenn man die lange Tradition dieser Hochschule bedenkt. Als ein schottischer Landedler einmal gefragt wurde, wie er denn seinen wunderschönen Rasen pflege, hat er geantwortet:

»Ganz einfach. 200 Jahre bürsten.«

Frau Bulmahn hat in dieser Sendung, die ich jetzt höre, zu einem beleidigten Gegenangriff angesetzt, und ich bin gespannt, wie sie diesen Cluster-Quatsch zu einem Geniestreich hochreden will ... da erfahre ich, dass es einen Unfall vor Pforzheim gegeben hat. Sieben Kilometer Stau. »... verkommenen Universitäten, deren geistiges Niveau sich den Parlamentariern immer mehr angleicht ...« Hoppla, hier wird ja angenehm unsachlich gestritten!

Frau Bulmahn spricht von den »Leuchttürmen der Wissenschaft«. Ein Professor B. unterrichtet sie mit den Worten: »Waren Sie mal auf einem Leuchtturm? Da sitzt ein vereinsamter Wärter und warnt die Schiffe näher zu kommen, und das Licht, das er aussendet, dreht sich rund um die Uhr im Kreise. Was für ein armseliger Versuch, unsere Bildungsinstitute mit Einrichtungen zum Schutze vor Schiffbruch zu vergleichen. Und das Geld, das unseren Unis, die

von den politisch Verantwortlichen im Stich gelassen worden sind, weil es zwar ein Wirtschaftswunder, aber kein Wissenschaftswunder gegeben hat, dieses Geld den dann unterprivilegierten Institutionen auch noch wegzunehmen, um sie in Leuchttürme zu stecken ...«

Der nächste Stau.

Die Diskussion macht Hoffnung. Es sieht so aus, als ob man die Ministerin entclustern wird. Vom Leuchtturm zur Ampel. Zur Entschuldigung muss man natürlich sagen, dass die Ideen für die Elitisierung der deutschen Spitzenbegabungen nicht von Leuten kommen, die diese Cluster bereits durchlaufen haben. Also gründen wir den Brain-Club und fördern wir Brain up.

Wie soll sie eigentlich aussehen, so eine Bildungsburg? Möglichst weit weg von menschlichen Behausungen. Dicke Mauern, hohe Türme. Ohne Tricks kommt ein Nichtqualifizierter gar nicht hinein. Auch die Verkehrswege dahin sollten im Verborgenen bleiben. Ein Stab von Spitzenprofessoren sollte die Wege der jungen Menschen wie auf Zauberpfaden lenken.

Albus Dumbledore, Mr Snape, MC Gongall, Prof. Quirrel, ein zauberhaftes Kollegium wird die Auswahl der Schüler vornehmen. Mit Hilfe eines sprechenden Hutes. So ist das also gemeint. Ein Potter-Cluster!

Nicht Harvard, nein Hogwart.

INTERMEZZO

Es ist schön, an einem Sonntag nach Hause zu kommen. Die Glocken läuten, die Menschen sind alle schön angezogen, man ist gerührt und sagt: Das wäre nicht nötig gewesen.

Um einen guten Eindruck bei Renate zu machen, habe ich meine ungebrauchte, gebügelte hellgraue Hose angezogen. Die Haustür geht auf, die beiden Hunde stürzen auf mich zu. Renate schreit: »Nein!« Sie war gerade von einem Spaziergang zurückgekommen. Die Hunde waren mit Wollust in einen Tümpel mit tiefschwarzem Schlamm gehüpft und springen mich beglückt an.

Meine erste Frage: »Was ist mit Futschi? Ist noch was drin im Haus?«, fällt nicht auf guten Boden. Das ist heute der falsche Humor.

Außerdem bin ich sowieso nur nach Hause gekommen, um den Koffer wieder zu packen. Morgen fliegt er mit mir nach Hamburg. Das macht Renate nicht lustiger.

Sie hält mir neue Literatur unter die Nase. Ein dickes Werk über die 100-jährige Geschichte des Worpsweder Bahnhofs, zwei Bände über Tonvorkommen in der Oberlausitz und eine sehr ausführliche Broschüre über ein Rittergut in der Nähe von Hannover, in dem ich eine Lesung halten soll.

Gebannt lese ich: »Lüder von Hetlingen erscheint zwischen 1381-1401 mit seinen Brüdern urkundlich über fünfzehnmal, war Schlosshauptmann in Rethem (Aller), Inhaber einer aus Stiftungsvermögen gehörenden Schuldverschreibung des Cord Limburg ... Als Papst Gregor VIII. im Jahre 1187 das Kloster in seinen Besitz nahm, ist unter den Gütern auch eine Hufe Landes in Hetlege auch Hetleghe oder Hetlage ... in einer Urkunde vom 4. März 1303 wird ...« Und so weiter, und so weiter.

Nach 80 Seiten sind wir im Jahre 1423. Und ich sage Renate:

»Wenn du weiterhin so schön viel Platz schaffst, werde ich alle diese Werke, die ich täglich in allen Städten Deutschlands erbeute, mitbringen und eine Sammlung beginnen. Und was du nicht weißt, ich habe selbst eine solche Chronik in Auftrag genommen. Es handelt sich um den Ort Bröselbach in Brandenburg.

Bröselbach wurde erstmals erwähnt im Jahre 1159, als der Askanier Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, gezwungen war, einige Stunden an der Brösel zu rasten, weil sein Pferd erschöpft war. Viele Jahre später wurde ihm zu Ehren hier ein Kloster erbaut, auf dessen Feldern die Zisterzienser die heute noch bekannte Bröselbacher Wintergerste anbauten. Im Gemarkungsplan der 1344 zur Stadt erhobenen Gemeinde ist der ehemalige Klostergrund mit der Nummer F 209-456-BL 3312 vermerkt, also genau dort, wo heute die Fußgängerzone ist und die Firma Schlecker ihre Geschäftsräume bezogen hat, und einige Meter entfernt ist ein Gedenkstein in den Fußweg eingelassen, der den Punkt bezeichnet, an dem Albrecht der Bär, den man im Volksmund auch Albrecht den Pinkler nannte, seine Notdurft verrichtet hat, ohne vom Pferd zu steigen.«

Da war Renate eingeschlafen. Schade, aber ich musste sowieso noch einen Text für Hamburg zu Ende schreiben. Ein Journalistentreffen im Norddeutschen Rundfunk. Das Thema »Quo vadis Kulturradio?« Eine Diskussion, an der ich nicht teilnehmen musste. Ich sollte was Allgemeines über den Journalisten als solchen in heiterer Form ablassen.

Das hatte mich immer schon interessiert: Wer von den großen deutschen Journalisten wird eigentlich vom Bundeskanzleramt zum Mitfliegen eingeladen. Es soll da eine Liste geben, die sich je nach Laune der Mächtigen verändert. Der Chefredakteur von *Bild* soll sich einmal bitterlich beschwert haben, als ihn die Ungnade vorübergehend traf. Andere Chefredakteure sprangen ihm sofort bei. Auch der Chefredakteur des Bayerischen

Fernsehens hielt eine mutige Philippika gegen die Bedrohung der Pressefreiheit und dass man gemeinsam für das alles kämpfen müsse. Es klang engagiert.

Ganz abgesehen davon, dass ich schon lange darauf warte, eingeladen zu werden, um mit meinem Kanzler oder Kanzlerin und den tonangebenden Männern der deutschen Wirtschaft in China zu beobachten, wie viel Bargeld der Bundeskanzler dabei hat, um Chinesen mit Krediten zu locken. Ich möchte mal wissen, was diese Geschäfte *kosten*, nicht nur, was sie bringen. Und ich möchte bei der Gelegenheit diesen berühmten Timo kennen lernen, der überall seine Nase und andere Dinge auch noch drin hat. Beil heißt er. Timo Beil. Der ist noch bekannter als Olli Kahn.

Nichts habe ich bekommen, keine einzige Einladung!

Wen nimmt der Kanzler mit?

Ackermann, Deutsche Bank, nimmt er mit, Heinrich von Pierer, Siemens, nimmt er mit, Banker, Airbus-Bosse, VW-Freunde. Waffen-Multis, wenn er zu Verkaufsfeierlichkeiten nach Südkorea, China oder zu anderen Absatzerwartungsländern fliegt. Und eine Hand voll ausgewählte Journalisten, die gut ausgesucht und gutmütig sind und fein schreiben können. Auf dem Rückflug werden dann die Aufträge zusammengezählt, und siehe, es war gut getan. Es sind immer ein paar Milliarden drin für die arme deutsche Wirtschaft, die aber immer weniger Arbeitsplätze zur Verfügung stellen kann, und zwar auf Grund der schlechten Wirtschaftslage. Einige wenige Arbeitsplätze bleiben immer übrig für jene, die den wachsenden Reichtum zusammenzählen dürfen. Es ist eine feine Gesellschaft, die mit dem jeweiligen Kanzler fliegen darf. Eigentlich passen unbequeme Journalisten gar nicht dazu.

Es sind aber erstaunlicherweise immer einige dabei, die dann gefährliche kritische Reiseberichte schreiben. Wer sucht sie aus? Wer wird ein-, wer wird ausgeladen?

An wen macht man sich ran, damit man reinkommt?

Und wodurch fliegt man raus?

Es soll ja eine Liste geben. Auf die muss man rauf.

Und wie fliegt man runter?

Also wie fliegt man mit?

Was darf man auf gar keinen Fall? Unangenehm auffallen.
Dem Chef.

Muss man während der ganzen Reise dankbar schauen, dafür dass man mitdurfte? Wie spontan muss man lachen, wenn er einen Witz erzählt? Darf man selber auch? Darf der Witz besser sein?

Wer bezahlt die Snacks, die Drinks?

Welche Informationsquelle verschließt sich, wenn man zu offen ist?

Wer stellt hier eigentlich die Fragen? Der Journalist?

Denkste. Stillhalten, Maul halten, Haltung bewahren.

Wie zu Kohls Zeiten. Als man auf einen Wink von ihm, wenn er seine Strickjacke angezogen hatte, für einen Augenblick bei ihm sitzen durfte. Mit ihm gemeinsam hinunterschauen und mitteilen, dass man seinen Auftritt in Manila fabelhaft gefunden hätte.

Es waren große Zeiten für kritische Journalisten.

Und nun steht man nicht mal auf der Liste. Zu Hause gelassen.
Weil man mal gemault hat.

Das, Herr Bundeskanzler, ist nicht die Pressefreiheit, für die wir kämpfen, als freie Journalisten!

So sprach der Chefredakteur des Bayerischen Fernsehens und schien stark betroffen zu sein. Wir sollten ihn trösten. Es gibt Journalisten von hohem Rang, die nie mit einem Kanzler geflogen sind. Sie haben es überlebt.

LH MUC – HAM

Wenn du die Maschine verpasst ...«, drängelt Renate. Und zeigt auf die Uhr. Ich muss zur S-Bahn. Denn wenn ich die Maschine verpasse, werde ich in Hamburg nicht abgeholt. Werde ich nicht abgeholt, entsteht Unruhe bei dem freundlichen Journalisten, der einen Saal voller Kollegen aufgeboten hat, die ich unterhalten soll, bevor eine Expertenrunde zu dem Respekt einflößenden Thema »Quo vadis Kulturradio?« zwei Stunden lang diskutieren wird.

Renate hat mir abgeraten und meinte, das würde eine Insiderveranstaltung werden, bei der Menschen im Publikum sitzen, die alle selbst schreiben und vielleicht Schwierigkeiten haben, sich über Texte von anderen zu amüsieren.

Ich habe die leise Angst, sie könnte Recht haben. Aber leichtsinnig wie ich bin, trete ich die Reise an. Auf die Frage, ob ich alles mithabe, was ich brauche, versuche ich einen guten Abgang und sage: »Nein. Dich nicht.« Und weil das zu süßlich war: »Wirf weg, was du kannst. Jedes Ding, das man wegwirft, ist ein Ding weniger, das man dann nicht findet.«

»Warum kommst du morgen so spät?«, fragt sie, und ich antworte: »Weil ich ein Treffen mit ein paar Kollegen aus den ersten Berufsjahren habe.«

Sie sagt trocken: »Habt ihr ein paar Sanitäter dabei?«

Dazu fällt mir nichts mehr ein.

Am Flughafen bin ich natürlich viel zu früh. Seit ich Renate kenne, bin ich sehr oft zu früh. Von Pünktlichkeit kann gar nicht die Rede sein. Für die Lektüre von *Bild* brauche ich drei Minuten, ich bin also zehn *BILD* zu früh. Aber man kommt ins Gespräch. Ein Mann fixiert mich seit einiger Zeit, kommt dann zu mir und lässt diesen Satz los: »Sind Sie nicht der

Ichkommnichtaufdennamen?«

»Jawohl«, sage ich, »der bin ich.«

»Nicht mehr Fernsehen?«, fragt er.

»Nein«, antworte ich gehorsam.

Er will besonders nett sein und sagt: »Ich komme auch ohne Fernsehen aus.« Und lacht. Und ich lache auch. Und dann fügt er noch mit großer Geste an: »Ich glaube den Brüdern sowieso kein Wort. Nichts mehr glaube ich. Niemandem.« Das macht einen tiefen Eindruck auf mich. Dann schweigt er, bis sein Flugzeug aufgerufen wird. Er steht auf, grüßt freundlich, und ich versuche es noch mal und sage zu ihm: »Wissen Sie übrigens, dass der russische Milliardär Roman Abramowitsch die Berliner Philharmoniker gekauft hat?«

»Nää!«, schreit er, dreht sich im Weggehen noch mal um und ruft mir zu: »Das glaub ich sofort!«

Die Lufthansa hat seit einigen Monaten einen eigenen neuen Terminal im Münchner Flughafen. Wenn man bis zum hintersten Gate muss, entspricht das einer Strecke, für die man in der Stadt ein Taxi nähme. Menschen mit Gehschäden sollten sich einen Träger engagieren. Da ich ja viel zu früh da bin, erreiche ich das Flugzeug ohne würdeloses Jogging.

Mit Interesse habe ich einem Gegenüber zugehört, der seinem Handypartner Michael in Hamburg, der ihn am Flughafen erwartet, schon mal einen kompletten Krankheitsverlauf mitteilt. Ganz genau kann ich es nicht behalten. Es schließt irgendwas nicht richtig. Eine Gallentür oder eine Magenklappe und dadurch entsteht ein Reflux. Er meint, alles, das ganze Leben sei eine Frage der Immunität. Seine Frau Ingeborg hätte das auch. Von der lebt er jetzt getrennt, und sie hat einen neuen Freund, der aber ein alter Freund von ihm ist, so dass er genau weiß, wenn sie was mit der Immunität hat, denn man muss sich das so vorstellen, dass die bösen Zellen gegen die guten kämpfen, und wenn die bösen in der Galle sitzen, und die Ingeborg hätte dann

immer so Schweißausbrüche, dann rufen die bösen im Körper sich gegenseitig an und sagen: »Jetzt packen wir's! Und wenn dann bei ihm die Gallentür noch offen ist, sind sie schnell da ...« Wenn ich jetzt der Meusel wäre, würde ich ihn antippen und sagen: »Und die sitzen dann am Nierentisch und fressen Milzwurst.« Ich sag's nicht. Ich bin nicht der Meusel.

Während des Fluges mache ich mir Notizen für die Nummer vor den Journalisten. Es ist eine Radioveranstaltung. Im Gegensatz zu einer öffentlichen Fernsehsendung wollte niemand eine Information, kein kurzes Interview zum Thema. In den Zeitungen steht kein Wort darüber.

Es ist mir recht so, denn im Falle einer TV-Übertragung müsste ich sofort die Frage beantworten, ob das mein »Comeback« wäre. Und das wird einem schnell bescheinigt. Wenn man nicht täglich auf der Mattscheibe erscheint, zwei, drei Tage aussetzt, hat man am vierten schon ein Comeback. Genau übersetzt bedeutet es nichts Schlimmes, nur, dass einer zurückkommt. Durch Dutzende von »programmbegleitenden« TV-Blättern, die mit dem Abdrucken des Wochenprogramms und einem Minimum von feigenblattähnlichen Textanteilen auskommen, der Rest besteht aus lächelnden Models in knapper Kleidung, wird das Comeback-Problem zu einem schicksalhaften. »Gefeiert – Gefeuert – Gesichtserneuert – Comeback!« Wiederherstellung des alten Ansehens. Quotenerholung. Vertragserneuerung. Neues Leben wächst aus den Turbinen. Frühgreise, die wieder altjung aussehen, blicken mit frisch geweißten Zähnen aus den Blättern. Comeback!

Niemand weiß, ob man sie wiederhaben will, aber sie kommen. Und wenn sie dann da sind, dann donnern sie ihre Pointen ab, zum Beispiel dass das größte Comeback die Wiederauferstehung gewesen sei. Als Jesus dem Petrus erschien, der sich auf der Flucht aus Rom befand und Petrus seinen Herren fragte, wohin er denn gehe: »Quo vadis domine?«, antwortete Jesus ihm sehr leise: »Nach Rom, mich noch einmal

kreuzigen zu lassen.« Woraufhin Petrus tief beschämt umdrehte, zurück nach Rom ging, wo er den Kreuzestod auf sich nahm. Nein, ich glaube nicht, dass sie das erzählen würden. Sie würden vielleicht daran zweifeln, dass diese Geschichte noch jemand kennt.

Und in der Tat, als Peter Ustinov gestorben war, habe ich hier und da herumgefragt, von wem denn der Roman stamme. Die Rückfrage kam sofort: »Welcher Roman?« Und ich sagte: »*Quo vadis*, der Roman zum Film, der aber eigentlich der Film zum Roman war. Das Ergebnis war entmutigend. Man wusste natürlich, dass Ustinov den Nero gespielt hatte, aber es wird nicht mehr lange dauern, bis nur noch wenige die Geschichte kennen, die zu der Kreuzigung Jesu geführt hat. Die Hintergründe, die Idee, das Gottesbild. Ich fürchte, es ist nicht übertrieben, wenn die Voraussicht geäußert wird, dass in ein paar Jahrzehnten Golgatha für eine Zahnpasta gehalten wird. Es ist nur noch der »Event« wichtig. Das Hauen und Stechen, das Blut, das Kreuz, die Nägel, das Sterben.

Tatsächlich geht es aber um ein gewaltiges Reich mit einer starken Armee, die im Nahen Osten steht. Dahinter wacht die Weltmacht Rom mit einer starren Ostpolitik, die zum Widerstand entschlossenen, aufrührerischen Juden, die brutal von ungebildeten Berufssoldaten unterdrückt werden, die gefoltert, gejagt, getötet werden. Dazwischen die Idee der Liebe, die ohne Vorbehalte gefordert wird. Zu viel für einen »Event«.

Beinahe erheiternd ist die Tatsache, dass so ein gewaltiges Filmwerk wie *Troja*, ein Sandalen-Event, die wohl größte Dichtung der Welt, die Ilias von Homer umschreibt, verwässert, verändert. Schließlich hat es sich in Wahrheit um den ersten Weltkrieg gehandelt. Im Verlaufe der sich steigernden Blutorgie geht sogar der eine oder andere Held von Homer verloren. Agamemnon zum Beispiel wird vor Troja erlegt und kommt gar nicht mehr nach Hause. Seine Frau kann ihn nicht in der Badewanne erstechen lassen, der Mörder muss den Dolch

wieder einstecken. Klytämnestra, Orest, Iphigenie, Elektra verschwinden von der Weltbühne. Und Helena ertrinkt. In der von ihr erzeugten Langeweile.

Das Flugzeug ist indessen gelandet. Ich bin nicht eingeschlafen, aber ich hätte gern geträumt, dass ich als Menelaos Helena mit meiner linken Sandale erschlagen habe. Heureka.

QUO VADIS KULTURRADIO

Vergeht uns Hören und Sehen? Oder nur das Hören? Ich stelle die Frage mal so in den Raum, und die Radiomacher hören mir gutmütig zu. Der zweite Satz hat zur Folge, dass sich Redakteure in den ersten sechs Reihen so unauffällig wie möglich nach hinten umschauen. In der siebten sitzt nämlich der Hörfunkdirektor.

Der Herr hat kein großes Interesse an meinen Ausführungen, er wartet auf die Diskussion. Seine Entschlossenheit drückt aus:

»Ich habe Recht, und ich werde es behalten.« Er hat das Kulturprogramm seines Radiosenders »umstrukturiert«. Hin und wieder muss ein Funkdirektor so etwas machen, damit der Sender zur Kenntnis nimmt, dass es ihn gibt.

Die Hörer nehmen einen Hörfunkdirektor in keinem Fall zur Kenntnis. Erst dann, wenn er ihnen ein gern gehörtes und immer wieder eingeschaltetes Programm wegnimmt und daraus eines macht, von dem er glaubt, es hätte eine höhere Einschaltquote als das alte. Denn er weiß genau, dass der Hörer das bisher strenge, klassische Musikprogramm mit ernsthaften und zeitlich unbegrenzten Erläuterungen und Geschichten über Komponisten und Dirigenten und Solisten gar nicht anhört, sondern im Hintergrund mitlaufen lässt. Das weiß er, der Direktor. Und warum weiß er das? Weil er zehn Stunden lang am Tage seine Hörer aufsucht, von Haus zu Haus geht, die Türen aufreißt und laut fragt: »Was hören Sie?«

Weil ihm nun viele Gegner diese Informationen nicht abnehmen, behaupten sie, er würde das Publikum, das er für sein aufgeweichtes Häppchenprogramm braucht, gleich mit dazuerfinden. Außerdem würde er *das* Programm durchsetzen, das seine Bedürfnisse stillt.

Nun glauben viele, hauche ich in den Raum, dass es solch einen Programmdirektor nicht gibt und dieser Herr eine Erfindung meinerseits ist. Könnte ja sein. Aber nachdem es sich hier nicht um den Einzelfall eines Senders handelt und an vielen Häusern der öffentlich-rechtlichen Anstalten sehr ähnliche Karrieren zu beobachten sind, besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass es diese Menschen wirklich gibt.

In den meisten Fällen sind es Menschen, die selbstverständlich studiert haben, vornehmlich Geisteswissenschaften, die aber von frühen Karrieren überrascht wurden, die einen Studienabschluss verhinderten.

Es gibt sie in allen Berufszweigen. In den Öffentlich-Rechtlichen sind sie besonders dicht gestaffelt. Es wimmelt bei Radio und Fernsehen von GOAs. Geisteswissenschaftler ohne Abschluss. Sie erkundigen sich zunächst ganz harmlos, wo hier die Pike ist, gehen hin und lernen von der Pike auf, wie man schnell von ihr wegkommt. Sie schleichen sich als willige und eifrige Kaffeeholer in die Redaktionszimmer ein, überraschen durch auswendig gelernte Sloterdijk-Zitate, übernehmen Schreibarbeiten, sitzen dann bei Drehbuchbesprechungen mit wissenden Gesichtern herum, seufzen mal hier, räuspern sich beziehungsvoll dort, lächeln beziehungsaufbauend, lassen schüchtern erkennen, dass ein Semester Dramaturgie nicht an ihnen vorübergegangen ist, sprechen von dramatis personae, erwähnen das Problemsplitting im Gegenlicht der heraufziehenden Spannung, und nach einiger Zeit ändern sie bereits das Drehbuch, fügen eigene Texte ein und werden auch schon mal frech, wenn es weiterhilft.

Eines Tages sind sie feste Redakteure, beginnen ihre Abteilungsleiter abzusägen, werden es dann selbst und mobben den nächsthöheren Bereichs- oder sonstwelchen Leiter in den Ruhestand. Während der ganzen Zeit haben sie fleißig an ihrer berechenbaren politischen Haltung gearbeitet, heiraten irgendeine Tochter als Reckstange für den Hüftaufschwung,

sind dann oben und spucken herunter. Doch dann setzt das Peter-Prinzip ein. Weil sie bei allem, was sie tun, nicht zu gebrauchen sind, werden sie befördert. Immer schneller nach oben. Die Autoren Peter & Hull haben herausgefunden, dass in jeder Hierarchie fast jeder Zweite seine Kompetenzschwelle erreicht und überschritten hat. Das heißt, dass wir schon seit längerer Zeit von inkompetenten Personen geleitet werden.

Am Schluss der Veranstaltung hat mich die Frage eines Redakteurs amüsiert. Er fragte: »Woher kannten Sie unseren Chef so gut?«

MÜNCHEN – MAINZ, ABFAHRT 9.46 UHR

Eigentlich ist das eine angenehme Abfahrtszeit. Mit der S-Bahn fahre ich höchstens 33 Minuten bis zum Hauptbahnhof. Bis zur S-Bahn fahre ich zu Fuß ... ach Blödsinn! Man hat es verinnerlicht, das Auto. »Fahre ich zu Fuß!« Schwachsinn. Mir fällt ein, dass Freund Reiner Panitz vom Ensemble der »Mehlprimeln« das einmal blendend formuliert hat: »Wie sehr wir das Auto verinnerlicht haben, erkennt man an dem Ausspruch eines Fahrers, der ausdrücken möchte, dass sein Auto auf dem Platz gegenüber geparkt ist: ›Ich stehe da drüber.‹« Und ich fahre zu Fuß. Bis zur S-Bahn sind es drei Minuten. Mit dem Auto. Auch nicht mit jedem. Genauer also mit meinem. Wo also ist das Problem?

Renate kennt es. Ich stehe früh genug auf, fahre aber nicht früh genug weg. Gestern haben wir, nach vielen vergeblichen Versuchen, telefoniert. Sie hat mich dringend gebeten, den Zug früh genug anzufahren. Ich habe es versprochen. Natürlich habe ich ihr nicht gesagt, was ich zur Sicherheit getan habe. Ich habe mich am Abend davor im Hotel gegenüber dem Bahnhof einquartiert, damit gar nichts schief gehen kann. Den Zug habe ich erreicht. Aber in letzter Sekunde! 100 Meter bis zum Bahnsteig. Ich hätte früh genug weggehen können, bin aber nicht früh genug aufgestanden.

Wagen 37 – Platz 71. Der Sitz muss noch warm sein von mir. Der Waggon ist total leer. Wunderbar. Kein Handy klingelt. Eine gute Gelegenheit, *Die Zeit* zu lesen. Im Flugzeug geht das nicht. Es ist zu eng, um dieses Blatt zu entfalten. Es ist rücksichtslos von diesen Zeit-Machern in Hamburg, die Zeitung nicht den beengten Räumlichkeiten in den Verkehrsmitteln anzupassen. Im Flugzeug lesen nur ganz wenige *Die Zeit*. Drum lesen wahrscheinlich alle *Capital*.

P.K. schreibt über das deutsche Kommissarinnenwunder. Die »Frauenwende im TV«. Es geht um Hannelore Elsner, Iris Berben und Hannelore Hoger. Ich lese es gern, denn das sind die Damen, die bei Renate und mir im Wohnzimmer immer willkommen sind. P.K. aber formuliert ausholender, *Zeit*-gemäß: »Attraktive, vom Vorwissen umwölkte Frauen im Herbst.« und: »Graue Verkörperungen der deutschen Weltskepsis.« Das ist endgültig formuliert. Da kann man nicht mehr weiterdenken. Das ist zu Ende gedacht. Und das braucht Platz. Heute habe ich ihn.

Und dann falle ich mit diesen animierten Leseaugen in ein Interview mit Klaus Theweleit und meinem Lieblingstrainer Volker Finke aus Freiburg. Beide bestätigen sie meine Gedanken über den deutschen Fußball. Über die deutschen Athleten, die stundenlang ganz schnell laufen können, aber ganz hilflos werden, wenn man ihnen einen Ball dazugibt. Bei vielen anderen Spielern in der Welt ist es genau andersrum. Zitat von Theweleit-Finke: »In anderen Ländern spielen die Kinder Straßenfußball. Über 16 Stunden am Tag!«

Und bei uns? Mein Gott, vielleicht gibt's bei uns inzwischen mehr deutsche Geiger ... die auf den Straßen spielen müssen?

Der Zug ist pünktlich abgefahren. Wenn wir über München-Pasing hinaus sind, haben wir es geschafft. Dann ist kein Stellwerkschaden in Lochham mehr zu erwarten. Ich habe Grund, guter Dinge zu sein. Eingeladen zu einer sehr sympathischen, kleinen Nachmittagssendung im Zweiten Deutschen Fernsehen. Es ist kein Text zu lernen.

Ich vertiefe mich wieder in das amüsante Kommissarinnenwunder. In diesem Augenblick spüre ich Gefahr in meinem Rücken, höre ein Geräusch neben mir und ziehe die Zeitung um mich. Neben mir sitzt Meusel.

Er schaut mich treuherzig an und fragt: »Sie fahren auch nach Mainz?«

Der Schreck macht mich stumm.

Meusel nutzt die Pause und erklärt mir: »Ich war bei Ihnen um die Ecke. Kennen Sie den Rentnercontainer am Pestalozziplatz? Drei Ecken weiter. Sie sind nicht zu Hause, hab ich gleich gesehen, das Auto ist weg. Ihre Frau ist ja verreist. In Österreich. Vielleicht wundern Sie sich, dass ich das weiß: Abnehmen will sie und bei den Weight Watchers ist sie. Müsste ich eigentlich auch, aber ich sage immer: ›Was de zu viel hast um die Hüften – das kannste später wieder liften.‹ Na ja, is ja ooch egal.« Dann schaut er mich unschuldig an, grinst und wird dann ganz traurig, weil ich über den Reim nicht lache.

Er wirkt überhaupt niedergeschlagen. Immer macht er mir ein schlechtes Gewissen. Ich falte *Die Zeit* zusammen und überlege, ob ich ihn nicht was fragen soll. Die Reise ist verdorben. Er fährt bis nach Mainz. Weiß er vielleicht, dass ich nach Mainz fahre? Er schaut vor sich hin, in sich hinein. Ich bin gewarnt, so fangen seine Monologe immer an.

Plötzlich rollt es aus ihm heraus. Der Lebensmüll. Der Komiker. Und der Schlesier.

»Wenn de und du denkst, jetzt haste was für länger und warum ooch nich, komisch kannste bis der Deckel zufällt sein und alt werden is ja noch erlaubt, heer ich, solang dich die Jungen nich von der Straße jagen, wo se ja und das schon in der Schule lernen, wie man keenen Respekt nich mehr hat, in einem Schulaufsatz hat's gestanden ... das Problem mit den alten Leuten wird nich weniger, wenn ooch viel sterben, es wachsen immer neue nach ...«

- und ich denk mir voller Spannung: Wo soll's wohl hingehen?... und dannhatt ich die Idee selber gehabt, dass a bissel Humor in diese Scheißbahn neikummt und da war grade der Blähdorn, oder wie der Komiker heißt, der wo die Bahn unter sich hat, der hat wohl irgendeene Weiche eingeweicht mit eenem Bischof zusamm, der die Schienen gesegnet hat und dann

war was mit Schnitten und warmem Sekt und ich, also wo so was is, schon bin ich dabei ... zwee Jahre lang hab ich mich ernährt von Hochzeitsessen und Leichenschmäusen ... fällt ja nie uff, weil die eene Familie immer gloobt, der is von der anderen Familie ... ich war immer satt und immer besuffen.

Und da hab ich halt a bissel Quatsch gemacht. Witze erzählt, gezaubert ... wissense, ich bin een Tischzauberer, ich lass Sachen verschwinden und dann sind se wieder da, manchmal ooch nich und weil ich a bissel duhn war, ham die Leute gelacht und da hat der Blähdorn gute Laune gehabt, das ham se ja immer, rote Zahlen aber gute Laune und da hab ich eene Netzkarte gekriegt und die Erlaubnis durch die Züge zu gehn und die Leute zum Lachen zu kriegen. Nu ja, und wenns amal und es kamen Leute, die Humor hatten gabs Plumps was in a Hut nei.

Zwischendurch warn noch so Galas in Bahnhofsgaststätten oder bei Betriebsversammlungen ... heute ham se mir die Netzkarte entzogen. Se müssen sparen, sagen se. Nächste Woche is Schluss. So is das Leben ebens. Wissense, das geht andern genauso. Der Bekannte von der Vermieterin ... nee, die Vermieterin bei der ich wohne von der die Schwester der war a ganz großes Licht bei einer Flugzeugfirma, a richtiger Flugzeugbauer ... Fuffzig Jahre alt war er gewesen, da hamse gesagt, willste ne Abfindung oder willste ohne gehen, also gehste lieber freiwillig und das war sein Abteilungsleiter, der wo den nich leiden konnte, weil er seinen Bekannten, der ist dreissig, uff sein Platz hin haben wollte aber beede ham se keene Ahnung vom Flugzeug gehabt. Dann wars nimmer auszuhalten, weil se und sie haben ihn schickaniert und da is er gegangen. Nich amal fuffzig war er und 25 davon hat er Flugzeuge gebaut. Und die Stümper sind geblieben. Na ja, is ja ooch egal.«

Und dann schaut er wieder in sich hinein und schweigt. Aber der Schluss kann es ja noch nicht gewesen sein. Darum frage

ich:

»Der Fachmann ist also weg. Und was wird jetzt?«

Und Meusel: »Hab ich ihn ooch gefragt. Nu ja, hat er gesagt, es werden in Zukunft halt mehr Flugzeuge runterfallen.« Steht auf, nimmt seine Tasche, verbeugt sich und sagt in ausgeprägtem Hochdeutsch: »Ich wollte mich nur gebührend verabschieden. Ich bin jetzt zum vierten Mal einen Job losgeworden. Ich würde ja ins Ausland gehen. Aber das gibt's ja nicht mehr.«

Er geht zur Türe, dreht sich noch mal um, grinst und sagt: »Es gibt Typen, so wie mich, da kannste die Leute verstehen. Ich hob ebens keen gwindenes Äußereres nich. Es gibt Gesichter, die geheern in die Hose. Is ja ooch egal.«

Grüßt nochmal flüchtig, indem er die Hand an den Kopf legt, und verschwindet.

MAINZ – LERCHENBERG

Nach langer Zeit sitze ich wieder einmal in dieser Kantine, die mich an einen denkwürdigen Abend erinnert. Hier fand die kurze Abschiedsfeier statt, die wir den Mitarbeitern der Sendereihe *Notizen aus der Provinz* ausgerichtet hatten. Sechs Jahre lang haben wir sie gemacht, im Ganzen 66 Sendungen. Es war keine Livesendung, sondern eine Aufzeichnung, die einen Tag vor dem Sendetag, dem Donnerstag, in München aufgezeichnet worden ist. Sie bestand aus kurzen Filmen und meiner Moderation. Beide Teile wurden also am Mittwoch zusammengefügt, und am Abend musste ein ZDF-Redakteur, Herr M., die fertige Sendung nach Mainz schaffen.

Am Vormittag des Sendetages ging Herr M. in den Vorführraum, wo das *Notizen*-Band einigen Verantwortlichen, darunter dem Programmdirektor oder seinem Stellvertreter, vorgespielt werden musste. Dieser Vorgang wurde »Abnahme« genannt. Fast nach jeder Abnahme gab es Einsprüche, Vorbehalte, Proteste, manchmal auch richtigen Krach, und selbstverständlich lud sich dann alles auf Herrn M. ab.

Würde M. das politische Kabarett gemocht haben, hätte er Spaß an kritischen Positionen gehabt, würde er das Amt des Bandbringers nicht als ein so schweres empfunden haben. Herr M. aber, der stets dabei war, wenn ich meine Moderation machte, schüttelte immer nur den Kopf. Er konnte meine Ansichten in kaum einem Fall teilen. Erschwerend kam hinzu, dass es im ZDF einige Tabuthemen gab, auf die er achten musste, Sätze, die er verhindern sollte. Ihm zur Seite stand ein anderer Redakteur, Herr H., der in politischer Hinsicht das krasse Gegenteil von M. war. H. hatte sogar manchmal das Gefühl, dass meine Formulierungen nicht scharf genug waren.

Ich saß an einem großen Schreibtisch, wie ein

Nachrichtensprecher oder der Platzhalter eines seriösen politischen Magazins, verbreitete aber Boshaftigkeiten, die sich bis zum vorsätzlichen Unfug verstärkten. Während ich sprach, sah ich hinter der Kamera zwei Redakteure, die beide bedenkliche Gesichter machten, der eine aus linken, der andere aus rechten Gründen.

H. mochte M. nicht. Für M. würde diese Formulierung nicht ausgereicht haben. M. hasste H. Was mich mit H. verband, war nicht nur eine wachsende Freundschaft, sondern auch Respekt für seine Professionalität als Redakteur. M. vermutete ständig konspirative Gespräche zwischen H. und mir. Womit er Recht hatte.

Um Spaß an der Aufzeichnung ohne Publikum zu bekommen, versuchten wir natürlich Textstellen unterzubringen, die nicht im abgesegneten Manuskript standen. Es gab zum Beispiel einen Tag, an dem der Redakteur M. mit einer Verstärkung aus Mainz anreiste. Ein Abteilungsleiter, der als Vertreter des Programmdirektors fungierte, stellte sich neben den zufrieden lächelnden Redakteur M., der natürlich gelassener als sonst war, da er an diesem Tag nicht die volle Verantwortung hatte.

In dieser Sendung hatten wir den Tatort auf einen Gipfel verlegt, von dem aus ich das deutsche Land kommentierte. Gefährdete politische Seilschaften, jähre Abstürze, rechte Lawinen, linke Wolkenbildungen und Ähnliches. Mitten hinein sprach ich, auf einem schroffen Berggipfel stehend, den Satz: »Dort sehen wir einen Gipfel, der normalerweise nicht zu sehen wäre, weil es ihn auch gar nicht gibt, aber das ZDF hat ihn in mühevoller Arbeit dort aufgebaut, weil es einen Gipfel brauchte für ein Gipfelgespräch zwischen dem Intendanten, Leo Kirch und dem Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz, einem gewissen Helmut Kohl.«

Es war das Jahr 1976, also das Jahr des Wahlkampfes zwischen Helmut Schmidt und Helmut Kohl.

Die Aufzeichnung wurde sofort abgebrochen. Der Verstärker aus Mainz unterrichtete mich davon, dass der Name Kirch aus vielerlei Gründen (Gründe, die erst vor kurzer Zeit bekannt geworden sind) in diesem Programm nicht fallen dürfe. Ich bat um eine Pause, um die Änderung vornehmen zu können.

Die nächste Aufnahme fand ohne die Erwähnung des Namens statt. Das heißt, kurz vor Ende der Aufnahme versprach ich mich in irreparabler Weise, und wir mussten wiederholen. Allerdings hatten wir nur noch wenig Zeit, da wir 15 Minuten später das Studio verließen. Natürlich musste ich diese Stelle weglassen, das hatten wir vereinbart.

Ganz kurz vor Ende des Textes aber fügte ich noch ein: »Da fällt mein Blick durch ein Wolkenloch auf ein kleines Dörfchen, und wir beobachten einen Kirchgang. Leo und Helmut beten für ein gutes Gelingen. Sie haben in Kürze ein Gipfelgespräch mit dem Intendanten des ZDF. Der Herr beschütze sie vor einem Absturz.«

Wiederholen konnte man nichts mehr. Der Redakteur und sein Verstärker mussten mit dem Band nach Mainz.

Selbstverständlich hat man diese Stelle am nächsten Morgen herausgeschnitten. Es war der Spaß an der Boshaftigkeit, der uns gelenkt hatte.

Leid getan hat er mir nicht, der Redakteur M., denn sein Wille zu Intrige und Obstruktion war weitaus stärker ausgebildet als der meinige. Wie erstaunt war ich deshalb, als wir am kalten Buffet der Abschlussfeier zusammenstanden, der Redakteur H. mir die Hand sehr herzlich drückte und sagte, dass er sehr, sehr traurig sei.

M. zog mich am Ärmel auf die Seite, stand mir gegenüber. Ich sah Tränen in seinen Augen. Wie das?, dachte ich mir. Das kann nicht sein. Und dann sagte M. tatsächlich mit einem leichten Schluchzer: »Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, dass alles vorbei ist.«

Unvergesslich. Danke, M.!

MEIN KLEINER BRUDER

Als ich aus dem Krieg zurückkam, sah ich ihn zum ersten Mal. Ich kam unvorbereitet. Ein halbes Jahr nach dem Ende der Feindseligkeiten, und man hatte nicht mehr so richtig mit mir gerechnet.

Nun traf ich auf eine vom Flüchtlingselend gezeichnete Familie, zu dritt wohnend in einem kleinen Zimmer, und auf einer alten Autorückbank, als Sofa verkleidet, saß ein Steppke von drei Jahren und schaute erschreckt auf einen Burschen, der ohne anzuklopfen ins Zimmer trat. Ich war ihm fremd. In den vergangenen zwei Jahren hatte ich ihn auch nur einmal gesehen, und zwar, als er schreiend in einer Wiege gelegen hatte.

Als er später am Abend schlafen gelegt wurde, fragte er: »Bleibt der fremde Mann hier?«

Viel später habe ich dann sein Vertrauen gewonnen. Ich durfte in der A-Jugend des örtlichen Vereins mitspielen. Zum Besten zwischen uns wurde es, als ich es tatsächlich schaffte, gegen eine Stange »Cigarettes« einen richtigen Leder-Fußball zu besorgen, den ich ihm zu seinem Geburtstag sehr früh morgens auf seine Bettdecke legte.

Wenn ich ihn zum Spielen aufforderte, konnte er sich ausschütten vor Lachen. In Erinnerung an meine schlesische Fußballjugendzeit sagte ich nämlich, ich wollte mit ihm »gackeln«. Er meinte, das heiße dribbeln. Das konnte er sehr bald viel besser als ich. Wenn er gewollt hätte, wäre er ein ausgezeichneter Fußballprofi geworden. Wollte er aber nicht. Er wollte Sportreporter werden. Und er wurde es. Nun haben wir meinen kleinen Bruder begraben. Die Ärzte hatten ihm, als das Ausmaß der Krankheit erkannt wurde, zwei Jahre des Überlebens vorausgesagt. Er hat vier Jahre gekämpft – und verloren.

Seine letzten Lebensjahre wurden ihm besonders erschwert. Er war gezwungen, einen Kampf gegen die leitenden Herren der Zeitung zu führen, bei der er 30 Jahre lang als Sportjournalist gearbeitet hatte. Seine Kollegen, die Belegschaft und der Betriebsrat standen auf seiner Seite. Dennoch hatte Bernd keine Chance. Immer wieder gibt es Fälle, in denen Journalisten zerrieben werden zwischen den Ängsten der Chefs vor der Macht derer, über die der Journalist zu berichten hat, und ihrem eigenen Ehrgeiz.

Geld spielt hier eine entscheidende Rolle. Das heißt also Anwälte. Deckt der Journalist etwas auf, droht der Anwalt, ohne Rücksicht auf den zu vermutenden Wahrheitsgehalt, sofort mit einer Summe, die eine Zeitung zusammenzucken lässt. Sofort reagieren die Anwälte und Justitiare der Zeitung und drohen auch. Aber dem Journalisten. Der kann jetzt aufgeben. Dann droht ihm die Chefredaktion. Denn sie verlangt ja von ihm »den Fall«.

Weltfirmen sind bei diesen Auseinandersetzungen in der allerbesten Position. Ihre Schadensersatz- oder Imageschädigungsstrafbeträge bedeuten direkte Existenzbedrohung. Anwälte reißen sich um Aufträge aus diesen Kreisen. Sie wanzen sich an, sagt man in Bayern. »Anwanzen« heißt, sich ranschmeißen, anschmieren, anbiedern. Mir ist neulich ein gefährlicher Versprecher herausgerumpelt. Ich stellte einen Anwalt als Mitarbeiter einer bekannten Anwanz-Kanzlei vor. Er hat es Gott sei Dank überhört.

Ein Journalist, der für eine stark von Anzeigen abhängige kleine Zeitung arbeitet, die den Boulevard bedienen will, muss Scoops herbeibringen. Die aber möglichst kein Geld kosten dürfen und auf gar keinen Fall ein Risiko enthalten sollen. Am beliebtesten sind Zielobjekte, von denen man weiß, dass sie Skandale brauchen und dafür jede Demütigung schlucken. Alternde Schauspieler wie Wussow, die nicht mehr stark beachtet werden, junge Damen, die nach oben wollen, oder

Kranke wie Juhnke, die sich nicht wehren können, oder Kicker, die schlecht beraten sind.

Bernd hat einmal zu mir gesagt: »Wenn meine Zeitung wüsste, dass ich weiß, du, mein Bruder, hättest eine heimliche Geliebte, wäre ich verpflichtet, das meiner Redaktion mitzuteilen.« Es ist schon lange her. Ich habe es damals nicht geglaubt. Heute bin ich sicher, dass er die Wahrheit gesagt hat.

Bernd hatte sich so etwas wie die Backgroundbeobachtung der beiden großen Münchener Fußballvereine geschaffen. Neben seinen sonstigen Tätigkeiten natürlich. Ich mochte seine Art zu schreiben sehr. In Fußballkreisen war die Wirkung sehr verschieden. Bernds Witz war bei manchen Stars in der Branche gefürchtet. Vornehmlich dann, wenn sie ihn nicht verstanden, sondern einen geistigen Hinterhalt witterten. Seine Ohren waren weit offen und seine Augen scharf. Er wusste nicht nur, was in der Szene gesprochen, sondern auch, was gemunkelt wurde.

Als gemunkelt wurde, dass der Trainer Daum allem Anschein nach kokst, und als gleichzeitig die Entscheidung des Deutschen Fußballbundes gefallen war, Daum zum Bundestrainer zu machen, sah Bernd den DFB, der die Parole »Keine Macht den Drogen« groß herausgebracht hatte, bereits in zukünftigen Schwierigkeiten. Gleichzeitig sah er sich auch verpflichtet, seinem Arbeitgeber seine Vermutung mitzuteilen, zumal immer mehr Zeugen auftauchten, die diese bestätigen konnten. Der Chefredakteur und sein Stellvertreter waren freudig erregt über diesen Scoop, der obendrein noch exklusiv war, und bestärkten Bernd darin, den Fall zu recherchieren. Der Artikel kam. Sehr erfreut über diese Mitteilungen war natürlich der Bayernmanager, der einen anderen Bundestrainer im Sinn hatte, möglicherweise seinen eigenen. Man weiß es nicht. Er warnte also lautstark vor einem drogenabhängigen Bundestrainer.

Daum hatte inzwischen Lunte gerochen und seine Truppen zum Gegenschlag aufgestellt. Darunter war ein gefürchteter Anwalt, der der Zeitung mit einem hohen Streitwert drohte. Die Zeitung

zuckte sofort zurück, desgleichen der Manager des Fußballclubs. Der schob alles auf Bernd. Die Zeitung ließ ihn ebenfalls ziemlich jämmerlich im Stich und erteilte ihm sogar eine Abmahnung. Kurz darauf stellte Daum seine Haare für einen Kokaintest zur Verfügung, was ihm den Vorwurf der Dummheit einbrachte. In beiden Vorwürfen steckte die pure Wahrheit.

Mein Bruder war eigentlich rehabilitiert.

Der Manager, der sämtliche Schuld auf Bernd geladen hatte, indem er behauptete, der Artikel sei eine bösartige Erfindung gewesen und er, der Manager, sei in infamer Weise gelinkt worden, sah keine Veranlassung, sich bei ihm zu entschuldigen.

Die Zeitung auch nicht. Sie hatte ihm seitens der Chefredaktion eine Dienstanweisung übermittelt, die mit folgendem Satz endete: »... veranlassen mich [den Chefredakteur], Ihnen ab sofort jegliche schriftliche oder sonstige Äußerung in Ihrer Eigenschaft als Redakteur der Abendzeitung zu dem Thema Daum / Hoeneß strikt zu untersagen, schon um weiteren Schaden für unser Haus abzuwenden. Im Übrigen weise ich Sie darauf hin, dass sich Chefredaktion und Verlag arbeitsrechtliche Maßnahmen vorbehalten.«

Inzwischen hatten andere Zeitungen das Verhalten von Manager und Zeitung durchschaut, schrieben bissige Kommentare über die Schuldablenkung auf das schwächste Glied in der Kette, auf den Journalisten, was aber die Zeitung nicht einmal jetzt, nach dem Eingeständnis Daums, veranlasste, die Dienstanweisung zurückzunehmen, wenn sie sich schon nicht entschuldigen wollte für ihr armseliges Verhalten. Hieß also, dass Bernd seine Rehabilitierung nicht öffentlich fordern durfte, was ja augenblicklich »arbeitsrechtliche Maßnahmen« zur Folge gehabt hätte.

Seitdem man mir als Kind den Kleistschen *Michael Kohlhaas* eingehämmert hatte, war mir klar, dass die Formulierung »sein Recht verfolgen« eine Vergeblichkeit einschließt. Es wartet nicht auf den Verfolger. Man holt es selten ein, das Recht.

ABRA MAKABRA

Vorbereitungen für die letzte Reise. Impressionen aus dem Reisebüro des Städtischen Bestattungsunternehmens.

Diesem Thema ein Wort von Wittgenstein voranzusetzen, bedeutet, einen Fuß in die Tür zu bringen, hinter der neben dem Tod das Gelächter auf dem Sterbebett sitzt. Ob dieser Satz Trost für die Überlebenden bringen kann, glaube ich nicht in jedem Falle. In meinem, muss ich zugeben, erzeugt er leichte Heiterkeit. Wittgenstein schreibt: »Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Den Tod erlebt man nicht.« Vorausgesetzt, der Satz stimmte, dann müsste in der Umkehrung auch etwas Richtiges verborgen sein, nämlich, dass das Leben ein Ereignis des Todes ist, denn Leben bedeutet sicherlich auch den Zustand des Nichtgestorbenseins.

In dem über Jahrtausende hinweg Dahingesagten erkennt man die Grenzüberschreitungen.

»Das ist ein Leben, das hältst du auf den Tod nicht aus.«

»Ich sterbe vor Lachen.«

»Ums Verrecken lacht er nicht.«

In den Todesanzeigen erhebt sich die Sprache zu einer gravitätischen, gespreizten Pathetik, hinter der echte Trauer nicht hervorlugt.

Wem nur ist das Wort *Ableben* eingefallen? Jemand zeigt in einer Annonce das Ableben seiner Gattin an, will also mitteilen, dass die Gattin tot ist. Nein, sie hat abgelebt. Das Leben abgelebt. Hingt wie abgenutzt. Kommen Sie rein, wie alt ist Ihr Leben? 80? Wollen Sie nicht ableben? 40 Jahre lang war sie seine Frau. Jetzt hat sie sich fortgemacht. Nun ist sie seine »Gattin«. Eine abgelebte.

Hie und da entdeckt man auch eine »Gemahlin«, was aber

zwei Buchstaben mehr hat und bei der Abrechnung teurer kommt. Bei dem sympathischen Wort Gefährtin wäre das noch ein Buchstabe mehr.

Eine Bestattung zu bestellen, bedeutet, eine Rolle in einer makabren Komödie übernommen zu haben, bei der man dauernd glaubt, den Verstorbenen kichern zu hören.

Es sitzen sich bei den Verhandlungen zwei unvereinbare Gemütsgruppen gegenüber: Der Angehörige, der etwas abwickeln will, und das möglichst rasch, nämlich die letzte Reise des Toten in würdiger Form und auf der anderen Seite der Verkäufer des Bestattungszubehörs, der den geschäftlichen Auftrag hat, den Abwickler einzuwickeln.

Was ihm in fast allen Fällen gelingt, weil der Trauernde ein Lebenspartner des Gestorbenen war, während der Zubehörverkäufer ein Geschäftspartner des Überlebenden ist. Es ist ihm selbstverständlich nicht anzulasten, dass er in munterem Ton die Accessoires anpreist, obwohl ihm gegenüber Menschen sitzen, die in nahezu demütigem Fatalismus die Preislisten, Tarife, Qualitätsangaben oder Bekundungen von Anteilnahme über sich ergehen lassen.

Nach kurzer Zeit glaubt man, in einem Reisebüro zu sitzen, in dem Drei- oder Viersterneruhestätten verhandelt werden. Oder Raststätten zur ewigen Ruhe. Zunächst werden Särge angedient, wobei der Anbieter einen prächtigen Katalog herumreicht, der Vorzüge und Haltbarkeit der Särge schildert, wurmfest und erdverwachsen, mit prächtigen Zierleisten und geschmackvollen Ornamenten. Der teuerste kostet 2500 Euro, der billigste 400. Auf die Frage, welcher von beiden die Einäscherung übersteht, zaubert sich ein gütiges Lächeln auf das Gesicht des Anbieters. Kleiner Scherz.

Die Innenausstattung scheint eine besondere Rolle zu spielen, da legt er sich ins Zeug, der Anbieter, Ausstattung No. 8, Linon-Gewirke weiß, dazu die Polster in blau, nicht billig, wird aber

gern genommen, macht was her, und dann der Urnenkatalog mit Gefäßen in sämtlichen Farben, wie beim Autokauf. Verschiedene Preisklassen natürlich. Dann die Gespräche und Verhandlungen über Urnenschmuck, Sargschmuck, Grabschmuck, Musik, Urkunden, Bescheinigungen, Genehmigungen, Anzeigen, Transport, Trauerfeier, Bearbeitungsgebühr und dann Begehung und Auswahl des Ruheplatzes. Was die Grabsteinarchitektur anbelangt, herrschen strenge Gesetze.

Als wir für meinen Bruder Bernd den Platz neben einem seiner Freunde erworben hatten, stellte sich die Frage, welche Position die kleine weiße Grabplatte einmal einnehmen wird. Der Bestattungsbeauftragte der Städtischen Friedhofsbehörde wiegte bedenklich sein Haupt, als wir den Wunsch äußerten, die Platte genauso wie die seines Freundes auf dem Urnengrab aufzustellen.

»Das«, meinte er, »wird nicht gehen, weil wir uns hier in der Reihe befinden, die liegende Grabplatten vorschreibt.«

»Ja, aber«, sagte ich, »die andere steht doch auch.«

Der BB (Bestattungsbeauftragte) dachte nach und murmelte:

»Ja. Das sehe ich jetzt auch grade.«

»Vielleicht«, meinte ich, »sollen sie in dieser Reihe stehen, und die anderen, die liegen, liegen falsch.«

Da schüttelte er entschieden den Kopf, ging aber, um sich zu vergewissern, an den Beginn der Reihe, schaute noch einmal auf die Nummerntafel und rief mit froher Gewissheit: »Nein, nein, hier müssen sie liegen!«

»Aber warum kann *die* hier stehen?«

»Ja«, es war ein bedenklich in die Länge gezogenes Ja, »das kann nur daran liegen, dass sie da steht, aber das gar nicht wirklich darf.«

Ich schaute auf die Inschriften und warf dann ein: »Schaun Sie mal. Die stehende Platte war die erste, die anderen kamen alle

danach.«

Das machte ihn sehr stutzig, er nahm es zur Kenntnis und sagte dann: »Da müssen wir jetzt in mein Büro gehen, und ich werde bei der Hauptverwaltung in der Innenstadt den Herrn Pf. anrufen. Der kann die Angelegenheit klären. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Also gingen wir in die Amtsräume des Friedhofs, er rief Herrn Pf. an und telefonierte eine halbe Stunde lang. Dann legte er zufrieden lächelnd den Hörer auf und verkündete: »Der Herr Pf. kommt heraus. In einer halben Stunde kann er hier sein. Dann gehen wir noch einmal gemeinsam hinaus und schauen uns die Sache an.«

Nach einer Stunde kommt Herr Pf, ein sehr freundlicher Herr, in Zivil gekleidet, das besagt, er ist ein etwas höherer Beamter in der städtischen Leichenverwaltung. Alle anderen tragen Uniformen, die, dem Ort angemessen, sehr traurig sind. Herr Pf. entschuldigt sich, er hätte einen Berg von Arbeit abzutragen und sei für sämtliche Großfriedhöfe der Stadt verantwortlich.

Nach einem kleinen Fußmarsch stehen wir erneut am Ort des Problems. Er aber schaut nicht auf die Grabstelle, sondern in einen Aktenordner. Sehr intensiv. Dann schaut er uns an und sagt mit Entschiedenheit: »Muss liegen.«

»Moment, Herr Pf«, gebe ich zu bedenken, »so wie ich die Friedhofsgrundordnung in dieser Stadt kenne, geht es doch darum, dass die Grabreihen einheitlich aussehen müssen.«

Herr Pf. nickt zustimmend.

»Das gerade ist es ja, was dieses fabelhafte Ausgerichtetsein herstellt, so wie bei Ehrenkompanien. Dafür habe ich volles Verständnis«, sage ich.

Herr Pf. strahlt. Ich habe offenbar eines seiner Grundanliegen in seinem Berufsleben angenehm berührt. Und er nickt heftig.

»Aber, Herr Pf., dann geht es doch nicht, dass eine Platte steht

und die andere liegt. Entweder die, die hier liegen, müssen stehen, oder die hier steht, muss liegen. Habe ich Recht?«

Jetzt wird er ein wenig unsicher, aber er nickt dann doch.

»Also, Herr Pf, was machen wir jetzt?«

Herr Pf. klappt seinen Ordner zusammen und teilt mit: »Ich werde jetzt noch einmal in mein Büro fahren und mit meinem nächsthöheren Vorgesetzten den Fall besprechen.«

Steigt in sein Auto und fährt in die Innenstadt.

Zwei Tage später erfuhr ich die Entscheidung. Die Grabplatte darf stehen, die anderen bleiben liegen. Auf meine Frage, warum das nun plötzlich möglich sei, antwortete mir der freundliche Herr Pf, man habe so wahnsinnig viel Arbeit, man könne sich ja nicht um alles kümmern.

Und doch muss man feststellen, dass man, obgleich ein bisschen mit Bürokratie belastet, bei der Städtischen Bestattungsfirma als Toter in den besseren Händen ist als bei den inzwischen ins Riesenhafte gewachsenen Beerdigungsgiganten, die als privatwirtschaftliche Konzerne sich in einem wahnwitzigen Konkurrenzkampf befinden und sich damit das eigene Grab schaufeln. Man kann sagen, wenn das makabre Wort erlaubt ist, dass sie sich alle, die Denkeisen oder die Griendoblers, die Leichen aus den Händen reißen.

Ihre Werbung ist noch nicht richtig in Fahrt gekommen. Vieles ist noch nicht ausformuliert worden. Zum Beispiel: »Lieber bei Griendobler begraben, als von Denkeisen beschissen.«

Oder Rabattangebote für frühzeitig Ausscheidende: »Je früher die Reise – umso tiefer die Preise.«

Wie wird in letzter Zeit immer häufiger über die Gräber gemurmelt? »Die Erde möge ihm leicht werden.«

»Bei Griendobler ist sie federleicht. Bei Denkeisen werden sie daran ersticken!«

Abramakabra.

ALTENBURG – BISCHOFSWERDA – HOYERSWERDA – EISENHÜTTENSTADT

Und wieder habe ich kostbare Beute gemacht. Die Geschichte der Sparkasse von Altenburg. Renate wird sich jetzt schon freuen.

Heute zittert die Stadt vor Freude. Das durch die Teilung Deutschlands abhanden gekommene Reichsskatgericht ist wiedergekommen. Die Hauptstadt der deutschen Spielkarte ist wieder komplett. Nun werden hier wieder die Skatgesetze geordnet. Die Prozesse um verlorene Skatturniere, Betrugsfälle, Fälschungen, Körperverletzungen mit Skatgrund; hier wird alles wieder entschieden. Wie früher. Hier sollen auch die berühmten Manschetten hergestellt worden sein, aus denen man die falschen fünften Asse gezogen hat. Ein höchst ansehnliches Gebäude wird das Bundesgericht aufnehmen.

Ein hübsches Städtchen. Fußgängerzone. Schlecker, Weber, Douglas, McDonald's. Aber auch schöne Architektur. Man ist auf der höchsten Höhe der modernen Zeit. Zumindest bei Musikveranstaltungen.

Riesige Plakate künden von einem Super-Mega-Hip-Event.

Herbstnacht mit: Two Floors!

Ich weiß jetzt nicht genau, ob es auf zwei Stockwerken tobt, das Fest, oder ob das der Name einer Band ist.

Dann aber:

»DARK WAVE«

»GOTHIC«

»INDUSTRIAL«

»ELEKTRO« und »NOISE!!!«

Also four Vorbands und dann Noise. Krach eben. Schade, dass ich schon weg bin, wenn es losgeht. Die Stadt wird in den Grundmauern erzittern.

Am Abend zuvor war ich in einem kleinen Kabarett in Chemnitz. Ein vergesslicher Abend. Begrüßt wurde ich von einem Kollegen, der mich mit Werner Schnyder (1,96) verwechselte, was ich darauf zurückführte, dass er meinetwegen an diesem Abend nicht selbst spielen durfte, ja vielleicht vor Wut ein bisschen getrunken hatte. Das Publikum war seltsam. Es lachte willig über das Wort Scheiße, wollte aber oder konnte nicht lachen über die Feststellung: »Um die Position der Sozialdemokraten dieser Tage zu umreißen: Man kann eben die Faust nicht ballen, wenn man die Finger überall drin hat.«

Auch der Kollege verzog keine Miene. Es waren zwei Mienen. Die andere gehörte seinem Kollegen. Beide, so hörten wir, haben seit 20 Jahren dieses Haus bespielt und sich das Niveau geschaffen, das sie brauchen.

Unglücklicherweise begleiteten sie Renate und mich auch noch nach der Vorstellung. Es war ein israelisches Restaurant, das von einem sehr angenehmen Besitzer geleitet wird. Heute noch. Wir kamen in ein angeregtes Gespräch über den politischen Alltag, lachten viel, sahen dabei aber irritiert in die immer düsterer werdenden Gesichter der beiden Chemnitzer Komiker. Als unser Essen kam, nahm der, der mich mit Schnyder verwechselt hatte, das Wort und begann die Politik zu erklären, wie sie wirklich wäre. Es ist kaum zu wiederholen. Ich habe so viel ungeordnetes Zeug noch nie auf einmal an einem Abend hören müssen. Purer vulgärer Antiamerikanismus, der darin gipfelte, dass die Amis ihre Türme am 11. September selber umgeflogen haben, damit sie einen Krieg im Nahen Osten anfangen können und die Juden die Palästinenser aus dem Wege räumen dürfen.

Das verschlägt einem die Sprache. Ich habe solch einen Schwachsinn von Kollegen noch nie gehört. Fluchtartig haben

wir, nach einer Entschuldigung bei dem Hausherrn, das Lokal verlassen und unverzüglich am nächsten Morgen die Stadt.

Nachdem diese beiden Herren dort die absoluten Stars sind, wird ihre politische Meinung, so fürchte ich, viele Kinder bekommen haben.

Umweg nach Hoyerswerda über Görlitz.

Der östlichste Punkt Deutschlands, Geburtsort von Werner Finck, Nachbarstadt meiner Heimatstadt Bunzlau. Görlitz gehört heute wieder mit zu den schönsten Kleinstädten Deutschlands. Nach 1990 repariert, renoviert, restauriert und geheimnisvoll subventioniert. Es heißt, seit einer Reihe von Jahren würde ein Mann, der nicht genannt werden möchte, jährlich eine Million für die Wiederherstellung seiner Heimatstadt an das Bürgermeisteramt überweisen. Leider ist Görlitz nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der verlassenen Städte. Keine Arbeitsplätze. Was hilft die Schönheit?

Mich überfällt beim Durchwandern der Stadt Wehmut. Nicht so sehr wegen der Monate im Jahre 1944, als ich hier in einer Kaserne mit großer Intensität zum Offiziersbewerber abgerichtet worden bin, so dass ich die Straßen mit dem ganzen Körper kennen lernen musste, sondern auch, weil ich im Görlitzer Stadttheater mein erstes Zuschauererlebnis hatte.

In wenig guter Erinnerung die Nacht, in der wir zur Neiße hinuntermarschierten, über die Brücke hinüber nach Hennersdorf und dort Löcher in den steinhart gefrorenen Boden gruben. Man hörte Geschützdonner, und auf die Frage, was das sei, sagte der Leutnant, es wären die Russen. Und setzte mit einem Seitenblick auf mich hinzu: »Das kommt aus Bunzlau.«

Zwei Stunden später, wir standen in unseren Schützenlöchern, zischte er: »Nicht schießen. Es sind Flüchtlinge.« Hunderte von Menschen tauchten aus der tiefschwarzen Nacht auf. Mit Rädern, Leiterwagen, mit Kisten und Rucksäcken. Kinder an der Hand.

Ich durfte zur Straße gehen.

Es waren Bunzlauer. Von meinen Eltern und meinem Bruder Bernd wusste niemand etwas.

Und lautlos verschwanden sie wieder in der Dunkelheit.

HOYERSWERDA

Hat sicherlich auch einen schönen Altstadtkern, eine Fußgängerzone mit Schlecker, Douglas, McDonald's und Aldi, hat ganz gewiss nicht nur Zentralfriedhöfe mit hohen Häusern, die wohl angestrichen worden sind, als es nur diese eine grässliche Farbe gegeben hat. Man glaubt gleich den Genossen Honecker um die Ecke kommen zu sehen. Das Hotel muss auch aus dieser Zeit stammen. Mein Zimmer ist eingerichtet wie eine Polizeistation, und der Blick aus dem Fenster lässt augenblicklich auf den Eintritt der Dunkelheit hoffen. Der Abend ist ausgezeichnet. Das Publikum ist munter.

Sehr oft ist es so, dass die Abende mit dem Publikum die Architektur der Städte vergessen lassen. Immer wieder fällt mir auf, wie wenig die Stadtmütter und -väter darauf Rücksicht nehmen, dass es sehr, sehr schlechte Architekten gibt, die dann aber merkwürdigerweise doch die Lücken in den Städten mit ihren missgebildeten Gebäuden auffüllen dürfen. Gewinnen sie immer die Ausschreibungen oder gewinnen sie die Sympathien derer, die die Aufträge zu vergeben haben? Vielleicht hat es sich noch nicht herumgesprochen, aber es ist ein Gesetz in Vorbereitung, das der Bevölkerung in ihrer Hilflosigkeit helfen soll.

Ein Beraterteam hat herausgefunden, dass grausame Architektur als Körperverletzung bestraft werden kann. Und zwar mit Gefängnis ohne Bewährung! Und *rückwirkend!* Es werden in Deutschland viele Zellen freigemacht werden müssen. Seelische Schäden durch verheerende Architektur, das ist leider von den politisch Verantwortlichen noch nie als gefährlich erkannt worden. Das kann bis zum Selbstmord gehen. Dass Krankenkassen die Gefährlichkeit nie anerkennen werden, liegt nahe.

Hoyerswerda hat uns auch ein bisschen kaltherzig empfangen. Als wir uns nach dem Hotel erkundigen wollten und deswegen rechts ranfuhren, das Fenster runterkurbelten, um zu fragen, hielt sofort ein blauer Opel mit quietschenden Bremsen, und ich dachte, hier sind die Menschen aber hilfsbereit, da schrie mich der Beifahrer förmlich an, indem er mit dem Finger erbost auf ein Schild rechts über uns deutete: »Gönn Se nich läsn?«

Und wir lasen schuldbewusst: Feuerwehrzone. Und damit startete er mit quietschenden Reifen durch. Es muss in dieser Stadt viel gebrannt haben, weil überall, wo wir parken wollten »Feuerwehrzone« stand. Jedenfalls muss es dort viel Feuerwehr geben.

Zwei Feuerwehrmänner saßen am Abend in der Bühnengasse. Keiner von ihnen schaute auf die Bühne oder hörte zu. Der eine starrte zwei Stunden, ohne sich zu bewegen, in entgegengesetzter Richtung auf die Ausgangstür, der andere las einen Comicstrip. Vielleicht kommen wir später noch mal in die Stadt. Der erste Kontakt hat keine spontane Zuneigung erzeugt.

EISENHÜTTENSTADT – SCHWEDT

Eisenhüttenstadt – eine Stadt, die ich immer schon mal kennen lernen wollte. Man findet das Kulturhaus schnell. Es liegt an der Hauptstraße. Ob es neben dieser Hauptstraße noch andere Siedlungsformen gibt, weiß ich nicht.

Ich bin Straßendorfer gewöhnt. Von Brandenburg und von Schlesien. Beide Länder sind von allen anderen deutschen Stämmen zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert besiedelt worden. Von dritten oder vierten Söhnen großer Bauernfamilien, die ihr Leben nicht als Knechte der ältesten Söhne, die den Hof des Vaters geerbt haben, beenden wollten. Also bildeten sich Trecks. Junge Leute saßen auf Pferdegespannen oder Ochsengespannen, voll beladen mit Hausgeräten und Proviant, die in den menschenleeren Osten zogen, um dort billig Land zu erwerben. Die verschiedenen Kurfürsten hatten vorher Werber ausgeschickt, die ihnen fruchtbare Äcker verheissen in blühenden Landschaften, von breiten Flüssen durchzogen und mit riesigen Wäldern. Natürlich müssten sie es erst roden und dann auch verteidigen. Gegen die wilden Ostvölker, die Magyaren, die Tartaren und die Mongolen. So entstanden die Marken. Die Mark Brandenburg zum Beispiel. Man fand die seichten Stellen an den reißenden Strömen, die Furten.

Frankfurt zum Beispiel. Natürlich an der Oder. Man hat die Brandenburger mit den verheißenen fetten Böden betrogen, aber die Brandenburger haben sich eingerichtet. Ehe sie sich mit den überheblichen satten Brüdern in Franken, Bayern und Schwaben prügeln, zügelten sie lieber ihre Ansprüche und blieben die Herren.

Um die Beantwortung der Frage nicht zu vergessen, warum die Dörfer im Osten alle Straßendorfer waren und noch sind, muss man sich zum Beispiel einen langen Treck mit langsamem

Ochsen an der Deichsel vorstellen, der den ganzen Tag über staubige Wege unterwegs war, bis plötzlich der Treckführer schrie: »Land in Sicht!« Man hat sich das Land betrachtet, sah ganz annehmbar aus, floss ein Bach durch, man hatte also Wasser, und dann nickten sie, die Landsucher, der Landvermesser kam mit seinem Messer, und dort, wo sie mit ihrem Fuhrwerk gerade standen, wurde ihnen eine Hufe Lands zum Lehen gegeben. (Ich habe die entsprechende Chronik mit Sicherheit zu Hause.) Die einen links vom Wege, die anderen rechts. Und so blieb es bis in alle Ewigkeit.

Als nun nach der Freigabe der Reiseindividualität 1990 die Wege wieder offen waren, als sich herausstellte, dass die überheblichen satten Brüder in Franken, Bayern und Schwaben die Gleichen geblieben waren, und als man merkte, dass der Rausch der ersten Stunde verflogen war, in der man die Welt umarmt hatte und aus Versehen die Brüder drüber gleich mit, machte man die Zwischenbilanz. Und es stellte sich heraus: Das, was fehlte, bekam man, aber nur versprochen. Das, was da war, behielt man, aber nur in Erinnerung.

Die staatlich verwaiste Industrie aus der Kombinatsepoche übernahmen die Onkels aus dem Westen, machten sie zu Töchtern mächtiger Mütter aus globalen Großfamilien, während die Väter der Umwandlung ihre Neffen mit der Auflösung der Betriebe im Osten beauftragten, was sie sanieren nannten, und teilten sich den Rest mit Nichten. Professionelle Chronisten würden natürlich sofort die historische Dimension dieser Rückwanderung erkennen. Die vor 800 Jahren mit den Trecks aus Schwaben, Franken und Bayern Gekommenen kehren wieder zurück.

Aus der Wende wurde eine Kehrtwende.

In manchen Städten der Lausitz sind bis zu 40 Prozent der Bevölkerung weggezogen! Die Kommunen haben Schwierigkeiten, die öffentlichen Einrichtungen zu erhalten. Nicht zu erneuern, zu vergrößern, nein, nur zu *erhalten*. Die

Menschen, die dageblieben sind, fahren bis zu 100 Kilometer zu ihrem Arbeitsplatz. Benzin und Lebensmittel werden teurer, die Pauschalen werden gestrichen, die Mieten erhöhen sich, werden teurer, in den Städten ist nichts los, die Mittel für Kultur werden gekürzt, dafür wird das Fernsehprogramm von Stunde zu Stunde lustiger, und die Menschen, die es verkaufen, halbstündlich immer besser gelaunt. Und dann treten Menschen auf, die den Verlassenen und Verkauften noch mitteilen, dass sie nicht jammern sollen. »Es geht uns doch eigentlich verdammt gut.« Im Vergleich zu den Menschen im Sudan. Ja, ja. Ja, doch. Wer auf diesen Vorwurf kommt, müsste mal hierher kommen und den Zustand des totalen Ausgeplündertseins erkennen. Wenn er dann noch von Jammern sprechen möchte, tut er das auf eigene Rechnung und darf darauf hoffen, nicht mehr ernst genommen zu werden.

Und das mit Recht, denn noch immer glaube ich, dass ein unentwegt vor sich hin plaudernder Generalsekretär der CSU, der sich auch nicht scheut, Sentenzen über Verhältnisse im Osten Deutschlands abzulassen, den er vermutlich nur flüchtig kennt, dass so eine Art von Politiker gar nicht mit der Frage befasst werden sollte, was für diesen Osten unbedingt geschehen müsste.

Im Gespräch mit diesem nachwachsenden politischen Talent aus Unterwössen im Chiemgau – oder war es Oberwössen?, ich weiß es nicht einmal so genau – stritten wir uns über das »jammernde« Ostvolk, und ich behauptete, den Film »Jesus kam nur bis Jerichow« gesehen zu haben, den es leider gar nicht gibt, woraufhin wir munter blödelten: »Ach da, wo es das Open-Air-Konzert mit diesen Posaunen gegeben hat. Die Stadt liegt heute noch in Trümmern.« Er war dann ganz erstaunt, dass ich nicht Jericho, sondern Jerichow gemeint hatte, eine kleine Stadt bei Genthin an der Grenze zu Brandenburg. Ein witziger Typ, aber er hatte keinen Schimmer von Aue, von Eisenhüttenstadt oder zum Beispiel von Schwedt.

Schwedt an der Oder, zwischen Eberswalde und Stettin, war aussersehen, eine der Industriezentren der DDR zu werden. Aus dem Nichts heraus sollte eine Reißbrettmetropole entstehen, als DDR-Zentrum für die Papiergewinnung. Heute würden wir sie als »Gated Community« bezeichnen. Leuna in Papierform. Es wurde nichts daraus. Die Stadt wirkt nun sehr ungemütlich, hat eine neue Altstadt, zerstreutes Zentrum, riesige Menschengaragen, aber ausgezeichnete Verkehrsanbindungen, die für eine gewaltige Papierindustrie gedacht waren. Beim Durchfahren der unglaublich breiten Avenues, die dem nahen Berlin zur Ehre gereichen würden, tritt man an einer Stelle vor Schreck auf die Bremse, fährt rechts heran, steigt aus und möchte es sehen.

Auf einem riesigen Platz steht ein Prachtbau, der an eine Mischung aus Staatskanzlei und wilhelminischem Schloss denken lässt. Man steigt die Stufen hinauf, nähert sich den akropolitischen Säulen und liest: »Landestheater Uckermark«. Donnerwetter. In diesem Hause habe ich heute Abend eine Lesung. Im großen Haus! Ich bekomme feuchte Hände.

Wie kam es denn zu diesem Theater in dieser Stadt? Ganz einfach zu erklären, wenn man an die Zeiten der Planung der Reißbrettstadt denkt. Für eine wachsende Großstadt mit einer grandiosen Zukunft auf dem Papier, oder in Papier, hat man die Bedürfnisse auf dem Gebiet der Oper, Operette und Schauspiel gleich mit berücksichtigt. Und so entstand ein staatstheaterähnliches Kulturzentrum für die gesamte Uckermark. Die Lesung war wunderbar. Das Haus war voll! 700 Plätze! Im Gespräch mit dem Intendanten erfuhr ich, dass sein Haus keine Schwierigkeiten hat. Auslastung über 90 Prozent. Es wird keine Sparte abgebaut wie anderswo, es wird ... festgehalten! ... angebaut.

Er hat einfach Ideen, der Intendant. Auf meine verschmitzte Frage, ob er auch Wasserfestspiele auf dem hinter dem Theater vorbeiströmenden Oderzufluss plane, bekomme ich die Antwort,

die ich verdient habe: »Machen wir schon seit Jahren. Wir überlegen uns für den Winter irgendwas mit Eis.«

Fazit: Es geht was. Aber man braucht Hilfe und Interesse, man braucht keine Aufrufe, das Jammern zu unterlassen. Hier jedenfalls nicht. Schön wäre es, wenn die erwähnten Siedlungsströme noch einmal umkehren würden.

Von der Wende über die Kehrtwende zur Rückwende.

BERLIN, HOTEL AM LOS-ANGELES-PLATZ

Es müssen drei Busse gekommen sein, die die drei Damen und Herren an der Rezeption zur höchsten Anspannung zwingen. Ist Messe in der Stadt, sind Feiertage oder sind es Meetings, Symposien oder Cometogethers? Es könnte auch sein, dass eine Partei ... nein, so sehen sie nicht aus. Sie gleichen den Gruppen von Business-People, die die Flugzeuge füllen. Alter so zwischen 35 und 40, manche am Rande des Absturzes in die Altersgruppe ab 49. Was die Kleidung betrifft, so scheint es einen Industrie-Joop zu geben, der unauffällige Anzüge baut zwischen chic und schicklich. Mehr schicklich. Eigentlich langweilig. Was sie von einem Lehrerkollegium unterscheidet, ist ihr lautstark angemeldetes Selbstbewusstsein.

Ich sitze mit meinem Koffer, also neben ihm, in einem tiefen Plüschesessel und fange Wortfetzen auf. Das ist gefährlich. Man kann enttäuscht werden. Ich denke an einen Besuch in einem berühmten Krankenhaus. Ein langer, langer breiter Gang, den ich hindurcheilen soll. In einiger Entfernung sehe ich fünf Herren in weißen Kitteln unter einem riesigen Gemälde von Sauerbruch zusammenstehen, in ein höchst angeregtes Gespräch verwickelt und ahne voller Ehrfurcht, dass es sich um die Bilanz einer komplizierten Operation handeln wird, drücke mich scheu an der Runde vorbei und höre einen der weißen Götter gerade sagen:

»Was willste denn, Willi, die ham doch gegen Dänemark schon 5:0 verloren!« Hier scheint es ähnlich zu sein. Aus dem Munde eines, ich vermute, Amerikaners habe ich dreimal das Wort »motherfucker« gehört. Aber ich sehe lauter gut gelaunte Gesichter. Verabredungen zum Essen, Namen von berühmten Restaurants sind zu hören. Ich liebe dieses Hotel. Es hat Pfiff

und Solidität, ist ein Haus für höhere Ansprüche.

Meine Gedanken wandern die Autobahn zurück nach Görlitz, Eisenhüttenstadt, nach Schwedt, und natürlich stellt sich die Frage: Geht es dem so genannten Westen schlecht? Hier im Hotel ist es nicht so direkt festzustellen. Auch der Kurfürstendamm vermittelt keine Signale der Armut.

Gestern Abend im Ersten Programm sah ich eine Familie, Papa, Mama und Kind, die auf trockene Brote starrten, die sie gerade beschmieren wollten, als plötzlich, ohne zu klingeln oder anzuklopfen, Udo Jürgens hereinstürzt und singt: »Aber bitte mit RAMA.« Früher sang er zu derselben Melodie immer: »Aber bitte mit Sahne.« Soll das jetzt ein Zeichen sein, dass wir aus Gründen der wachsenden Armut statt Sahne Rama nehmen sollen? Ganz abgesehen davon, dass niemand in meine Wohnung stürzen und mir meinen Brotaufstrich vorschreiben darf, verbitte ich mir im Namen des Geschmacks eine so blöde Textzeile, die mit der originalen und witzigen Urfassung nichts zu tun hat. Oder? Oder soll es ein Signal sein, Udo Jürgens geht es so schlecht, dass er für diese Verstrudelung seines eigenen Liedes Geld nehmen muss? Dass so viele Künstler Werbung machen müssen, die deutlich unter ihrem Niveau ist, lässt befürchten, dass es ihnen doch nicht so gut geht, wie man gehofft hat. Aber wenn das schon bei Superstars nicht funktioniert, wie dunkel muss es um unsere Zukunft bestellt sein.

Es ist anzunehmen, dass es keinen berühmten Menschen im Lande mehr gibt, der ohne spezielle Berater auskommt. Die nämlich wissen, wie man sie in Gesprächsrunden bewundert, wenn man sie nahezu ehrfürchtig ausreden lässt, was anderen nicht gewährt wird ... die wissen einfach mehr. Wenn man auch immer denkt, in dem Wort Berater steckt ja auch das Wort raten, und B bedeutet zweiter Klasse. Aber solche Zweifel werden sofort wegewischt, wenn man ihr Auftreten beobachtet. Meistens kommen sie in Pulks. Kommen sie allein, hat man den

Eindruck eines Kükens, das die Mami sucht, die Henne. In den meisten Fällen betreten sie Räume zu fünft. An der Spitze ein Alpha-Männchen, das praktisch die Bugwelle bildet, dahinter die »Crew«. Um in der Sportsprache zu bleiben, ein Vierer mit Steuermann.

Die Hotelhalle hat sich wieder geleert, ich gehe mal die Portiers fragen, ob sie mir verraten können, wo diese Leute herkommen. Sie sagen es mir. Am nächsten Tag stünde es ohnehin an der Tagungstafel. Die Herren sind aus dem ganzen Land zu einem Meeting angereist, Mitglieder der Consulting-Controll-Company, der Industrial-Controll-Consulting und der Partner-Controll-Controlling and Partners.

Immer wenn man sie bataillonsweise anrücken sieht, wird man beklommen und befürchtet weitere 20000 Unternehmenspleiten im Land, weil die Berater ja immer dann angesetzt werden, wenn es zu spät ist, wenn Reste gerettet werden sollen, zu teure Angestellte dessen überführt werden müssen, dass sie nur kosten und nichts bringen, wenn Menschen aus dem Geldkreislauf entfernt werden, weil sie auf der Sollseite der Firma aufgeführt werden und nicht auf der Habenseite. Unmittelbar nach Betreten der BeratungscREW, die wie die Feuerwehr auftritt, muss der »Betriebsangehörige« ... wie originell dieses Wort inzwischen klingt ... herausbekommen, ob man ihn auf der Liste hat. Auf der Liste ist er, wenn ihn jemand auf der Latte hat. Ist er drauf, ist er draußen, bevor die Berater richtig drin sind.



Dazu ein Beispiel aus der Personalsanierung zweier Rundfunkanstalten vor einer Fusion. Eine berüchtigt forsche amerikanische Verschlankungsconsultingcompany sandte eine ihrer Truppen aus, die den Sender besetzte, den Ausnahmezustand verkündete und dann ausschwärmt, um die Redaktionsräume des Senders zu inspizieren.

Ein Personalsortierer betritt einen Raum, lässt seine Augen kurz und streng schweifen. Besieht sich die drei Schreibtische, blättert in Papieren, mustert die drei Herren an den Schreibtischen und fragt:

»Wer von Ihnen ist fest angestellt?«

Es meldet sich einer.

»Und Sie?«

Der, an diesen Ton nicht gewöhnt, antwortet: »Ich nicht. Sonst hätte ich mich ja gemeldet.«

Der Sortierer zuckt mit keiner Wimper. Er deutet mit dem Finger auf die Tür: »Sie können gehen.«

Und fragt den dritten: »Und Sie?«

Der ist etwas geschockt und haspelt: »Ich bin frei. Das heißt ein freier Fester, also ein fester Freier ... das sagt man so.«

Der Sortierer schaut ihn schon längst nicht mehr an, sondern fragt den Festangestellten: »Was hat der Mann hier zu tun?«

Der Befragte stottert verlegen herum, weil es manchmal wirklich schwer ist zu sagen, was ein Redakteur so tut.

Der Sortierer sagt nur knapp über die Schulter, während er zur Tür geht: »Sie sind gefeuert.«

Und verlässt den Raum.

Hier handelt es sich um eine ganz spezielle Art von Beratung, um eine Art, die eigentlich keine ist, um ein brutales Hire and Fire. Das sind Leute wie eine Eingreiftruppe oder wie die letzte Inkasso-Instanz, die Schulden mit der Pistole eintreibt. Um die wird man in Zukunft nicht herumkommen, um diese »Art«, wenn man die überflüssig gewordenen Büroangestellten aus den Hochhäusern vertreiben muss, die sich dort verschanzt haben.

Beim Durchblättern sehr, sehr vieler Adressen von Beratungsfirmen habe ich Formen der Beratung entdeckt, auf die man gar nicht kommen kann, doch ist mir keine aufgefallen, die »Chaosberatung« anbietet. Vielleicht muss man eine Beratungsberatung einsetzen, die chaotische Denkweisen aufdeckt.

Woran liegt es, dass landauf, landab an riesigen Häuserfronten zu lesen ist: BÜROFLÄCHEN ZU VERMIETEN. Ausgehend von den erwähnten Büroangestellten, die nicht mehr benötigt werden, weil die revolutionären technischen Neuerungen neun von zehn Angestellten wegklassifizieren können, was der Firma einen enormen Betrag erspart, der wiederum in Modernisierungen investiert wird, was die zu bezahlenden Steuern beträchtlich senkt, müsste sich doch daraus zwingend ergeben, dass in Zukunft weniger Büroräume gebraucht werden.

Wobei man noch anmerken könnte, dass es schon merkwürdig ist, wenn Bund, Länder und Kommunen die gezielte Verringerung der Arbeitsplätze, die zu sichern sie versprechen, auch noch steuerlich begünstigen.

Dies erst mal festgestellt, scheint es mir bemerkenswert, dass die größten Bauunternehmer dennoch weiter Büros bauen. Begründung: Sie bringen höhere Mieten.

Seitdem ich rätsle, ob dahinter nur Dummheit lauert oder doch wieder eine hochintelligente, gemeine Korruption, trage ich mich mit dem Gedanken, ob ich mir nicht einen persönlichen Berater engagieren soll, der mir entweder erklärt, wie das geht, oder mir rät, das Nachdenken über diese Dinge zu lassen.

Um Geld zu sparen, müsste ich allerdings bei einer Voruntersuchung meine Beratungsfähigkeit testen lassen.

Nina Grunenberg hat in der *Zeit* die Schwierigkeiten beschrieben, die das Beratenwerden verursachen kann. Sie befragte einen prominenten Berater, der schon Kohl und Biedenkopf beraten hatte, allerdings nur für kurze Zeit, weil in der Bundesgeschäftsstelle der CDU entschieden wurde, das sei nicht nötig. Dieser Experte meinte, dass man sich keine Illusionen machen dürfe über die Beratungsfähigkeit von Politikern. Zitat: »Das setzt eine enorme intellektuelle Fähigkeit voraus. Nur die wirklich Guten können das.«

Auf die Frage, wer das ist, antwortete er: »Gerhard Schröder. Er ist neugierig und kann zuhören. Und Wolfgang Schäuble.« Angela Merkel, so sagte er, gilt als »beratungsresistent«. »Zu misstrauisch. Nicht offen genug. Agitiert von dem Verdacht, von Experten in die falsche Richtung gelenkt zu werden, gehört zu jenen, denen es lieber ist, mit dem unvermeidlichen Maß ihres Unwissens zu leben.«

Heißt also, dass in der Kommandozentrale der CDU in Berlin ein »Thinktank« keine Chance hat. Das unvermeidliche Maß des Unwissens wird uns regieren, während alle anderen, Bürger,

Institutionen, Professoren, Ärzte, Eltern, Kinder, Arbeiter, Arbeitslose, Frauen, heimatlose Männer, Kreti und Pleti und Max und Moritz und Dick und Doof, Dick besonders, von Manager Hinz und Berater Kunz rund um die Uhr beraten werden.

Es gibt bereits Berater-Cluster. Zusammenballungen von Trauben von Beratern. Es wird bald eine internationale Beratermesse geben, und alle werden sie kommen:

Vermögensberater
Anlageberater
Eheberater
Finanzberater
Steuerberater
Verbraucherberater
Haushaltsberater
Spielerberater
Medienberater
Preisberater
Schuldenberater
Bankberater
Würstelberater – Verzeihung – Pointenberater
Persönlichkeitsberater
Karmaberater
Pharmaberater
Glaubensberater
Vertrauensberater
Beraterberater
Theaterberater
Beratungsresistenzfolgenberater

Volksberater
Selbstmordberater
Überlebensberater
Drogenberater
Scheidungsberater
Ausscheidungsberater
Scheißberater.

Mit dem Stand vom 18. März 2004 planen 41 Prozent aller Beratungsunternehmen in Deutschland, neue Berater einzustellen. Die Branche meldet einen Umsatz von 12,23 Milliarden Euro jährlich. Meldungen, wonach ab dem Jahre 2010 auf den Kopf eines 30-jährigen Nichtarbeitslosen zwei Rentner fallen, die aber jeweils einen Berater zu ernähren haben, sind in eingeweihten Kreisen bestätigt worden. Der Zeitpunkt, an dem es mehr Berater geben wird als zu Beratende ist nicht mehr fern.

Es ist auch richtig, dass das Beraterteam des Bundespräsidenten, die Köhler-Consulting, die ihre Büroräume im Karottenburger Schloss bereits bezogen hat, die Beratung des Präsidenten in punkto präsidialer Körpersprache begonnen hat. An Hand von Videos hat man beobachtet, dass das Begehen von Treppen einen wichtigen Bestandteil der Tätigkeit eines Bundespräsidenten darstellt.

Ein dementsprechender Stufenplan ist in Vorbereitung.

BODENWERDER

Der frisch gewählte Bürgermeister des Städtchens Bodenwerder links der Weser kam wohl aus der Ferne, erzählte man mir, betrachtete diesen hübschen und schön gelegenen Ort, in dem Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen 1720 zur Welt kam und 1797 starb. Sein Gut Bodenwerder steht noch heute, sein Name hat in der Welt einen hohen Klang, seine Lügengeschichten nehmen einen hohen Rang in der Literatur ein, besonders in der englischen, denn sie sind zuerst in englischer Sprache erschienen. Gottfried August Bürger hat sie ins Deutsche übersetzt.

»Aber«, stellte der rührige Bürgermeister fest, »kaum jemand in Deutschland bringt dies alles mit meiner Stadt Bodenwerder in Verbindung.«

Er holte sich einen Eventberater, der sich um den bisher unvermarkteten Münchhausen Gedanken machen sollte. Es gibt das Rattenfänger-Hameln, das Eulenspiegel-Mölln, warum gibt es das Münchhausen-Bodenwerder noch nicht? So wie es das Schildbürger-Schilda auch gibt. Die Bürger des Städtchens wurden allerdings unruhig. Man war eigentlich froh, dass es so schön ruhig war in B. Andererseits schlummerten da geschäftliche Möglichkeiten. Dörfer wurden zu Kurbädern. Heißes Wasser wurde zur Geldquelle. Aus kleinen Freilichttheatern wurden Festspielorte. Aus kleinen Bürgermeistern wurden große.

Innerhalb ganz kurzer Zeit stieg Bodenwerder aus der Anonymität in die Reihe der prominenten Sommerfestspielorte. Zunächst wurde ein jährliches Münchhausen-Stück aufgeführt, ein Mann des Städtchens wurde zum Münchhausen gekürt, der ab sofort von morgens früh bis spätabends in einer prächtigen

Uniform aus dem Fundus eines Staatstheaters herumspazierte und pausenlos Münchhausengeschichten erzählte. Ein Münchhausenpreis für Kleinkünstler wurde ausgeschrieben, der den Träger dazu verpflichtete, einen Abend in B. zu gestalten. Inzwischen hatte der Darsteller des Münchhausen seine Chance genutzt und schenkte der Stadt einen selbst gedichteten Münchhausen-Schlager, den er auch selbst sang. Die selbst produzierte Kassette war schnell vergriffen. Der Text wurde nach kurzer Zeit von sämtlichen Bewohnern der Stadt mitgesungen, wahrscheinlich auch in der Schule gelehrt, und ich kann sagen, dass er den Verstand nicht besonders belastet. Straßen, Häuser, Büsche, Bäume sind inzwischen nach Episoden aus dem Leben und Dichten des Lügenbarons benannt. Nachdem ich einer der ersten Preisträger war, konnte ich nur die Anfangsfolge der Münchhausenkampagne erleben. Ich nehme aber an, dass die Idee, den Münchhausendarsteller am ersten Festivaltag an einen Riesenkran zu hängen und ihn dann, auf einer großen glänzenden Kugel festgeschnallt, jener Kanonenkugel ähnelnd, mit der Münchhausen zu den Türken geschossen wurde, auf dem Marktplatz abzusetzen, wo er dann auf einem Podest wieder seinen Schlager singen konnte, dass diese Idee sich längst in Form von kleinen Schokoladenkugeln, ähnlich den Mozartkugeln, marktgerecht präsentierte wurde.

Es war alles in allem ein lustiger Abend mit einem gut gelaunten Publikum. Am Schluss haben wir gemeinsam den Münchhausenschlager gesungen.

Im Hotel hat man mir den alten Münchhausenfilm mit Hans Albers vorgespielt. Goebbels hat die Produktion dieses Films sehr gefördert, obwohl der in merkwürdiger Art witzig gewesen ist. Die Pointen waren federleicht, knapp und völlig frei von der Schwankschwulstigkeit der UFA-Komödien. Eingeweihte Kreise in Berlin wussten, woran das lag. An der Person, die das Drehbuch geschrieben hatte, obwohl er mit strengstem Berufsverbot belegt war. Es war Erich Kästner unter dem

Pseudonym Berthold Bürger.

Natürlich habe ich eine wunderbare Münchhausenplastik, mehrere Chroniken über Bodenwerder, die Kassette, die Texte des Gottfried August Bürger und Prospekte über die Kulturprojekte der Münchhausenstadt Bodenwerder im Gepäck. Macht nichts. Renate wird inzwischen meinen Klopstock weggeworfen haben.



KLEINKUNST IM GROSSZELT

Kabarettfestivals liebe ich nicht sehr.

Ich versetze mich gern in die Lage eines Zuschauers. Ich bin ein dankbarer Zuschauer mit einem normalen Informations- und Unterhaltungsbedürfnis, habe Sympathien für viele Kabarettisten, möchte sie alle sehen, hätte aber doch Schwierigkeiten, eine ganze Woche lang allabendlich Einmann- oder Einefrauaprogramme zu besuchen. Wenn sie alle über ein Jahr hinweg verteilt aufträten, gut, oder wenn sie sich zusammenschlössen zu einem Dreistundenprogramm, das wäre leichter zu ertragen. So aber beansprucht ein Einzelner jeden Abend meine Aufmerksamkeit für volle zwei Stunden und länger! Es gibt ein paar, bei denen es nie anfängt, die aber auch nie aufhören.

Eine Ensemblevorstellung gäbe einem die Chance, von einem Agierenden, den man für eine Weile gern hinter der Bühne hätte, wegzublicken und sich auf einem anderen auszuruhen. Bei Solisten ist man ohne die Möglichkeit einer Gegenwehr seinen Unarten ausgeliefert. Man weiß es nach kurzer Zeit: Vor jeder Pointe greift er sich vielsagend ans Ohrläppchen oder auch in den Schritt, wenn es sich um einen wilden Comedian handelt. Oder er lässt *nach* der Pointe ein bekräftigendes Grunzen hören, was dem Publikum mitteilen soll: »Da war was!« Oder er sagt: »Ist doch so.«

Ich beteilige mich ungern an Festivals, weil ich weiß, dass alles, was ich gerade angeführt habe, auch auf mich zutrifft. Das Sammelangebot von Komödianten, die über gleiche Programme sprechen, spielen oder singen, verführt auch Kritiker zu Vergleichen, von denen man schon lange weiß, was sie am liebsten tun, nämlich hinken.

Selbst Kolleginnen, die ich ganz hoch schätze, verirren sich

plötzlich in ihren eigenen Maßstäben. Die Lese-Elke, las ich, ich meine natürlich Elke Heidenreich, fühlte sich verpflichtet, Eigenarten von Kabarettisten miteinander zu vergleichen, was sich dann so anhörte, dass Thomas Freitag immer »Ich Ich Ich« sagt, Werner Schneyder üble Laune hat, Richard Rogler herumzappelt und ich Kamillentee trinke. Hin und wieder tue ich das, Schneyder meint oft Ich Ich Ich, Freitag zappelt manchmal *und* hat schlechte Laune, und das Ganze trifft sowieso auch auf mich zu, und zwar alles, aber warum treibt mich die Elke dauernd zum Lesen ... ich soll lesen, lesen, sagt sie, dabei lese ich doch schon mein ganzes Leben, wenn sie so einen Quatsch schreibt?

Aber das soll nicht ablenken von dem Festival in Braunschweig, bei dem ich den ersten Abend bestritten habe. So etwas hat den Vorteil, dass man schon weg ist, wenn die Schlusskritik geschrieben wird, hat aber einen gewaltigen Nachteil. Es ist noch nichts fertig.

Es stehen noch nicht alle Zelte. Licht brennt auch noch nicht überall. Wie es bei der Event-Industrie üblich ist, sind die Aufträge für Ton-Licht-Bühne, Bars, Zuschauerbetreuung, Einlass, Kasse, Parkplätze an verschiedene Spezialfirmen verteilt, die alle mit ihren LKWs im Wege stehen, zu spät von einem anderen Event kommen, sich gegenseitig nicht kennen und nur schreiend miteinander verkehren, immer nervöser werden und auf eine schüchterne Frage dessen, der auf dem Plakat angekündigt ist, aus dem Stand heraus explodieren.

Dabei hatte ich, den Vorstellungsbeginn 19.30 Uhr im Kopf, um 18.00 Uhr nur höflich gefragt, wo die Bühne ist. Die gab es noch nicht. Das erübrigt wiederum die Frage nach Licht und Ton.

Nach einem Spaziergang versuchte ich es noch mal. Dabei sah ich das Publikum in einer langen Schlange vor der Eingangstür. Es standen im Zelt noch längst nicht alle Stühle. Aber die Bühne stand. Leider gab es keine Treppe hinauf, und die Bühne war

sehr hoch.

Irgendwann kam jemand, der für diesen Abend verantwortlich war, und wollte mich mit einem Getränk an der Bar ablenken. Das machte mich etwas ungeduldig, denn ich machte mir inzwischen berechtigte Sorgen um Licht und Ton. Er sah das Problem und stellte eine Kiste als Treppe hin. Die erkomm ich und brach durch, verletzte mich am Schienbein, jemand rief nach Pflaster, ein anderer rannte mit dem Pflaster auf mich zu, brach plötzlich den Lauf ab, hörte nach oben und schrie: »Ach, Scheiße!«

Jetzt hörten wir's auch. Der Regen donnerte auf das Zeltdach. Ein wildes Gewitter über Braunschweig und das Publikum draußen! Man ließ es herein. Panik.

Kein Licht, kein Ton.

Der Abend fand statt. Man soll es nicht für möglich halten. Als alles überstanden war, kam der Veranstalter in die Garderobe und fragte: »Können Sie mir noch einmal verzeihen?«

Darauf ich, etwas erschöpft: »Jetzt nicht – später vielleicht.«

NACHTZUGIMPRESSIONEN

Gerade habe ich ihn noch erwischt, den Schlafwagenzug nach München. Er fährt ein in dem Augenblick, in dem ich den Bahnsteig betrete. Eine Reservierung habe ich nicht. Mein Reisebüro hatte gesagt, dass dieser Zug mit Sicherheit nicht ausverkauft sei. Aber die Waggons waren alle verschlossen. Man kam nicht hinein. Am Anfang des Zuges habe ich es dann gerade noch geschafft, als der Zug sich schon wieder in Bewegung setzte. Merkwürdig war auch, der Bahnsteig war völlig leer. Niemand außer mir stieg zu. Ich suchte einen Schaffner, um ihn nach einem Schlafabteil zu fragen. Der schüttelte freundlich, aber bestimmt den Kopf und meinte, die wären alle verschlossen. Wie das bitte? Er deutete auf die Uhr. Es war 0.50 Uhr und bedauernd meinte er, dass Hannover kein Zusteigebahnhof für Schlafwagenpassagiere sei. Tatsächlich, an der Tür des Schlafwagens war zu lesen:

»NICHEINSTEIGEZEIT zwischen 0.30 Uhr und 5.30 Uhr«.
Begründung: Der Schlaf der bereits von Hamburg gekommenen Passagiere dürfe nicht gestört werden.

Mein Lachen hat ihn auch heiter gestimmt, aber er hat den leichten Wahnsinn, der darin loderte, vermutlich gar nicht gehört. Dann habe ich mir einen Sitzplatz suchen wollen, was aber gründlich misslang. Die Leute lagen kreuz und quer, und ein gewaltiges Schnarchen tönte durch die Waggons. Kein Platz. Ich machte den Versuch, einen baumlangen jüngeren Menschen aufzufordern, sich zu setzen, weil ich auch gern sitzen würde. Es war sinnlos. Er dachte nicht daran, wach zu werden. Es muss an diesem Tag eine Love Parade oder eine Blade-Night stattgefunden haben, und sämtliche Teilnehmer lagen in diesem Zug herum. Es roch ungut.

Der Schaffner verriet mir, dass die Schlafwagen fast leer seien.

An diesem Abend vergrößerte sich meine Liebe zur Bahn AG nicht wesentlich. Ein zarter Versuch, den Schaffner darauf aufmerksam zu machen, diese quer liegenden Lümmel darüber zu informieren, dass sie nur für einen Platz bezahlt hätten, während sie doch drei belegten, endete auch erfolglos. Er erwiderte, und das habe ich sofort verstanden, dass es bessere Gelegenheiten gäbe, sich verprügeln zu lassen. Man darf eben nicht einsteigen, wenn es ein Zug mit Nichteinsteigezeit ist. Heimlich hat mir dann ein freundlicher Schaffner aus München ein Dienstabteil aufgeschlossen. Herzlichen Dank! Bin sofort eingeschlafen. Das muss so zwischen Kassel und Würzburg gewesen sein. An den Fenstern flogen Betonwände vorbei. Die Strecke mit den Tunnels.

Meine Gedanken flogen noch einmal zurück nach Braunschweig. Ich brach in die Behelfstreppe ein. Ich dachte an den »Stufenplan«, der hier nun wirklich am Platz gewesen wäre ... Na ja ... ist gut gegangen ... hoffentlich kommt keine Kontrolle, wenn ich hier im Dienstabteil ... ist sicher streng verboten ... Braunschweig. Hat ein schönes Theater. Warum war ich da nicht? Früher war ich oft ...

Der Zug hält. Sehr abrupt. Mein Koffer rollt krachend an die Abteilwand. Es ist stockdunkel. Ganz schwach erkenne ich die Betonwand. Wir stehen im Tunnel. Es knackt. Eine Stimme in näselndem, arroganter Ton ist zu hören:

»Meine Damen und Herren, verehrte Fahrgäste: Wegen technischer Schwierigkeiten endet hier die Fahrt des Nachtzuges von Hamburg nach München. Das Team des Nachtzuges verabschiedet sich von seinen Fahrgästen und wünscht Ihnen eine gute Heimkehr.«

Es knackt noch einmal. Dann ist Stille im Tunnel. Ich beginne mir ernsthaft Vorwürfe zu machen, denn ich muss gestehen: Das Erste, was ich dachte, war: Das hat nun dieses blöde Volk in den Waggonen davon, dass es sich so schlecht benimmt! Langsam kommt Sorge auf, was wir tun könnten, wenn das Begleitteam

sich in die fränkischen Büsche geschlagen hat und wir ohne Taschenlampe, ohne Kompass, ohne Karte ... Plötzlich kommt mir der entsetzliche Gedanke: Was ist, wenn der Gegenzug ...? Und wo ist mein freundlicher Schaffner?

Ich wache auf, weil mich jemand rüttelt. Der freundliche Schaffner steht neben mir, draußen ist es hell, Menschen laufen eilig am Zug vorbei, und mein Schaffner sagt gemütlich: »Mir san do.«

FÜNFUNDACHTZIGSTE HEIMKEHR

Es ist wahr, ich habe nachgezählt. Ich kehre jetzt zum 85. Mal heim. Es ist niemand am Tor, es regnet. Langsam nähert sich mich dem Haus. Vorsichtiger Blick durch die Fenster.

Auf einmal läuft es mir kalt den Rücken runter. Die Dachrinne ist kaputt. Dabei hat mir die Firma sie als »unkaputtbar« angepriesen. Das Wort hat sich eingeschlichen. Es wird offiziell verwendet. Man ist vor diesen Scheußlichkeiten ungeschützt. Ich werde den Rinnenexperten anrufen und ihm mitteilen, dass die Rinne unganz ist. Kaputtbar.

Die Hunde sind allein im Haus. Mein Auftrittserfolg ist mäßig. Warum? Weil sie auf Renate warten. Und die kommt mit einer Einkaufstasche, und da ist für sie was drin. Bei mir, das wissen sie, ist für sie gar nichts drin. Wenn ihre Nasen etwas vermuten, gehen automatisch die Zungen aus dem Maul und lecken ihre Schnauzen. Die Schwänze wedeln. Erinnert mich an das, was ich kurz zuvor in der S-Bahn gelesen habe. An das Verhalten von Fußballprofis, wenn der Hoeneß bei Bayern München mit einem Geldbündel wedelt, dann legen sich landauf und -ab die Spieler platt auf den Rasen, und die Zungenspitzen blitzen aus den Mündern.

Zwei Tage zu Hause. Renate muss sich beeilen mit dem Heimkommen, sonst bin ich wieder weg. Sie hat den Zettel vergessen. Hoffentlich erinnert sie sich, wohin sie wollte. Bei mir ist das ohne Zettel ausgeschlossen. Aber auch mit Zetteln ist es schwer, weil ich mir kryptische Notizen mit auf den Weg gebe. Zum Beispiel: Zahn – Eugen – Bauer – Eier-Bäcker. Da muss man wissen: Beim Zahn gibt's Obst, Eugen ist der Zahnarzt, Eier gibt's nicht beim Bauern, Bauer heißt Honda, und Honda ist Auto, und Eierbäcker ist der Bäcker, bei dem es auch Eier gibt. Deswegen steht Brot gar nicht drauf.

Ich sehe Renate durch unseren Kurzgarten kommen. Mit zwei schweren Taschen. Ich raus aus dem Haus, die Hunde vorneweg, Freudenjauler, und die Zungen lecken das Maul: »Hast du was mitgebracht?« Sie hat. Renate schaut grimmig drein. Bin ich aus Versehen zu früh da? Müsste ich noch woanders sein? Aber sie sagt mir sofort den Grund, und der hat Gott sei Dank nichts mit mir zu tun.

»Ich habe gerade Cecilia Bartoli gehört. Es gibt keinen Zweifel, sie war es. Und ich war jetzt gespannt, was sie gesungen hat. Ich hatte das noch nie gehört. Glaubst du, sie sagen es mir? Genau wie gestern im Fernsehen. Ein wunderbarer alter Film mit wunderbaren Schauspielern. Glaubst du, da gibt es noch einen Abspann, wo man noch mal schauen kann, wer das alles war? Nichts. Gleich drauf die Werbung. Keine Sekunde Zeit. Nur kein Geld verschenken. Eine Unverschämtheit. Banausenbande! Das kommt davon, wenn man Kleinkrämer und Erbsenzähler zu Bossen macht.« Und weil ich gerade davor stehe, deute ich mit dem Finger nach oben und sage: »Übrigens, die Dachrinne ist kaputt.«

Hätte ich nicht sagen sollen, zumindest nicht in diesem Augenblick. Sie kocht. »Das ist dein ganzer Kommentar dazu?«

»Nein, Renate, ich möchte dir auch guten Tag sagen.«

Da lacht sie und umarmt mich.

»Entschuldigung. Wieso ist die Dachrinne kaputt?«

»Weiß ich nicht.«

»Es wäre schön, wenn du mir die Taschen abnimmst.«

»Gerne. Cecilia Bartoli sagst du?«

»Ja. Es gibt doch noch Leute, die sie nicht kennen. Warum sagt man das nicht an?«

»Es läuft nicht mehr rund.«

»Wer? Was? Was läuft nicht mehr rund? Die Dachrinne?«

»Deutschland. Hat der Müntefering gesagt. Deutschland muss

sich neu aufstellen.«

Renate kennt sich nicht mehr aus. Dass Renate mit Fußball »nichts am Hut hat«, ist eine Untertreibung, er ist für sie einfach nicht existent. Aber sie weiß genug darüber, um zu wissen, dass »Aufstellung« etwas mit diesem Sport zu tun hat. Und sie fragt gezielt naiv: »Wollen die Sozialdemokraten jetzt zum Fußball wechseln, nachdem es mit der Politik nicht klappt?« Ich atme schwer durch. Ich weiß, was jetzt kommt.

Während ich die zwei Taschen auspacke, hat sie sich an den Küchentisch gesetzt. Die Hunde knacken laut getrocknete Ochsenschwänze oder irgendwas anderes, liegen unter dem Tisch, die Tischrunde am Gesprächstisch, die Gesprächsrunde beginnt. Renate hat Aufschlag.

»Aha«, sagt sie, »Müntefering stellt Deutschland neu auf. In Viererreihen. Oder in Dreierspitzen, jedenfalls immer zu elft. 80 Millionen Deutsche teilen sich in jeweils elf. Das sind, warte ... elfeinhalb Millionen Elfs, die jetzt *was* machen müssen?«

»Die sollen sich irgendwo aufstellen.«

»Wo?«

»Das hat er nicht gesagt. Er hat nur gesagt, dass wir nicht ...«

»Wer wir? Ich auch?«

»Ja, Renate. Du auch. Du wirst aufgestellt. Und zwar neu aufgestellt.«

»Von Müntefering? Das wüsste ich aber!«

»Renate. Bleib doch mal ernst. Münte hat gesagt, Deutschland muss wissen, dass wir *nicht* automatisch an der richtigen Krümmung des Flusses liegen ...«

»Wieso liegen? Ich denke, wir stehen?«

»Ja. Er meint doch das Land. Deutschland. Ein Land liegt.«

»Aha. Und deswegen soll es aufgestellt werden. An Flüssen.«

»Nein, nur an *Flusskrümmungen*.«

»Richtig, aber nicht an den falschen.«

»So ist es. Und auch nicht zu weit hinten.«

»Wo ist bei einer Krümmung hinten?«

»Das weiß ich nicht, Renate. Das kommt darauf an, von wo aus man das sieht.«

»Von Müntefering aus.«

»Ja. Nicht zu weit hinten, weil wir uns anstrengen müssen, um vorne zu bleiben.«

»Jetzt fasse ich mal zusammen, was Münte uns sagen wollte: Wir müssen uns alle an den vorderen Flusskrümmungen zu elft aufstellen und zwar neu ... um damit *was* zu erreichen?«

»Ja ... um Wohlstandsland zu bleiben ... und frag jetzt nicht, an welchem Fluss.«

»An welchem Fluss?«

»Mein Gott, Renate, am Überfluss.«

»Und da stehen wir und stehen wir, an der Krümmung, vorne, und warten und warten ... und sehen ...«

»Sehen *was*?«

»Wie der Müntefering vorbeischwimmt.«

Es ist genug. Renate hat ein größeres Problem. Die Fernbedienung für unseren Fernsehapparat hatte ausgedient. Der Fachmann war da gewesen und hatte einen neuen Computer mitgebracht. Der funktionierte nicht. Zunächst wusste er nicht warum. Dann erkannte er, dass der Apparat leider ein paar Jahre alt ist. Inzwischen haben die Computer, also die Fernbedienungen, rein technisch die Apparate überholt. Nun, sagte er, müssten wir von dem alten Computer auf den neuen umschalten. Wenn wir das tun, bekommen wir ein Bild, aber ein schlechtes. Das heißt, wir müssen, weil wir neben der Antenne auch eine Schüssel auf dem Dach haben, auf die Schüssel schalten, also vom neuen Fernbedienungscomputer wieder zurück auf den alten, aber dann mittels eines anderen Knopfes

zurück auf die Schüssel.

Und warum, haben wir gefragt, kann man nicht den passenden Computer kaufen, der zu dem Apparat passt? »Den gibt's nicht mehr«, hat der Fachmann gesagt. »Es ist nicht kompatibel.«

Ein Zauberwort im grassierenden Kryptozooikum. Kompatibel.

Diese Firma stellt das nicht mehr her. Er ist veraltet. Die Geschwindigkeit, mit der das Neue veraltet, nimmt zu. Du hast es gerade gekauft, stellst zu Hause fest, dass dir das andere, was dir angeboten wurde, doch besser gefällt, fährst in den Laden zurück und verlangst das andere. Sie wissen nicht mehr, wer du bist, was du gekauft hast, und lächeln mitleidig, wenn du erwähnst, was du willst.

»Das stellen wir schon lange nicht mehr her.«

Unser Fernsehapparat geht jetzt mit mehreren Tricks, Schaltungen, und mit vier verschiedenen Computern zur Not an, liefert Bilder in Nebel und Hagelschauern, wird mit einem Schuss auf die Schüssel geschaltet und ... dann kann man ihn nicht mehr ausschalten. Man drückt und drückt, dahin, dorthin, haut auf den Apparat – nichts. Er läuft weiter. Dann reißt man den Stecker raus, und nachts um drei hört man Geräusche. Der Apparat läuft. Renate hat er vorgestern Nacht überrascht, als er ihre Handynummer anrief. Er telefonierte mit der Waschmaschine, brachte den Trockner zum Glühen und nahm Verbindung zu unserer Autoalarmanlage auf.

Die Polizei kam und wollte wissen, wer sie gerufen hat. Renate sagte: »Die Waschmaschine muss über unser Telefon den Fernsehapparat eingeschaltet haben, und der hat mit dem Einschalten der Fernheizung in unserem Auto die Alarmanlage ausgelöst, dann haben die Nachbarn angerufen, und ihre Anrufe sind bei Ihnen gelandet.«

Der eine Polizist machte daraufhin seinem Kollegen ein Zeichen, und beide Herren zogen sich diskret zurück. Wir sind

uns einig: Der Wahnsinn ist nicht kompatibel. Und eins haben wir gelernt. Wir schalten keine Werbung mehr aus.

Renate und ich haben gestern Abend beschlossen, unseren Widerstand aufzugeben. Wir haben die vier unkompatiblen Fernbedienungen weggeworfen und einen neuen Fernsehapparat gekauft.

Als die Firma ihn brachte, warnte uns der Angestellte der Firma, dass die fünf Fernbedienungen schon bald veraltet sein könnten.

DIE VERMUMMING DER VERDUMMUNG

Die Diskussionen darüber, ob wir verblöden oder nicht, beschäftigen sich gar nicht mehr mit dem oder-nicht. Es geht nur noch darum, in welchem Tempo das geschieht. Die Versuche, das Tempo zu verschärfen, kommen noch einigermaßen verummt daher.

Wenn zum Beispiel der frühere RTL-Chef Helmut Thoma die Kritik an seinem Programm, die Anbiederung an den niedrigsten Geschmacksnennner seines Publikums mit der lustigen Pointe zurückweist: »Dem Fisch muss der Wurm am Angelhaken schmecken – nicht dem Angler«, kann man getrost lachen. Wenn man sich nicht verschluckt. Denn hinter der Pointe verummt sich die Tatsache, dass damit genau das Gleiche ausgedrückt wird, was der Vorwurf beinhaltet: Das Programm ist der Köder, das ist der Wurm, der Programmacher ist der Angler, der Zuschauer ist der Mensch, für den der Fisch gefangen wird. Der frisst den Fisch. Im Fisch ist der Wurm. Der Mensch frisst den Wurm. Quod erat demonstrandum.

Die erweiterte Wahrheit sieht noch anders aus: Ich bin der Wurm, mich frisst der Fisch, den angelt sich Endemol, und der hat alle Flussufer besetzt und legt viele Angeln aus. Die Sache stinkt, da ist der Wurm drin. Auch im Essen. Wir essen nicht mehr das, was wir sehen.

Wir sehen auch nicht mehr, was wir essen. Wir schmecken nur noch. Würden wir wissen, *was* uns schmeckt, würde uns das Essen vergehen. Was uns schmeckt, ist das, was *nach* etwas schmeckt, was so aussieht, als wäre es das, was wir essen möchten. Wir essen aber nur noch Verstärker des Geschmacks. Wir schmecken »flavor«. Um eine Stadt zu ernähren, braucht man nur noch ein kleines Labor. Eine Flavorküche. Mit

Sauerkraut-flavor und dem Ertrag einer abgemähten Wiese kann man ein paar Tonnen Sauerkrautbüchsen füllen. Aus einem alten Sattel kann Goulasch entstehen.

All das wird längst gemacht. Die köstlichsten Büffets bestehen aus Sägespänen, Schafswolle und dem Extrakt unserer gesammelten Bioabfälle. Das ist nicht neu, es ist auch nicht neu, dass demzufolge unser Lebensmittelpunkt nicht auf dem Lande ist, sondern in einer der Tablettencities, in Leverkusen zum Beispiel. Oder auch Flavorkusen. Hier liegt natürlich auch ein Vorteil, nämlich die Möglichkeit, in die Nahrungsmittel chemische Abwehrstoffe einzubauen, die die Volksgesundheit stärken und die Krankenkassen unterstützen. Das alles ist in keiner Weise lebensgefährlich, wie man sieht. Erwähnt werden soll nur, dass das im Gesamtbestreben, uns zu verdummen, ein Riesenerfolg ist.

Ganz schwindlig wird mir allerdings, wenn ich an die Lebensmittelgiganten Nestle und Oetker denke, die ohnehin schon die Nahrungsmittel als Pulver anbieten. Und bei dem Gedanken daran, was sich dort alles vermurmt, zittere ich. Wenn man über einen Menschen mitteilt, er hätte sein Pulver verschossen, klingt das ein bisschen negativ. Bei Oetker würde sich in diesem Augenblick das Gefühl der Erleichterung einstellen. Während wir noch über die Gipfel der Dummheit und die Spitzen der Eisberge und die Abgründe der Verblödung die Köpfe schütteln, rutscht folgende Mitteilung unbeachtet durch:

Im Jahre 2003 verspielten die Deutschen zehnkommafünf Milliarden Euro mit Toto und Lotto, fünfkommadrei Milliarden an Automaten und setzten 236 Millionen Euro auf Pferde. Nicht gerechnet die Unsummen, die im Kartenspiel bei Hüttenspielen, Wetten dümmster Art und im Roulette verspielt worden sind. Nimmt man das Lotto heraus, das einmal bescheiden anfing, als es noch für sechs Richtige einen Höchstgewinn von 500000 Mark bezahlt hat, woran der Staat gut verdiente, und denkt man daran, dass das Glücksspiel

verboten ist, zumal ein Spiel mit so winzigen Chancen, kommt man auf den vermutlich nicht falschen Verdacht, dass die Verblödungsstrategie der Werbung für die Glücksspielindustrie staatlich anerkannt und gefördert wird.

Zumal die Lottoleute unglaublich expandieren durften. Der Höchstgewinn darf in den Himmel schießen, die Einsätze wurden erhöht, es gab eine Zusatzzahl, nach der Zusatzzahl eine Superzahl, zum Sonnabendlotto ein Mittwochslotto, die Super 6, und dann zu 6 aus 49 noch eine 6 aus 35, mit Zusatz und Super- und Superzusatzzahl, und die Werbeartillerie schießt aus sämtlichen Haubitzen mit Stars und Zusatzstars und Zusatzsuperstars, mit gemeingefährlichen Versprechungen, mit Supervillen und Traumyachten und immer mit einem glücklich strahlenden Günther Jauch.

Da das ein sehr sympathischer Mensch ist, habe ich das persönliche Schreiben ... jeder bekommt ein *persönliches* Schreiben mit persönlicher Anrede. *Noch* ist es nicht so weit, dass sie mich mit »Lieber Dieter« anschreiben, aber das kommt bestimmt ... habe ich also das persönliche Schreiben geöffnet und staunend meine Chancen erkannt.

»Heute erhalten Sie die Chance, die neue Gewinn-Sensation der Süddeutschen Klassenlotterie (SKL) persönlich zu erleben. Selbst treue Stammkunden, von denen bereits drei Mitspieler 5 Millionen Euro gewonnen haben, sind von der neuen Gewinndynamik verblüfft.

Sichern Sie sich die letzten freien Lose! Denn zu den täglichen 1 Million Euro oder 1000 x 1000 Euro gibt es sensationelle 12,5 Millionen Euro. Der Hauptgewinn der SKL 12 500000 Euro.

MEHR ALS JEDE 2. LOS-NR. GEWINNT«

Hier habe ich aufgehört, weiterzulesen. Mehr als jedes zweite Los: das heißt fast jedes. Es gibt jetzt auch noch ein Euro-Joker-Zusatzspiel. Jede Stunde, heißt es, werden 10000 Euro ausgespielt und 287mal 100000 Euro und so weiter. Unter dem

Bildnis von Jauch wird man zur Eile aufgefordert. So als ob schon alles ausverkauft ist. Gleich anrufen, sagt Herr Glöckle von der SKL! »Ich kann es nur 10 Tage für Sie reservieren, danach muss ich die Reservierung [!] für andere Mitspieler freigeben.« Und fett gedruckt:

»Es wäre doch schade, wenn jemand anderes damit reich wird.«

Ein dreister Übertölpelungsversuch, der aber Wirkung zeigt und eine ständig wachsende Zahl von Reichtumsinteressenten um ihren Einsatz erleichtert.

Wenn man sich einmal die Zahlen, die zweimal in der Woche als Gewinnzahlen aus der Trommel fallen, ansieht, muss man feststellen, dass die Zusammenstellung nicht sehr originell ist. Seit Wochen kommt regelmäßig diese langweilige 32. Wer passt denn da nicht auf? Ich kenne die Leute nicht, die diese Zahlen aussuchen, aber aufregend ist es nicht, was ihnen einfällt. Ich vermute, dass es mit rechten Dingen zugeht, dass das Ganze aber trotzdem ein Riesenbeschiss ist, weil man den Menschen die Gewinnaussichten verklärt. Der zitierte Werbetext ist glatt gelogen, weil er verschweigt, wie viele Nichtgewinner wöchentlich die Zeche von einigen Millionären bezahlen. Und damit ist der Tatbestand der gezielten Verblödung erfüllt.

Mit den Gesetzen hat das nichts zu tun. Der Spruch »Er ist dümmer, als die Polizei erlaubt« stimmt ohnehin nicht, denn Dummheit ist gesetzlich erlaubt.

Die Staatliche Lotterieeinnahme Günther lockt zum Beispiel mit einem zusätzlichen Knüller: Dem Käufer eines SKL-Loses verspricht sie: »Mit Ihrem SKL-Los sind Sie bereits potenzieller Show-Kandidat bei Günther Jauch und können sogar noch zusätzlich bis zu zweistellige Millionenbeträge gewinnen.« Also reich und berühmt!

Von Herrn Günther bekam ich, ganz persönlich natürlich, eine Persönliche Privileg-Mappe, worauf mir mitgeteilt wird: »Mit

der Günther-100%-Gewinn-Garantie! Sie gewinnen garantiert mindestens dreimal!«

Vor ein paar Monaten hat mir ein Finanz- und Wirtschaftsberater eine Geldanlage angeboten mit einer Rendite von 14,3 Prozent. Es hat auch schon welche gegeben mit 30 Prozent und höher. Beim Lesen stellt sich sofort die Frage: Steht das Angebot noch, oder sitzt der Anbieter bereits?

Ein absoluter Glücklichmacher aber ist der Herr Dr. Zimmermann aus Kerkrade. Auch er kümmert sich um mich. Um meine Potenzprobleme macht er sich Sorgen. Er hat vermutlich wahnsinnig viel zu tun, aber er schreibt mir persönlich, weil er ernstes männliches Leid beseitigen kann. Nicht lindern, nein, nein, er kann es futschiwegzaubern. Er hat ein Mittel, das die Schlaffschwänze dieser Welt begeistern wird: »*Male Sex Enhancer*«.

Sämtliche Anglisten, die mir bekannt sind, habe ich gefragt, ob es dieses Wort gibt. Keiner hat es je gehört. Enhancer? Ein Ferkelwort? Ein chemischer Begriff, ein terminus technicus oder reiner Quatsch? Das riecht nach Quatsch. Dr. Zimmermann – was für ein Doktor ist er? Wo hat er den Titel her? – verschickt jedenfalls Prospekte. Die regnen in ungeschützte Haushalte hinein und verbreiten merkwürdige Weisheiten. Dieser Zimmermann verspricht alten Männern wilde Liebesnächte. Er zitiert einen seiner »Patienten«: »Seit ich Ihrem Rat folge, steht mein Glied, solange ich will. Meine Frau schreit vor Lust.« Ich zitiere nur das Nötigste. Er erreicht durch »*Male Sex Enhancer*«, dass ohne operativen Eingriff bei siebzigjährigen Männern die Organe größer, länger und schwellbarer werden.

Da muss ja dann irgendwo ein Geheimnis lauern. Tut es natürlich auch. Es lauert meistens irgendwo im amerikanischen Hinterland oder in China. Jawohl, es kommt aus der chinesischen Medizin, und koreanischer Ginseng ist auch dabei. Wahrscheinlich aus Nordkorea, da kann man nichts nachprüfen; es handelt sich um eine Zauberfrucht. Und die heißt Jujube. Das

ist schlecht erfunden, denn es klingt nach Afrika. Ganz wichtig ist dabei auch noch Ginkgo Biloba, und das, sagt der Schelm Zimmermann, aktiviert Botenstoffe im Gehirn, die in den Südkörper des alten Herrn eilen und die eingeschlafenen Lustreste fragen: »Könnt ihr euch noch erinnern?« Dann kriegen sie einen Schlag mit der Jujube-Keule und einen Ginkgo Biloba-Hammercocktail, und dann zeigt der tail wieder aufrechtes Interesse. Und dann schreit seine Frau vor Schreck. Aber auch dafür hat der Zimmermann, der den Hammer im Haus erspart, eine Wunderpille. Und einen Schlusshinweis: »Hat Ihre Frau Probleme? Bestellen Sie Female Passion!«

Ein anderer Fall beschäftigt mich längere Zeit hindurch. In sich drängenden Abständen habe ich von Frau Vera Klingler Post bekommen, die mit Jubel in der Tinte mitteilte, dass ich einen Jackpot-Gewinn in Höhe von 25000 Euro erzielt hätte. Für nichts. Einfach so. Anbei lag die Kopie eines auf mich ausgestellten Schecks, den ich abrufen sollte. Gewinnnummer 794429. Sofort anrufen. Der Gewinn ist ungeduldig, hat Langeweile, liegt auf der Bank rum, auf der VITA BANQUE (wer weiß, ob die weiß, dass es sie gibt) und möchte zu meinem Konto.

Ganz schnell soll ich sie anrufen, die Frau Klingler, und zwar unter 0190-88250048.

Das habe ich dann irgendwie vergessen, woraufhin eine weitere Aufforderung von Frau Klingler kam:

»Es gibt wahrscheinlich wenig Gründe, warum jemand einen Gewinn nicht anfordert ... Ihr Name steht nämlich tatsächlich auf der Gewinnerliste ... Sie haben tatsächlich bares Geld gewonnen. Es geht um 25000 Euro.«

Immer wieder ein neuer Brief von Vera Klingler und immer wieder diese Telefonnummer. Ihre Adresse gibt sie an mit dem Firmennamen IMPULS in Wolfurt – Österreich – das gibt es, allerdings mit th geschrieben – aber ohne Straßenangabe, nur

mit einer Postfachnummer. Wo ist der Witz?

Ich denke dabei an eine Geschichte, die sich an einem Grenzübergang im Riesengebirge zugetragen haben soll. Eines Tages erschien an dem Grenzposten zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei ein Radfahrer, der auf seinem Gepäckträger einen Sack hatte. Der deutsche Grenzbeamte, an die Tricks der Bewohner diesseits und jenseits der Grenze gewöhnt, öffnete den Sack und sah, dass er mit Sand gefüllt war. Der Radfahrer durfte passieren. Genau einen Tag später erschien derselbe Mann, und wieder hatte er einen mit Sand gefüllten Sack auf dem Gepäckträger. Der Zöllner wurde misstrauisch, schüttete den Sack aus und suchte im Sand nach Schmuggelgut. Er vermutete Uhren oder Edelsteine. Aber er fand nichts. Den Zöllner ärgerte sehr, dass er gezwungen war, den Sand wieder in den Sack zu füllen. Nachdem der Sandmann das siebente Mal die Grenze passiert hatte, der Zöllner zum siebenten Mal den Sand wieder einschaufeln musste, resignierte der Zöllner und ließ ihn passieren. Er hatte sogar heimlich eine Sandprobe vom Zollamt untersuchen lassen. Kein Ergebnis.

15 Jahre später, der Zöllner war bereits pensioniert, traf er den Sandmann und fragte: »Heute kannst du mir's sagen! Mit deinem Sandsack auf dem Fahrrad. Was hast du geschmuggelt?« Und der antwortete knapp: »Fahrräder.«

Und das ist das Geheimnis der listenreichen Frau Klingler: die Telefongebühren! Wenn 10000 Leute anrufen, die alle 25000 Euro »gewonnen« haben und die angegebene Nummer in Argentinien zu Hause ist, dann kommt was raus dabei. Hinter Frau Klingler steckt sicherlich eine organisierte kriminelle Vereinigung, deren Mitglieder den Ort Wolfurth nie gesehen haben und sich stark amüsieren über die Blödheit der zahllosen Anrufer.

Diese Art von Bauernfang hat Erfolg. Vermutlich sogar zunehmend. Für die Polizei sind das Bagatellfälle, dafür hat sie keine Zeit. Früher gab es TV-Magazine, die darüber aufgeklärt

haben, gewarnt haben, den Menschen mitgeteilt haben, wer die Herrn sind, die Frau Klingler heißen. Erstens gibt es heute weniger Magazine, und die, die es noch gibt, senden später als früher.

ARD und ZDF hatten Bedenken wegen der Abnahme der Quoten.

Die Öffentlich-Rechtlichen machen sich in jede Hose, die man ihnen hinhält, und die Privaten senden das, was drin ist.

MÜNCHEN – FULDA – WEIMAR

Das S-Bahnfahren war anstrengend. Ein redewilliger Mitfahrer hat meine Aufmerksamkeit beansprucht mit der Schilderung der politischen Ereignisse, die er aus der Zeitung herausgelesen hatte. Ich hatte meine Informationen aus demselben Blatt und war dankbar, sie noch einmal erklärt zu bekommen.

Was macht man, wenn man an Zeitgenossen gerät, die ihre Bekenntnisse ausschütten bei der Erörterung schwerer Probleme, nicht leicht lösbarer Rätsel, bei Überlebensfragen im Nahen Osten, Krieg oder Frieden. Ich habe mir da eine Tabelle ausgedacht, die ich auswendig gelernt habe, damit ich nicht so hilflos der Logorrhöe der Mitbürger ausgeliefert bin.

Standardsätze sind folgende:

(Links sind die Sätze, rechts das, was ich tun muss.)

»Man wird ja noch mal sagen dürfen ...« Nicken

»Schließlich haben wir ja eine Demokratie ...« Lauschen

»Ich bin der Mensch, der ...« Abwarten

»Ich sage Ihnen und das ist *meine* Meinung ...« Weghören

»Ich kann einfach meinen Mund nicht halten ...« Mund halten

»Wir sollten uns mal zusammensetzen ...« Aufstehen

»Ich möchte keinem zu nahe treten, aber ...« Zurückweichen

»*Ist doch so, oder?*« Kopf schütteln

»Ich habe, weiß Gott, Humor, aber ...« Kotzen

»Ich will ja nicht lästig fallen ...« Lachen

Als ich über den Bahnhofsvorplatz lief, sah ich Meusel. Er stand in einer Gruppe. Ich habe einen Bogen um sie gemacht. Ich kenne sie, die auf der Matte sind. Sie stehen da immer zusammen, sommers wie winters mit ihren Habseligkeiten. Was

für ein merkwürdiges Wort: »Habseligkeiten«. Ich habe gesehen, dass sie über ihn gelacht haben. Sie hatten Bierflaschen in der Hand und hörten ihm zu. Er ist zu Hause angekommen.

Beim Hinausfahren aus der Bahnhofshalle dachte ich mal wieder daran, wie es war, als ich das allererste Mal »hineinfuhr«. Es gab keine Halle, kein ganzes Gebäude. Die Leute hatten Mäntel an, die aus amerikanischen Wolldecken zusammengenäht waren, die Loks ließen heißen Dampf ab, amerikanische Militärpolizisten patrouillierten auf den Bahnsteigen, und durch die Trümmerhalle sah man die Ruinen. Man hatte Hitlers Stadt völlig zerstört.

Heute hat sie eine reiche City, Prachtstraßen, eine Riesenfußgängerzone mit Schlecker – Douglas – McDonald's, Kaufhof, Karstadt, Gerry Weber. Es gibt fünf Staatstheater, viele Privattheater, drei Stadttheater, zehn Kabarettbühnen, Konzertsäle, Kunstakademie, Musikhochschule, Universitäten, viele Kirchen, den Viktualienmarkt, das Valentinmusäum, das Haus der Kunst, die Isar, den Bayerischen Landtag, die Bayerische Staatskanzlei, die Residenz und bei gutem Wetter das Sonnenlicht auf den Kuppeln der Theatinerkirche, was allein ein Grund wäre, um in dieser Stadt zu wohnen.

Wenn man von dort aus die Ludwigstraße durch das Siegestor hindurch, die Leopoldstraße hinunter fährt, kommt man nach Schwabing, das früher den Ruf hatte, die Künstler zu beherbergen, Maler, Bildhauer, Sänger und Schauspieler, denen in den Jahren der Jahrhundertwende bis zur Nachkriegszeit München den Ruf als Kunststadt verdankte. Heute wohnt da kaum mehr ein Künstler. Noch in den Jahren der Nachwährungsreform gab es da in den obersten Stockwerken der alten Häuser große Ateliers. Die sind abgerissen, da gibt es keine Ateliers mehr. Auch sind die Künstlerkneipen verschwunden. Die Erbengemeinschaften haben zugeschlagen, denen die Bewahrung alter Traditionen, die nur mit finanziellem Entgegenkommen möglich ist, völlig fremd ist. Sie wohnen

ganz woanders, die Erben, und verbinden mit ihrem Besitzanteil nichts Persönliches. Die Poesie des Wohnens entlockt ihnen nicht einmal ein Lächeln, sie wissen gar nicht, wie man Poesie und Wohnen in einem Satz unterbringen kann. Wohnen hat etwas mit vermieten zu tun, also mit der zu zahlenden Miete, die auf ihr Konto überwiesen wird. Mehr ist das nicht.

Wichtig allein ist die auf den Quadratmeter Wohnraum genau berechnete Höchstnutzung, die zu erzielen ist. Wer der Mieter ist, ob angenehm oder ekelhaft, was er tut, was er kann, ist völlig egal. Wichtig ist, dass er die Miete zahlen kann. Angenommen, einer der angeheuerten Interessenvertreter der Erbengemeinschaften würde mit Argumenten wie Wärme, Wohngemeinschaft, Atmosphäre oder Ähnlichem kommen, ich glaube, er würde für abartig gehalten werden. Miete – Rendite – Quadratmeter – Nutzung – Vorteilswahrung – berechtigte Forderungen, das sind die Vokabeln.

Wenn das Wort Erbengemeinschaft fällt, bedeutet es immer Kälteinbruch. Schwabing ist erfroren.

Die Yuppies sind auch schon in die Jahre gekommen. Je öfter man ihnen zuhört, umso nahe liegender die Vermutung, dass unsere Gesellschaft bereits zur Erbengemeinschaft verkommen ist. Die größte Angst bei diesen Rendite-Notgemeinschaften besteht in der Möglichkeit, dass noch jemand dazukommt. Dass unvermutet ein Sohn aus einer Ecke auftaucht, der das Siebentel zum Achtel macht.

Immer diese Angst. Um die Ecke lugt die Armut. Wertminderung, ein Schreckenswort. Von Reichtum kann keine Rede mehr sein. Warum heißt es eigentlich nicht Reichmut? Es gehört heute Mut dazu, reich zu sein. Sich zu bekennen, sich dem Neid zu stellen. »Geiz ist geil.« Ein fabelhafter Slogan. Passt! Geiz ist geil – Armut ist blöd – Habgier ist Klasse – Bibel ist Scheiße. Man muss zusammenhalten. Die Mauern um das Erreichte verteidigen. Es wird sich bald um eine Elite handeln. Früher sagte man Villenviertel – heute sind es schon

Villenachtel.

Darum ist die Politik, die in Bayern gemacht wird, so zukunftsweisend. Die Erbengemeinschaften der über Jahrzehnte hinweg erfolgreichen Politik der Besitzstandswahrung, geprägt durch die Renditepräsidenten Strauß – Streibl – Stoiber, der bayerischen St.-Dynastie, sind auf dem besten Wege, ihre Kinder auf ein Leben einzuschwören, das einer baldigen wirtschaftlichen Nutzung ihrer schnell erlernten Fähigkeiten untergeordnet ist.

Es ist ja nicht weiter erstaunlich, dass die bayerischen Schülerinnen und Schüler in der PISA-Studie gar nicht vorkommen. Hier findet eine Wertung statt, die mit der restdeutschen, also der außerbayerischen, nicht kompatibel ist. Es ist albern, immer wieder den alten Irrtum aufzuwärmern, als ob in Bayern die Uhren anders gingen. Gehen sie nicht! Es ist nur eine andere Zeit. Ein anderes Jahr. Man ist in Bayern einfach ein Jahr weiter. Und man ist flexibler. Schneller. Wendiger.

Monika Hohlmeier, die Vorsitzende der Strauß-Holding-Gesellschaft, bei der sie auch eine Tochter ist im Rahmen der Muttergesellschaft zur Verwertung von Strauß-Rechten-Zürich und die nebenbei auch ein Ministeramt in Bayern bekleidet, hat ihrem Land dieses eine Jahr erkämpft. Die Abschaffung des neunten Gymnasialjahres, so war die Argumentation, macht die Abiturienten in Bayern jünger. Irgendjemand in der Bayerischen Staatskanzlei muss dann in den Terminkalender von Edmund Stoiber geschaut haben und erschrocken sein. Man stand vor Wahlen. Stoiber sagte sofort, er wisse auch nicht, wer diese blöde Idee ins Spiel gebracht habe, und schwor auf die Beibehaltung von G9. Die Kinder sollten in Ruhe Wissen sammeln und nicht gestresst der wirtschaftlichen Nutzung zugeführt werden. Die Tochtergesellschaft Hohlmeier hat sich sofort distanziert. Sie konnte sich nicht erinnern, dazu überhaupt etwas gesagt zu haben.

Die Wahlen gehen hierzulande für die Christdemokraten immer gut aus. Da mag kommen, was will. Im Gegensatz zu den Sozialdemokraten, die es übel nehmen, wenn man sie belügt, und am Wahltag trotzig zu Hause bleiben, sind die CSU-Wähler viel nachtragender, gehen erst recht zur Wahl. Sie sind da ohne Gnade und wählen die CSU noch einmal und noch einmal, so lange, bis was Vernünftiges rauskommt. Es kommt natürlich nichts raus, aber diese Beharrlichkeit ist bewundernswert.

Stunden nach der Wahl wurde der siegreiche Stoiber gefragt, was er als Erstes zu tun gedenke. Die Antwort war klar: Her mit der G8 – weg mit der G9. »Weil es anders gar nicht geht«, hat er gesagt. Und die Hohlmeier Holding hat gemeint, dass sie nie etwas anderes gewollt hätte.

Die Zeiten des reinen Spielens und des anfangs spielerischen Lernens sind vorbei. In Zukunft werden die Manager der großen Konzerne regelmäßig die Oberschulen besuchen, die Notenentwicklung überwachen und spätestens in der 6. Gymnasialklasse Verträge abschließen. Der Unterrichtsstoff wird überarbeitet, gestrafft, geprüft auf Effektivität und radikal eingestrichen. Allgemeinwissen wird privatisiert. Das übernehmen Education-Consulting-Firmen oder Internet-Special-Lessons. Wann Geschichte beginnt, ist Ermessensangelegenheit. Niemand muss mehr wissen, warum der Film *Troja* so heißt. Für Grammatik ist jeder selbst verantwortlich. Wer Perfekt und Plusquamperfekt für die Namen von privaten Fernsehkanälen hält, wird keinen beruflichen Schaden davontragen. Hauptsache, man beherrscht beim Abitur das Alfabett. Bayern hat auf jeden Fall ein Jahr gewonnen. Und wenn wir einmal gemeinsam an dem Punkt unserer tatsächlichen Verblödung ankommen sollten, dann ist Bayern immer schon ein Jahr früher da. Die St.-Dynastie hat dieses Land reif für die Zukunft gemacht.

Und Edmund Stoiber ist inzwischen auch irgendwie abgehärtet. Früher hätte er sich gerämt, wenn man ihm

nachgewiesen hätte, dass er sich widersprochen hat. Heute hat er so schnell vergessen, was er gesagt hat, dass er auch vergessen hat, dass er's vergessen hat. Wenn er bei einer Rede, ob in Passau oder zu Pfingsten, die Meinung verkündet: Nicht ärgern, nicht gleich gehen, ein bisschen warten, dann kann man gleich das Gegenteil hören.

Seit seinem Versuch, Kanzler zu werden, hat Stoiber auch wieder an Unterhaltungswert zugelegt. Ganz allerliebst seine Versprecher. Besonders wenn die Sätze mit Leidenschaft unterlegt sind, so wie in Aschermittwochsausbrüchen, wo er besonders putzig wirkt, wenn er ausruft, dass ihn gludernde Lot erfasst, aber lodernde Glut meint. Wenn er der Regierung gebrochene Versprechen vorwerfen möchte, aber versprochene Gebrechen vorschlägt ... Halt, das hat er nicht gesagt, das habe ich ihm vorgeschlagen. Nehme ich zurück. Man hat Spaß mit ihm. In ihm schlummert noch Spontanes. Etwas, was seine Manuscript-Scherpas wahrscheinlich fürchten. Ich finde das sympathisch. Natürlich würde ich blass werden, wenn er sich zum Beispiel hinstellte und eine Million neue Arbeitsplätze verspräche. Aber am nächsten Tag wäre Dampf in der Bude.

Er ist, glaube ich, genau wie Strauß, ein Zahlenlegastheniker. Er greift sich die Zahlen aus der Luft. Diese Unbedenklichkeit habe ich immer bewundert. Bei mir merken die Leute leider immer, dass etwas nicht stimmt.



Ich habe zum Beispiel häufig die Geschichte von einem Ehepaar erzählt, das vom Oktoberfest zurückkam. Das Paar sitzt in einem S-Bahnzug nach Wolfratshausen. Neben den beiden ein Boxerhund. Frauchen hält ihm ein Stück Wurst hin und fragt:

»Wie spricht der Hund?«

Und das Herrchen knurrt: »Wie Erwin Huber.«

Das Frauchen fragt: »Wer ist das?«

Herrchen antwortet: »Seit 60 Jahren der jüngste Nachfolger von Stoiber.«

An der Geschichte stimmt *nichts*. Aber auch gar nichts. Und es hat sie mir auch keiner abgenommen. Jahrelang habe ich auf einen Versprecher des Tagesschausprechers gewartet, besonders damals, als Leo Kirch noch einmal von den Steuerzahlern gerettet werden sollte. Ich habe mir gewünscht, der Sprecher hätte gesagt: »Leo Kirch erhielt durch das Abnicken des Ministerpräsidenten Stoiber verängstigte Kredite der

Bayerischen Landesbank ... Verzeihung: vergünstigte.«

Stoiber tut für sein Land alles. Da kann ihm niemand etwas vorwerfen. Er ist ein bayerischer Patriot. Ein glühender. Es hat mir mächtig imponiert. Genau wie dieser Angeklagte, der zu seiner Verteidigung ausrief: »Ich bin ein flammender Serbe!« Großartig. Ein flammender Serbe. Dagegen bin ich nur ein kokelnder Schlesier. Ärmlich. Aber das ist es ja eben: Ich kann für mein Land nichts tun.

Es ist immer wieder bewundernswert, mit welcher äußersten Konsequenz die Anhänger der St.-Dynastie Opfer für ihr Land bringen. Reihenweise stehen sie vor Gericht, um über das Ansehen von Partei und Land nichts, aber auch gar nichts, so wahr ihnen Gott helfe, zu wissen. Es geht zwar nur um ein paar lächerliche Millionen, die ein gewisser Schreiber gebunkert hatte, aber niemand weiß, wer sie wirklich bekommen hat und wo sie jetzt sind. Seit Jahren weiß jeder, dass dieser Schreiber mit den Straußens einen engen Kontakt hatte, mit den Söhnen, mit dem Töchterchen Monika, mit den Generalsekretären der CSU, dass er durch sämtliche Presseorgane geschlichen ist, in Büros und Vorzimmern auftauchte, aber nun, nach Aussagen der ehemaligen Minister, Sekretäre, Strauß-Spezis und anderen prominenten Amigos, kennt den Mann niemand.

Als echte Patrioten stellen sie sich dumm.

Sie halten dicht. Aus flammender Liebe. Glühend. Lodernd. Es ist eine vergebliche Hoffnung der Wahrheitsfinder, dass diese Leute nicht ganz dicht sind.

Pro Patria – Pro Vision – Profit.

Es geht das Gerücht, dass jeder den CSU-Headquarters Nahestehende einen Eid leisten muss, bevor er zu Gericht geht. Der soll folgenden Wortlaut haben:

»Ich weiß noch nicht, was ich alles wissen werde, aber wenn ich weiß, was ich alles nicht gewusst haben darf, weiß ich auch, was ich wissen muss, wenn ich gefragt werde, was ich alles

gewusst habe, als noch keiner wissen wollte, was ich alles gar nicht wissen *konnte*.

Kurz: Ich weiß nichts, das weiß doch jeder.

Amen.«

TÜREN SCHLIESSEN

Eine neue Schaffnerin federt durch den Zug. Wie ein Rehbock durchs hohe Gras. Flott ist die Dame und bei ihrem Team offensichtlich gern gesehen. Die Herren strahlen, wenn sie in die Nähe kommt. Tiefschwarze Haare, lustige Augen, Lachfalten, die Uniform steht ihr blendend, und sie hat gute Laune. Die Fahrkartenkontrolle macht sie lässig, ohne Erheben der Stimme, wie man es gewohnt ist, also nicht dieses »Diiieee Fahrkarten bittää!«, sondern sie steht einfach vor einem, lächelt und fragt ganz natürlich: »Darf ich Ihre Fahrkarte sehen?«

Die Jugend ist es nicht, die ihren Charme ausmacht, es ist der Charme, der die nicht mehr vorhandene Jugend mühelos überstrahlt. Um zu erreichen, dass sie noch einmal kommt, bestelle ich einen Kaffee. Sie sagt: »Gärrne.« Sachsen. Eindeutig ist sie eine Sächsin.

Sie bringt den Kaffee, und während der Zahlungszeremonie unterhalten wir uns über ihren Job. Sie hat ihn gern. Sie mag die Menschen, und ich habe den Eindruck, hier übt jemand einen Beruf aus, der zu ihm passt, ein Glücksfall. Bis sie plötzlich sagt:

»Früher hatte ich ja 'nen richtigen Beruf. Den wollt ich, den hab ich gekriegt, den hab ich geliebt, aber den bin ich los.«

Ich frage überrascht: »Ach so? Und was waren Sie früher?«

Sie sagt: »Kranfahrerin.«

Und ich: »Wie bitte?«

Sie: »Ich war Kranfahrerin bei der DDR-Reichsbahn in Zwickau.«

Na ja, schwere Arbeit, denke ich und frage mit Mitgefühl: »Und das war Ihnen auf die Dauer zu schwer?«

Da lacht sie und sagt: »Nee, das war Klasse. Aber ich durfte es

nach der Wende nich mehr machen.«

Und ich: »Weil Sie bei der SED waren?«

Sie: »Nee, weil ich 'ne Frau bin.«

»Moment«, frage ich nach, »da gibt es doch ein Gesetz gegen Frauendiskriminierung.«

Findet sie komisch. Sie lacht vergnügt und sagt ganz leicht dahin: »Laut Bundesgesetz ist Kranführer ein Männerberuf.« Nickt freundlich und geht.

Wenn einer fährt, erfährt er was. Daher kommt wohl das Wort. Ich hatte inzwischen keine Zeit, um herauszubekommen, ob es dieses Bundesgesetz noch gibt. In der DDR gab es das jedenfalls nicht. Hieße also: BRD-Gesetz schluckt DDR-Gesetz. Oder gibt es mittlerweile ein Gesetz, das diese feindliche Übernahme eines Gesetzes verbietet? Und das bringt mich zu einer Frage, die mich in den Jahren nach 1990 stark beschäftigt hat: Wie lange galt ein DDR-Bürger in den »alten Ländern« als Ausländer? Oder ist er es noch?

Kann ein Bürger aus Görlitz, der einen Job in Duisburg findet und umziehen will, damit rechnen, dass er als Inländer behandelt wird? Wandert er zu und ein oder dort, wo er herkommt, aus?

Wenn es Gesetze gibt, die bestimmen, welche Berufe den Männern gehören und welche den Frauen, Gesetze, die wir gar nicht kennen, dann gibt es vielleicht ebenso gut Gesetze, die Altländer und Neuländer auseinander halten. Vielleicht ist fraglich, ob einer ein Neuländer oder Altländer ist, oder ob ein Inländer, der ein Neuländer ist, nicht doch ein Ausländer, aber ein Altländer, der ein Türke ist, ein Inländer sein könnte. Seit kurzem gibt es endlich wieder ein Gesetz, das alles ordnet. Das Türenschließgesetz mit dem Boot-Ist-Voll-Effekt. Jetzt wissen wir, dass wir kein Einwanderungs-, aber auch kein Zuwanderungs- oder Abwanderungs- und schon gar kein Auswanderungsland sind. Es gibt Leute, die wollen zu uns kommen, weil sie glauben, dass bei uns Recht und Ordnung

herrschen. Das ist aber nach diesem Gesetz nicht mehr zu versprechen, weil jetzt niemand mehr weiß, wer was darf. Nur der Staat darf alles tun, was er für richtig hält, zum Schutze derer, die hier sind, weil sonst das berühmte Boot zu voll wird und kentert.

Der zu Beginn dieses Buches ehrenvoll erwähnte deutsche Innenminister hat sich mit seinen politischen Gegnern, dem Bayern-Schily Beckstein und einem Saarmüller, zu einer Dreierabwehrkette zusammengeschmiedet, die Republik zu einem Laden deklariert und ihn dichtgemacht. Wer darf noch rein? Große Geister, berühmte Forscher, Nobelpreisträger, Fußballspieler über zehn Millionen Ablösesumme, Dirigenten, Sänger, Manager, Banker. Ausländern, die bereits seit 30 Jahren hier wohnen, Kinder haben, Einkommen und Auskommen, kann eine lebenslange Duldung zugebilligt werden.

Für alle aber, auch für die inländischen Ausländer aus den Altländergebieten ist ein mehrjähriger Integrationskursus Vorschrift. Auf diesem Gebiet gibt es schon erstaunliche Erfolgsmeldungen. Bei einer Stichprobe, die an Kölner Bürgern vorgenommen wurde, konnte man nach einer Prüfung der deutschen Sprache neun von zwölf Bürgern abschieben. *Neun!* Drei Türken und sechs Deutsche.

MEINE DAMEN UND HERREN, LIEBE FAHRGÄSTE: IN WENIGEN MINUTEN ERREICHEN WIR WEIMAR.

Die Kulturhauptstadt wartet. Ein Abend im »Nationaltheater«. Renate kommt von Berlin. Sie würde mich nie allein nach Weimar fahren lassen, denn der Neid würde sie pieken, dass ich allein in ihrem Lieblingshotel Elephant wohnen darf. Ein Bauhaus-Hotel. Jede Türklinke verrät den Bauhausstil, nach dem Renate süchtig ist. Sie riecht Bauhaus schon aus großer Entfernung. Dass es einmal quasi das Gästehaus von Goethe gewesen ist, interessiert sie weniger als die Dokumentation einer Weimarer Künstlergruppe, die die neuere Geschichte der Stadt erstellt hat. Man war nicht sehr amused im Hause der

Stadtvorderen. Die Zusammenstellung war sehr pfiffig gemacht und auch boshaft. Besonders das Thema »Weimar im Dritten Reich« erntete Widerspruch.

Die Verfasser der Dokumentation hatten ein altes Foto aus dem Jahre 1935 gefunden. Der Platz vor dem Hotel Elephant ist zu sehen, bis auf den letzten Quadratzentimeter gefüllt mit Weimarer Bürgern, alle mit erhobener rechter Hand, Hakenkreuzfähnchen und Fahnen sind in großer Zahl zu erkennen. Und auf dem Balkon des berühmten Hotels: Adolf Hitler. Über das ganze Szenario hatten die Autoren eine große Sprechblase gelegt und in diese den Wortlaut des Sprechchors geschrieben, der damals über den Platz hinauf zu dem Balkon hallte:

LIEBER ADOLF GEH NICHT FORT, BLEIB AN DIESEM SCHÖNEN ORT!

Es ist einfach unfein, so etwas aufzubewahren. So etwas Peinliches entsorgt man doch. Ausgerechnet in Weimar.

Natürlich haben Renate und ich unsere Pflicht getan. Wir besuchten das Goethehaus, das Gartenhaus, das Schillerhaus, gingen auf den Wegen, auf denen vermutlich Goethe mit seinem Sprecher Eckermann spazierte. Immer wieder wird behauptet, Johann Peter Eckermann aus Winsen an der Luhe wäre so etwas wie sein Staatssekretär gewesen. Keine Rede davon. Eckermann war Goethes jugendlicher Anbeter und Schriftführer in dessen letzten Lebensjahren. Er stand auf keinen Fall auf der Lohnliste des Ministers. Ich erwähne es nur deshalb, weil ich hörte, dass ein Untersuchungsausschuss im Thüringischen Landtag ... es ist einfach unwahr.

Wenn es in dieser Zeit, also zwischen 1780 und 1832, Vorwürfe wegen fürstlicher Begünstigung Goethes gegeben hat, dann können sie nur aus dem Stadtinneren gekommen sein, dort wo die einfache Bürgerschaft auf engem Raum zusammengedrängt wohnte. Karl August, der Fürst, der von

seinem prächtigen Schloss auf die Stadt herabsah, lud seinen Fürstenkollegen, den Dichterfürsten, oft und gern ein, spielte Karten mit ihm, erbat sich Ratschläge, erteilte welche, und er subventionierte selbstverständlich Goethes Stadttheater. Nachteiliges erfährt man in Weimar nicht über den großen Sohn der Stadt. Es sei denn, man besucht das Schillerhaus. Das taten wir. Die strenge Aufsicht in den einzelnen, kleinen Zimmern führen ältere Damen in dunklen Gewändern, deren Blick keine Handbewegung entgeht.

Ich sagte zu Renate: »Kannst du dir vorstellen, dass dieser Job immer und allezeit in der Familie geblieben ist? Dass er immer und für alle Zeit vererbt wird? Seit 200 Jahren steht hier immer eine Frau Fröbl. 40 Jahre lang. Und dann die Tochter. Also bereits in der 5. Generation. Und jede kennt die Schillers ganz genau. Ich wette, wenn ich sie jetzt frage, sagt sie mir alles, was sie weiß. Soll ich mal?«

Renate zischte: »Lass das, das ist mir peinlich.«

Aber mich faszinierte der Gedanke, etwas herauszubekommen, was in keiner Literaturgeschichte steht.

Ich schlich mich an, Renate dicht hinter mir. Wahrscheinlich habe ich Frau Fröbl die richtige Frage gestellt. Zunächst freundliches Vorgeplänkel: »Langweilig, so hier stehen?«

»Aha, nicht langweilig.«

»Seit wie viel Jahren?«

32 Jahre schon. Und die Mutter auch? Ja ja, die Mutter auch. Und deren Mutter. Die Urgroßmutter hat hier gebügelt, also gebüchelt. Donnerwetter.

Und dann stellte ich die mich bewegende Frage:

»Wie waren denn die Schillers so?«

Renate trat mir auf den Fuß.

Die Dame bekam mitteilsame Augen, und weil niemand sonst im Zimmer war, legte sie los:

»Die Schillers. Das waren ganz einfache, anständige Leute. Die haben mit den Leuten in der Stadt geredet. *Sie* war ganz nett. Er, der Friedrich, war son bisschen schüchtern. Nu war er oft krank, aber er hat unten auf der Straße mit den Leuten sich unterhalten, wies so geht und wasse so denken, eingekauft hat nur sie. Sie warn ja immer knapp mitm Geld, da ham se mal anschreiben müssen, das hat sie gemacht. Die Schillers waren sehr angesehen. Nu hatten se ja dauernd Sorgen wegen der Tochter, da drüben neben der Tür hängt sie ... die war ja immerzu krank, immerzu. Hat se gekränkt. Und für die Theaterstücke hat er ja nich viel gekriegt, der Schiller. Bei den Goethes war das ja anders. Der Goethe, der ging ja nich auf die Straße. Und das war nich einfach mit den Goethes. Das war *sie*, die Christine. Die Goethes waren anders ... Er war ja die meiste Zeit oben im Schloss, in der Glaskuppel oben hat er die meiste Zeit gesessen. Mit dem Fürschten, und sie haben Karten gespielt miteinander. Sie sollen sich ja öfter mal getroffen haben, der Goethe mit dem Schiller. Jetzt stehn se vor dem Theater zusammen. Jetzt sind sie gleich groß. Wird der Goethe dem Bildhauer heimlich was zugesteckt haben. Warum? Nu ja, weil der Schiller viel größer war in Wirklichkeit. Na ja, Kunst ist geduldig. Nee, also die Schillers waren sehr beliebt in Weimar.«

Und damit beendete sie die Audienz und wandte sich anderen Besuchern zu.

Am Nachmittag Buchenwald. Ein paar Kilometer außerhalb Weimars. Man könnte es zu Fuß erreichen. Und trotzdem hat die Bevölkerung von Weimar in der Mehrheit nicht gewusst, dass da oben auf dem Ettersberg eines der berüchtigsten Konzentrationslager der Nazis gewesen ist. Später haben sie es zu ihrem Schrecken gelesen. Mit dem, was wir aus den Büchern von Eugen Kogon, Imre Kertész und Jorge Semprun wissen über dieses Buchenwald, betraten wir den Ort, der nur noch in den Grundrissen vorhanden ist. Damals in den Mordjahren hatte man rundherum die Bäume abgehackt, das Grün beseitigt, um

freie Sicht auf die Häftlinge zu haben. Inzwischen ist alles wieder zugewachsen, es ist grün, und man hat einen wunderbaren Blick in das Thüringer Tal. Man sollte Semprun mitnehmen, wenn man hinauffährt.

Am Abend, nach der Vorstellung, besucht mich ein großer, starker Mann in der Garderobe, ein Baum von einem Mann. Er gibt sein Alter mit 80 an. Er haut mir auf die Schulter und fragt, ob ich ihn wiedererkenne. Nein, leider. Und er lacht und sagt:

»Damals hat ick noch Haare, weesste.« Berlin also. Und dann erinnere ich mich.

Ludwig-Kirch-Platz-Ecke irgendeine Straße, in einer Kneipe. Gegenüber habe ich gewohnt und die Nacht durch Texte geschrieben. So um die drei Uhr morgens bekam ich Durst. In der Kneipe stand ein baumlanger Mensch in einem Overall. Er hatte das Feierabendbier ausgedehnt und stellte sich artig vor: »Schirmer. Albert Schirmer.« Und zur Theke: »Ein Bier für den Herrn. Der Herr ist eingeladen.«

Er sei Spediteur, erzählte er, wohnte in Wilmersdorf und hier ist er zu Hause. Wir reden und reden und lachen, er erzählt einen Witz, ich einen drauf, plötzlich zischt er: »Halt mal ruhig.«

Man hörte auf der anderen Seite der Bar einen Betrunkenen sagen: »Katze mir glaum, Mann, ick war bei die Leibstadarte.«

Schirmer hört ihm mit ungläubigem Staunen zu, kriegt dann ganz schmale Augen und fragt laut und schneidend quer über die Bar:

»Wat warst du?« Bis jetzt hatte dem Betrunkenen keiner zugehört, aber der scharfe Zwischenruf von meinem neuen Freund, dem Spediteur Albert, machte ihn ganz stolz, und er wiederholte lautstark:

»Jawoll ... ick war bei die SS-Leistadarte.«

Nachher habe ich mir sagen lassen, dass Albert Schirmer ein gutmütiger Mensch sei, der aber, wenn dieses Thema

angesprochen wird, sofort zuhaut. Warum weiß niemand. Darum waren alle alarmiert. Der Betrunkene war noch nie in dieser Kneipe, aber alle wussten, es kann nicht gut ausgehen für ihn. Man versuchte ihn von der Theke wegzuziehen, ihn rauszubringen, aber der wurde jetzt trotzig, riss sich los und schrie mit sich überschlagender Stimme: »Ich war bei die SS-Leistaddarte!«

Da stand Schirmer auf und ging langsam zu ihm hinüber. Der Wirt zischte den Betrunkenen wütend an: »Hau doch ab, du Arschloch, du hast keene Ahnung, wat jetzt passiert. Hau ab!«

Der baumlange Schirmer stellte sich ganz dicht an den armen Wicht, der steil zu ihm hochschauen musste. Schirmer fragte noch einmal, es war totenstill geworden: »Sag das noch mal.« Der Kerl nickte stolz zur Bekräftigung und wiederholte: »Ick war bei die SS-Leistaddarte ...« Schirmer schaute ganz ruhig hinunter und sagte bestimmt: »Warst du *nicht*.«

Das brachte den anderen in Aufregung, und er krähte: »Ich war bei die SS-Leistaddarte.«

Schirmer: »Nein.«

Jetzt geschah etwas Sonderbares: Der Betrunkene fing an zu weinen und schluchzte: »Ich war bei die SS-Leibstandarte.« Da zog Schirmer ihn an der Krawatte zu sich herauf und sagte ganz leise: »Nein! Und weißt du auch warum?«

»Warum?«

Und nun ließ ihn Schirmer fallen, drückte seinen Daumen mit ungeheuerer Kraft auf dessen Fontanelle und zischte: »Zu klein.«

Dann drehte er sich um und verließ das Lokal.

Und nun hatte dieser bemerkenswerte Mensch meine Vorstellung besucht. In Weimar. Was tut er hier? Ist er umgezogen?

»Nee«, sagte er, »ich komme hin und wieder her. Ich wohne

noch in Berlin. Aber das ist 'ne lange Geschichte. Und jetz lade ich Sie wirklich zum Bier ein.«

Schirmer hatte auch in Weimar eine Stammkneipe, dort suchte er für uns eine ruhige Ecke und erzählte mir seine Geschichte.

»Ich weiß ja nicht, was Sie von mir gedacht haben, als ich den armen Kerl so schlecht behandelt habe. Er war natürlich wirklich nicht in der Leibstandarte. Zu klein. Wirklich. Aber es macht mich wahnsinnig wütend, wenn diese Idioten so einen Mist erzählen. Ich bin da empfindlich. Das hat Gründe.

Wir wohnten in Wilmersdorf, mein Vater und ich; meine Mutter war Anfang der 40er gestorben. Sie hat schwer darunter gelitten, dass mein Vater 1934 sein Geschäft verloren hatte. Er war Sozialdemokrat und einer von den ersten, die in ein Lager kamen. Nach einem halben Jahr kam er wieder raus. Völlig kaputt. Er hat sich dann mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser gehalten. Er war Installateur. Er ist nicht mehr aus dem Haus gegangen. Auch nicht mehr in die Kneipe. Er durfte nichts sagen, sonst hätten sie ihn wieder geholt. Ich durfte nicht zur Hitlerjugend, was mich geärgert hat, die anderen in meiner Klasse waren alle dabei. Aber Vater hat nichts erklärt. Nichts.

Und da bin ich so ganz langsam auf die andere Seite gerutscht. Heimlich habe ich auf meinem Zimmer eine Karte von Frankreich gehabt. Auf der habe ich mit bunten Nadeln die deutsche Front abgesteckt. Und, na klar, habe ich mitgejubelt, als Frankreich ruck-zuck am Boden war, und als es mit Russland losging und der ›Führer‹ beinahe in Moskau einmarschiert wäre, also der Hitler, meine ich, da war ich Feuer und Flamme. Mein Vater wurde immer stiller und hat sich verkrochen. Und ich dachte, so ein sturer Hund, sieht er nicht, wo's langgeht?

43 habe ich mich freiwillig gemeldet. Zur Waffen-SS. Als ich das meinem Vater schonend beigebracht hatte, schwieg er lange, sah mich an und sagte: ›Albert, ich möchte, dass du sofort mein Haus verlässt.‹ Dann ging er in das Schlafzimmer, schloss von

innen ab, und ich hörte nichts mehr von ihm.

Bis zu dem Tag, an dem ich in die Kaserne einrücken musste, wohnte ich bei einer Tante, deren Mann schon im Polenfeldzug gefallen war. Sie schimpfte auf meinen Vater so, dass es mir unangenehm war. Sie wollte ihn bei der Ortsgruppenleitung der NSDAP anzeigen. Mit Mühe konnte ich sie davon abhalten. Als die Einberufung kam, war ich richtig erleichtert. Nach der Grundausbildung kam ich noch zu einem Unterführerlehrgang und dann ging's ab nach Russland.

Ein paar Stunden vor der Abfahrt des Zuges bin ich zu meinem Vater und wollte mich verabschieden. Ich klingelte, ich hörte meinen Vater zur Tür gehen, er öffnete die Wohnungstür, sah mich in meiner SS-Uniform von oben bis unten an, und ich sagte: ›Vater, mein Zug nach Russland geht heute Abend, ich wollte dir nur ...‹ Er unterbrach mich: ›Was wollen Sie, ich kenne Sie nicht.‹ Dann schloss er die Tür.«

Schirmer schaute mich an, bestellte uns noch ein Bier und sagte:

»Die Geschichte ist gleich zu Ende. Langweile ich Sie?«

Ich war so verdattert, dass ich nur den Kopf schüttelte.

»Ein halbes Jahr später wurde ich verwundet, lag in Wittenberg in einem Lazarett, und als es mir besser ging, fuhr ich nach Berlin, um meinen Vater zu besuchen. Inzwischen war ich Unterscharführer, hatte ein paar Orden und das Verwundetenabzeichen und ging am Stock. Ich klingelte. Mein Vater öffnete, sah mich an und sagte wieder: ›Was wollen Sie, ich kenne Sie nicht‹ und schloss die Tür.

Ein paar Stunden ging ich herum, setzte mich in ein Café und grübelte. Dann fuhr ich mit der S-Bahn zur Wohnung eines Freundes in Frohnau und borgte mir von seiner Frau einen seiner Zivilanzüge. Er war irgendwo in Frankreich an der Kanalküste. Bei den Pionieren.

Ich zog den Anzug an, fuhr zu meinem Vater, klingelte, die

Tür ging auf, mein Vater sah mich an, breitete die Arme weit aus und rief: ›Albert, da bist du ja.‹

Bis ich wieder an die Front musste, war ich so oft ich konnte bei ihm, und er hat mir endlich seine ganze Geschichte erzählt. Als ich hörte, dass er mit Kommunisten zusammenarbeitet, für die er Briefe befördert, erschrak ich zu Tode. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Als ich aus der russischen Gefangenschaft wiederkam, habe ich von Nachbarn erfahren, dass unser Haus zerbombt worden ist und er bei meiner Tante wohnte. Dort haben sie ihn abgeholt.«

Ich fragte entsetzt: »Ihre Tante hat ihn denunziert. Und die Nazis haben ihn doch noch erwischt ... aha, jetzt begreife ich ... und sie haben ihn hier nach Buchenwald gebracht.«

»Nein, halt mal ruhig«, sagte Schirmer. »Meine Tante hat ihn schon angezeigt. Weil er keine Lebensmittelkarten hatte. Aber nicht die Nazis haben ihn geholt, sondern die Russen.«

»Nach Kriegsende?«

»Ja. Im Oktober 1945. Dort wurde er liquidiert. Wenn Sie von Buchenwald aus in den Wald gehen, stehen Tausende von Kreuzen. Unter einem liegt mein Vater.«

»Ja, aber um Himmels willen. Ein Sozialdemokrat. Ein Mann, der im Lager gesessen hat!«

»Es wurde ein Bild bei ihm gefunden. Ein Bild von mir.«

»Ja und?«

»Er hatte leider nur eins in Uniform von mir.«

Am nächsten Tag sind wir zusammen hinausgefahren. Auf den Ettersberg zu seinem Vater. Er stand vor den Kreuzen und sagte nur: »Ein tödliches Missverständnis.«

ENDSTATION, ABFAHRT WEIMAR, 9.20 UHR

Albert Schirmer ist zum Bahnhof gekommen, um uns zu verabschieden. Er fährt nach Berlin zurück. Als Abschiedsgeschenk hat er mir ein kleines Buch mitgebracht. Es ist eine Auswahl der *Xenien*. Sehr sinnvoll: Erstens heißt das übersetzt Gastgeschenk, und zweitens, was Schirmer nicht wissen kann, passt es zu dem im Schillerhaus Gehörten. »Xenien« klingt ganz harmlos, sind aber gefürchtete, boshaftes Bemerkungen und Verse, die Goethe und Schiller über die Weimarer Gesellschaft und über die Literaten des Landes ausgeschüttet haben. Goethe war nicht durchgehend entzückt über seine deutschen Leser. Dazu schrieb er: »Weit darf man nicht ins deutsche Publikum hineinhorchen, wenn man den Mut zu arbeiten behalten will.« Würde er heute etwas anderes sagen? Oder etwas noch Schlimmeres?

Und weil wir uns in der Heimat Luthers befinden, kommt mir zwischen Erfurt – Weimar – Gotha – Eisenach die Frage in den Sinn: Würde eine Reformation heute kläglich am fehlenden Interesse scheitern? Irgendein verrückt gewordener Mönch schlägt Thesen an eine Kirchentür, in denen eine erneuerte Moral der katholischen Kirche gefordert wird?

Es wäre vermutlich eine Tagesmeldung wert: »Fulda: Die Katholische Bischofskonferenz warnt vor unbedachten Reformbestrebungen einer vom wahren Glauben abgefallenen Gruppe um einen eifernden Mönch, der sich Martin Luther nennt.« DAS WETTER. Das heißt: Der Dreißigjährige Krieg hätte nicht stattgefunden. Der ja eigentlich in Böhmen begonnen hat. Die Böhmen waren die ersten gewaltlosen Reformer. Sie haben ihre Reformen »windowisiert«, die haben ihre Regierung aus dem Fenster gestürzt. Zweimal! Das erste Mal 1419, 1618

zum zweiten Mal. Kein Gestürzter tat sich weh, weil unterhalb der Fenster ein riesiger Misthaufen war, den sie selbst verursacht hatten.

Wenn wir in Berlin Regierungen, die uns ärgern, aus dem Fenster stürzen wollten, es wäre sinnlos. Man kriegt die Fenster gar nicht auf. Und der Mist läge ganz woanders.

In der Ferne erkennt man, leicht vernebelt, die Wartburg. Über Renates Stoßseufzer, die sie später in Wittenberg und Torgau ausstieß, als wir immer wieder auf die heilige Elisabeth trafen:

»Diese Frau hat die Gegend hier richtig penetrant verheiligt«, lache ich ein bisschen. Ich sage ihr weshalb und frage sie: »Was würde denn dein Enkelsohn antworten, wenn man ihn nach Martin Luther fragte?« Und sie sagt, ohne nachzudenken: »Luther? Voll cool. Echt. Echt super. Kommt rüber der Typ.«

Ich versuche mir vorzustellen, wie sich das wohl anhören wird, wenn in deutschen Gerichtssälen diese Sprache, die Sprache unserer Urenkel, auf die altehrwürdige Sprache der Jurisprudenz fallen wird. Wird man Dolmetscher brauchen?

Überhaupt befallen einen Zweifel, wenn man an die Integrationskurse für Ausländer denkt, die sie inländisch machen sollen. Wie soll man ihnen die Regelmäßigkeiten unserer Sprache erklären, wenn die Unregelmäßigkeiten die Regel sind? Unsere Sprache ist inzwischen voll gestopft mit unverständlichen Idioms, Fetzen aus Berufssprachen. Wenn der Zigarrenhalter von Schalke, dieser Assauer, den man inzwischen auch aus der Bierreklame kennt, auf die Frage, wie sein Leben weitergehen soll, antwortet: »Ich muss mir überlegen, wie lange ich noch volle Pulle gehe«

(Originalton ARD), dann hat das offenbar mit dem Trinken zu tun. Und wenn man ihn fragte, ob er noch Hunger hat, würde er sagen: »Weiß ich nicht, ob ich gehe noch ganze Stulle oder halbe.«

Wenn die Umgangssprache und die Sprache, die aus dem

Fernsehen herauskommt, eine unselige Ehe eingehen, dürfte es, wenn er ausdrücken möchte, dass er den Tod vor Augen hat, so heißen:

»Hatte meine Sterbe in Focus.«

Auch wenn die Amtssprache sich breitmacht: Was soll ein Arbeitnehmer verstehen, wenn ihm ein Sprecher eines Arbeitsamtes mitteilt: »Die Gelder für Arbeitsbeschaffung werden zurückgefahren.« Wer hat sie denn weggefahren? Und wohin hat er sie gefahren? Und wo ist »zurück«?

Was soll er davon halten, wenn ein Journalist prognostiziert, dass im Irak noch viele Unschuldige »ins Gras beißen werden«? Das ist auch schon oft von den ertrunkenen Opfern von Schiffsuntergängen behauptet worden.

In welches Gras wollen sie im Irak beißen? Im zweiten Fall könnte es höchstens Seegras sein. Wundern wird er sich auch, wenn in einem Wahlkampf immer wieder von einem Kopf-an-Kopf-Rennen gesprochen wird, obwohl jedermann weiß, dass es sich um zwei Arschlöcher handelt. Und wieso klagt ein Sozialdemokrat unentwegt, sie müssten die Kastanien aus dem Feuer holen. Wer hat sie denn da reingeschmissen? Und wieso will er sie da wieder raushaben? Und wer macht sich denn überhaupt was aus Kastanien?

Manchmal reden auch Kabarettisten dummes Zeug. Zum Beispiel, wenn einer über Stoiber sagt: »Stoiber schießt sich ab wie ein Torpedo – und kommt als Flaschenpost an.« Noch blöder reden Fußballtrainer, oder sind das Geheimbotschaften, wenn ein Mensch namens Reimann nach einem Spiel, das er nicht gewonnen hat, sagt: »Ein Unentschieden ist manchmal mehr wert als eine Niederlage.« Warum sagt er das extra?

Ganz ausgeschlossen wird es sein, den Hintersinn eines Satzes den Ausländern zu erklären, der immer öfter von Politikern verwendet wird, die nach dem Ausgang einer Verhandlung gefragt werden: »Wir hatten ein lösungsorientiertes Gespräch.«

Das bedeutet doch, dass es auch Gespräche gibt, die sich von vornherein nicht nach einer Lösung des Problems orientieren. Morgen werde ich an eine Imbissbude treten und um eine sättigungsorientierte Bratwurst bitten.

Aufgeschreckt wäre ich gewiss auch bei Reportersätzen wie:

»Jetzt hätte er den Sack zumachen können.« Ich habe das anlässlich eines Tenniskampfes gehört. Welchen Sack sollte er zumachen? Und warum? Er hatte genug mit seinem Schläger zu tun.

Wenn Leute so was sagen, verraten sie auch Dinge, die man nie von ihnen gedacht hätte. Immer behaupten sie, dass Türken foltern, und dass Deutsche so was nie tun würden. Von wegen! Über Kabarettisten schreiben Kritiker öffentlich, dass sie offene Wunden gerissen, den Finger drauf gelegt und dann noch Salz hineingerieben hätten. Heiße Eisen hätten sie angefasst, Spiegel vom Gesicht gerissen und damit den mitten ins Herz getroffen, dem sie auf den Zahn gefühlt haben.

Nein, man kann diese Sprache nicht lernen.

Wenn jemand sagt, etwas solle vertraulich behandelt werden, kommt bestimmt einer und sagt: »*Streng* vertraulich.« Genau wie mit Milch. Da steht »Frischmilch« auf der Packung. Unterscheidet die sich von Altmilch, oder was? Manchmal steht da auch Frische Frischmilch oder extra frische Frischmilch. Was ist das? Die ist noch in der Kuh? Warum sagt der Bundespräsident Köhler, dass ihm die Reformen zu klein sind. Er sagte wörtlich: »Wir brauchen noch viel tief greifendere Reformen.« Da muss man dann den Lehrer fragen, ob das in Deutsch geht, dass man solche Wörter beugt. Also greifen – greifender – am greifendsten. Präsident – Präsidenter – am Präsidentesten.

Inzwischen sind wir in Augsburg. Die Endstation ist nahe. Konzentrieren! Nichts im Zug vergessen. Krempel gleich liegen lassen. Ich hole schnell noch meinen Krempel-Ratgeber heraus.

Futschiweg. Feng Shui. Was rät er beim Anwachsen des Reisekrempeis? Besonders, wenn man das Leben als Reise begreifen möchte. Karen Kingston wird es interessieren, dass ich bereits vor 69 Jahren mit der Feng-Shui-Methode konfrontiert wurde. Wir zogen damals auf einen völlig verrotteten Bauernhof, der zuvor von einer Tierarztfamilie bewohnt worden war. Der Tierarzt musste das Haus aufgeben, in dem er genau acht Jahre gewohnt hatte. In dem Haus gab es genau acht Zimmer. Gewohnt haben sie nur in einem. Wenn das total vermüllt, verkrempt und versaut war, zogen sie ins nächste. Nach acht Jahren zogen sie in ein anderes Haus. Diese Geschichte hat den Vorzug, wahr zu sein.

Über Reisekrempel kann ich nichts entdecken, stolpere aber über die Überschrift: »Weshalb man seinen Dickdarm reinigen sollte.« Und das sehe ich ein. Sie sagt, dass die Friedhofsverwaltungen schon länger klagen, wie spät erst die Menschen wieder zu Staub werden, wie der Pfarrer immer verspricht. Das dauert und dauert, sagt die Frau Futschi, weil wir durch unsere Ernährung (Hoppla! Flavorkusen!) so viele Stoffe zu uns nehmen, die man zur Einbalsamierung verwendet, so dass wir als unkaputtbare Mumie die Zeiten überdauern. Also eine Verlängerung der verminderten Lebensqualität.

Und dann soll man, lese ich, auch den Geist entrümpeln. Ich soll »in der Gegenwart leben«, und dann was ganz Wildes tun:

»Auf der Energiewelle des Lebens reiten.« Auf irgendwas Wildem reiten, das war immer schon mein Traum. Bei meinem Glück wäre ich, wenn ich in den Kavalleriezeiten gelebt hätte, wahrscheinlich Sattelschlepper bei einem Raubritter geworden. Und dann gibt mir die Frau Futschi den Rest: »Die Dinge loslassen.«

Das sagt sie *mir!* Wo ich zunehmend nichts mehr richtig in den Griff kriege. Alles fallen lasse! Wo das Haptische stark nachlässt, soll ich loslassen! Und sagt sie, schreibt sie, teilt sie mir mit, lässt sie wissen: »Wenn Sie vollkommen darauf

vertrauen, dass für alle Ihre Bedürfnisse gesorgt wird, dann wird es auch ganz und gar so sein. Indem ich dem höheren Pfad folge, wird für alle meine Bedürfnisse gesorgt.«

Ratlosigkeit. Aber beim Zurückblättern entdecke ich die dick gedruckte Aufforderung:

SPIRITUELLES GERUMPEL AUSMISTEN.

Und ich übergebe dieses Büchlein dem Fahrtwind. Kurz vor München wird es gelandet sein. Hoffentlich richtet es kein Unheil an. Und zu Renate sage ich: »Ich fühle mich entrümpelt.« Und sie: »Wieso? Willst du futschi weg?« Und mir fällt ein zu sagen:

»Jetzt nicht – später vielleicht.«

LAST BUT NOT LEAST ...

Man hat mich niedergestreckt, betäubt und irgendetwas operativ entnommen. Die Visite ist vorbei. Renate hat angerufen und gefragt, wie es mir geht und dass ich mich beeilen soll, sie stünde gerade vor dem Schrank mit meinen alten Schallplatten aus der Nierentischepoche. Das alarmiert mich, und ich merke förmlich, wie ich schneller gesund werde.

Der Putzemann kommt, einen Wischer lässig mit einer Hand hinter sich herziehend. Er kommt jeden Tag pünktlich, reißt die Tür auf und mustert mich finster. Er kann offenbar nur drei Sätze in Deutsch, und die bringt er jeden Morgen unter, egal, was ich frage.

Er sagt: »Gute Morge« dann: »Schöne Tag noch« und an der Tür: »Bisse morge«

Heute läuft unser Dialog folgendermaßen ab: »Wie geht es Ihnen?«

Und er: »Gute Morge.«

Und ich: »Mir geht es heute beschissen.«

Und er: »Schöne Tag noch.«

Und ich: »Wie lange werde ich noch leben?«

Und er mit strahlendem Gesicht: »Bisse morge.«

Beim Frühstück habe ich etwas Wunderschönes in der *Süddeutschen Zeitung* gelesen und mich darüber gefreut. Dort nämlich stand: »Die Hügel sahen aus wie die Jahreshauptversammlung einer Christstollen-GmbH.«

Wenn man das noch merkt und auch noch merkt, *dass* man merkt, wie schön das ist, dann trägt man seinen Thrombosestrumpf wieder leichter.